UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gesammelte Werke

Florentiner Novellen. Italienische Erzaehlungen

Kurz, Isolde

München, 1925-

Jtalienische Erzählungen

urn:nbn:de:hbz:466:1-72164

Visual Library

Italienische Erzählungen

Unsere Carlotta

Über der Arnostadt ging eben die Sonne unter, der Himmel war offen, die Glorie brannte, Türme, Kuppeln, Paläste standen in einer Flammenesse, und hinein schauten verzückt die Zypressen der Villa Isotta.

Wir saßen im offenen Gartensaal, die Rede kam zufällig auf Nationalitäten, und einer wollte in der sinkenden Sonne das Sinnbild und Wahrzeichen des schönen Landes sehen, in dem wir lebten: in eben solcher abendlichen Heiterkeit gehe die italienische Kultur und Rasse unter, um den lebenskräftigeren neuen Völkern Raum zu geben.

Andere widersprachen, es wurde lebhaft für und wider gestritten. Besonders die Hausfrau, von romanischem Blut, aber in langjähriger Ehe einem Deutschen verbunden, wollte von einem Niedergang des italienischen Genius nichts wissen, ohne den in der großen Völkersymphonie die schönste Stimme fehlen würde, und manches denkwürdige Wort fiel in dem Redekampf, der sich entspann.

Italien, sagte sie unter anderem, ist und bleibt das Land der großen Menschheitstypen, die ewigen Urbilder wachsen hier immer wieder nach. Freilich haben die neueren Völker feinere Abtönungen und ein verschlungeneres Innenleben, aber das Menschentier, das einfache, mit seinen natürlichen Empfindungen fehlt, der Urtypus fehlt, von dem die anderen abgeartet sind. Was sonst des Dichters Aufgabe ist, das tut hier die Natur selber: sie vereinfacht die Gestalten.

Zum Beispiel: Verliebte, Eifersüchtige, Rachgierige gibt es in

jedem Land; aber die Liebe, die Rache, oder nehmen Sie welche Empfindung Sie wollen, ganz in einer Person verkörpert wie in der antiken Tragödie, das finden Sie heute nur noch in Italien. Solch ein menschgewordener Urtrieb, wie z. B. unsere Carlotta war, das schöne Bronzeweib, das Sie ja alle gekannt haben.

Als sie den Namen Carlotta nannte, stieg eine halbvergessene Gestalt aus meiner Erinnerung auf: ein herrliches Weib, wie eine antike Kolossalstatue, mit braunem, unbeweglichem Gesicht und großen goldenen Ringen in den Ohren. Sie stand leibhaftig vor mir, wie sie den Rasen am Hügelabhang der Villa Isotta umschorte, die Schaufel kraftvoll in das trockene Erdreich niedertretend und ruhig Scholle zu Scholle legend. Ich hatte sie nur einmal gesehen und wußte nichts von ihr, als daß sie Carlotta hieß, aber in meiner unbewußten Erinnerung war die Erscheinung haftengeblieben, ohne daß ich mich je mit ihr beschäftigt hätte. Sie sah aus wie das letzte Wesen einer untergegangenen Rasse aus einer Zeit, wo die Menschen noch weniger zahlreich, aber körperlich vollkommener waren.

Das Gespräch war plötzlich abgerissen, und eine verlegene Stille ging durch das Zimmer. Man knüpfte eine neue Unterhaltung an, die nicht mehr ins Sprudeln kam, und trennte sich früh.

Sobald wir allein waren, fragte ich die Frau des Hauses, was es mit der schönen Riesin für eine Bewandtnis habe.

Oh, wie seltsam ist es doch, rief sie, den Fortgehenden nachblickend, daß die Menschen im Leben nicht ertragen können, was sie in der Dichtung überzeugt und zum Beifall zwingt. Es freut mich, daß Sie nach Carlotta fragen, ihre Geschichte liegt vor der Zeit unserer Bekanntschaft, und ich erzähle Sie ihnen gern. Sie haben das Mädchen erst gesehen, als ihre Kraft schon gebrochen war, schließen Sie daraus, was sie in den Zeiten ihres Glanzes gewesen ist!

Sie legte sich auf ihrem Kanapee zurecht, dachte ein wenig nach und erzählte dann:

Es war bei einem Sommeraufenthalt in Montepiano, daß die Carlotta in unser Haus kam. Sie kennen die Gegend nicht? — gewiß eine der schönsten im toskanischen Apennin, ein von wilden Schluchten zerrissenes und von Bergströmen durchrauschtes Hochland, das die Wasserscheide zwischen dem Bolognesischen und Florentinischen bildet: die Setta eilt nach Osten dem Reno und der Adria zu, und die Fiumenta stürzt sich mit dem Bisenzio nach dem westlichen Meere. Ebenso zwiespältig ist der Charakter der Bevölkerung, sie spricht toskanisch und gehört der Landeseinteilung nach zu Florenz, neigt aber schon zu dem rauheren und geraderen Wesen der bolognesischen Nachbarn hinüber. Wir wohnten wunderbar im Müllerhause, durch dessen Gewölbe die schäumende Setta stürzt, aber für die Bedürfnisse war schlecht gesorgt, daher das Wirtschaften seine Schwierigkeiten hatte, und das Dienstmädchen, das ich aus der Stadt mitbrachte, wußte sich nicht zu helfen. Auch fehlte es unserer kleinen Stephanie, die eben das Gehen lernte, an Aufsicht, deshalb ließ ich im Ort nach einer Aushilfe suchen. Da quälte mich eine wandernde Krämerin, die mit ihrem Eselwagen ab und zu vor die Mühle kam, ihre Tochter zu mir zu nehmen; das Mädchen habe zwar noch nie gedient, sei aber so fleißig und bescheiden, daß ich gewiß mit ihr zufrieden sein werde. Die Krämerin war eine alte Hexe, die mit ihrem Eselkarren im Lande herumzog, den Sommergästen schlechte Seifen, dem Landvolk farbige Bänder aufschwatzte und allen Klatsch zwischen den zwei Grenzprovinzen vermittelte. Ihre Empfehlung hatte also wenig Gewicht, aber das Wasser ging mir an den Hals, auch hörte ich, daß die Tochter der Mutter sehr unähnlich sei, und willigte ein, sie mir wenigstens vorstellen zu lassen.

Des andern Tages brachte mir die Alte ein großes schönes Mädchen daher, nicht mehr in der ersten Jugend, und in seiner reifen, fast matronenhaften Fülle mehr einem Weibe gleichend, ein Prachtstück der Natur, mit braunem, ruhigem Gesicht, die Haare wie zwei schwarze Flügel über der Stirn und große goldene Ringe in

den Ohren, kurz, Sie kannten sie ja — unsere Carlotta. Man begriff nicht, wie das kleine häßliche Weib diesem edlen Koloß das Leben gegeben haben sollte.

Die Prüfung fiel nicht glänzend aus. Fast auf allen Punkten, nach denen ich sie befragte, bekannte sich Carlotta zu gänzlicher Unwissenheit, während die Mutter ihr heimliche Winke gab und des Mädchens Aufrichtigkeit durch erlogene Lobpreisungen gutzumachen suchte. Freilich, wenn für Carlotta nichts gesprochen hätte als das Zeugnis ihrer Mutter, so wäre sie wohl nie in unser Haus gekommen, aber das große, wohlgeratene Menschenkind mit dem ruhigen Wesen eines schönen, starken Tieres gefiel mir auf den ersten Blick, und den Ausschlag gab die Kleine, die sich sogleich mit ihr befreundete.

Von Stunde an entspann sich zwischen dem großen, braunen Weib und unserem kleinen blonden Kindchen die zärtlichste Liebe. Carlotta wurde nicht satt, die damals noch spärlich sprossenden goldgelben Härchen anzustaunen, in denen sie das Abzeichen einer höheren Gattung, etwas beinahe Göttliches erblickte, und in unbewußter Poesie erfand sie der Kleinen immer neue Liebes- und Schmeichelnamen, eigentlich keine Namen, sondern Naturlaute lallender Leidenschaft, in denen ihr dumpfes Gefühl nach Ausdruck rang. Ihren Taufnamen konnte sie nicht behalten und verkehrte ihn in Stofale, wie die Kleine sich selber noch lange Jahre nachher nannte.

Wie oft mußte ich ihr das Kind vom Arme reißen, wenn sie sich wie ein Kreisel damit auf dem unebenen Waldboden herumschwang, das zarte Ding an den wogenden Busen gepreßt, und dazu wie in Verzückung: Stofale! Stofale! Stofale! schrie, bis ihr der Atem ausging.

Im übrigen rechtfertigte Carlotta das Zeugnis, das sie sich selber ausgestellt hatte, denn selten hat mir ein Mädchen so viel Mühe gemacht. Sie war durch und durch Bäuerin, ohne Fähigkeit, sich in verfeinerte Bedürfnisse einzuleben, und wenn sie mit Mühe

eine neue Aufgabe gefaßt hatte, so durfte man sie beileibe nicht in der mechanischen, immer gleichen Verrichtung derselben stören, sonst stand die Maschine mit einem Ruck stille. Nur was sie für das Kind zu tun hatte, das geriet ihr alles leicht und sicher, wie aus einem natürlichen mütterlichen Einfühlen.

Bei alledem wußten wir in Montepiano ihre Dienste wohl zu schätzen, denn sie kannte jeden Bauernhof und wußte immer genau, wo es gerade einen Korb voll frischer Eier oder ein Stück schöner Butter zu holen gab; auch konnten wir ihr mit voller Sicherheit das Kind überlassen, während wir im Gebirg umherkletterten. Außerdem habe ich es stets als einen Gewinn betrachtet, besonders für die Kindheit, schöne wohlgebaute Menschen im Hause zu haben. Man mußte Carlotta sehen, wenn sie an dem kleinen Röhrenbrunnen, der neben dem Mühlbach aus dem Felsen springt, ihr Wasser holte und mit der Last zurückkam, ohne einen Tropfen zu verschütten, an jeder Hand einen schweren Eimer Wasser hängend, daß die Eimer und die starken braunen Arme aus einem Bronzeguß zu sein schienen, — die biblische Rebekka kann kein stolzerer Anblick gewesen sein.

Auch gefiel es mir an Carlotta, daß sie ernsthaft und schweigsam war wie die Natur ihrer Berge; nie hörte man ein überflüssiges Wort von ihr. Sobald sie nichts zu tun hatte, setzte sie sich am Abhang unter den Zypressen nieder, wo der Weg an der Setta hinführt, und sang, ihre Stofale im Schoße haltend, ein eintöniges Lied, immer dieselbe Strophe, die endlos wiederkehrte wie die Welle im Bach.

Überhaupt hatte sie ein nahes und stilles Verhältnis zu der Natur, sie kannte alle Pflanzen mit Namen, was bei unserem Landvolk selten ist, und sagte mit fast unfehlbarer Sicherheit das kommende Wetter voraus; von ihrem Vater, der ein Apenninenhirte war, hatte sie die Gabe geerbt, und zwar sie allein unter sieben Geschwistern. Wir hatten es an ihr ausgefunden, bevor wir wußten, daß sie als die beste Wetterprophetin ringsum zwischen Setta

und Fiumenta anerkannt war. — Welche Aufschlüsse über die Natur vermöchten uns erst die Tiere zu geben, wenn wir sie befragen könnten.

Etwas Treuherzigeres als unsre Carlotta ist nie auf zwei Beinen gegangen. Sie war noch keine Woche in unserm Dienst, so erzählten mir die Hausgenossen belustigt, daß die neue Kindsmagd sich mit unsrer Kleinen über ihre eigenen Herzensangelegenheiten zu beraten pflege, und sie sei fest überzeugt, das stille Kind mit den durchdringenden blauen Augen verstehe alles. Nun merkte ich selber auf und hörte auch richtig eines Tages mit an, wie sie die Kleine auf ihrem Schoß ernsthaft fragte: Soll ich ihn nehmen, Stofale, sag' mir's du, soll ich ihn nehmen?

Und nachdem sie eine Weile in den Augen des Kindes wie in einem Schicksalsbuch zu lesen gesucht hatte, setzte sie in klagendem Tone hinzu: Aber du weißt ja, daß ich Tag und Nacht an den andern denke.

Und plötzlich riß sie das Kind mit Ungestüm an ihre Brust und rief in Verzückung: Oh, wenn ich sicher wäre, daß mir ein solches Engelchen geschenkt würde, dann drückte ich beide Augen zu und nähme ihn doch.

Ich trat unversehens heraus und fragte, was die seltsamen Reden bedeuteten. Carlotta war zuerst betreten, dann faßte sie sich und beichtete, und so erfuhr ich jenes Tages in Bruchstücken, die ich mir selber zusammenleimen mußte, ihre ganze Geschichte.

Carlottas Familie stammte aus dem Bolognesischen, wie sie immer mit Stolz betonte, eine Riesenbrut, der Vater, vier Brüder, drei Schwestern, alle schön und groß und stark wie sie. Diese Leute hausen nur im Sommer auf ihren Bergen, des Winters ziehen sie in Scharen mit Sack und Pack herunter nach der Maremma oder nach Sardinien, wo Arbeitskräfte immer gesucht sind. Gehen sie dort nicht am Fieber zugrunde, so haben sie Aussicht, es zu einem gewissen Wohlstand zu bringen, denn die Löhne sind in jenen ungesunden Gegenden höher als anderwärts.

So rechnete auch Antonio, Carlottas Verlobter, ein kluger, stattlicher Bursch, der jeden Winter nach Grosseto auswanderte und im Frühjahr sein Erspartes gegen ein paar kräftige Maremmenpferdchen umtauschte, die er daheim mit Vorteil wieder verhandelte. Er hatte schon Aussicht auf ein eigenes kleines Gütchen, das er mit Carlotta bebauen wollte, als ihn kurz vor der Hochzeit die Malaria in wenigen Tagen wegriß. Carlotta betrauerte ihn herzlich, denn sie hatten von Kindheit an zusammengehalten. Doch fiel es ihr nicht ein, um seinetwillen unvermählt zu bleiben, sie verlangte nur, ihr Zukünftiger müsse groß und stattlich sein, wie Antonio gewesen. Aber sie war nun schon aus ihrer Bahn gerissen und sollte den Weg ihrer natürlichen Bestimmung nicht wiederfinden. Noch im selben Jahre erlag ihr Vater der gleichen tückischen Krankheit, die Mutter, die Nomadenblut im Leib hatte, schaffte sich darauf den Esel an, um von Ort zu Ort mit Nadeln und Bändern zu hausieren; ihr Wägelchen mit dem gelben Wachstuchüberzug war bis ins Mugello hinab bekannt. Die Geschwister waren versorgt, Carlotta, die Jüngste, wurde, da sie das Wanderleben der Mutter nicht teilen mochte, bei einem Verwandten in Prato untergebracht, der ihre Kräfte nicht besser zu verwerten wußte, als indem er sie in die Papierfabrik von Meletto schickte.

Denken sie sich unsre Carlotta, die für die Stille der hohen Berge und der weiten Ebenen geboren war, in dem qualmenden, quirlenden Dunstkreis einer Fabrik, unter all den flinken, geschwätzigen, verderbten Arbeiterinnen. Das arme Ding glaubte lange Zeit, der Kopf müsse ihr vor Lärm und Hitze zerspringen. Schweigend falzte sie täglich soundso viel Bogen blauen Packpapiers und wanderte am Abend einsam ihre fünf Kilometer nach Hause; ihr gewaltiger Wuchs und ihre Stummheit richteten zwischen ihr und den andern eine Scheidewand auf. Zwar stellten sich auch dort ein paar Freier für sie ein, aber sie waren unansehnlich von Person, und die gute Carlotta hätte es damals in der Blüte ihrer

Jugend für einen Schimpf gehalten, einen Mann zu nehmen, der kleiner war als sie.

Nur einer lebte in Meletto, auf den Carlotta nicht herunterſehen konnte: es war ein Papiermaſchinenführer mit Namen Rocco Fontana, ein bildſchöner Menſch von guter Herkunft und herrlich gewachſen, aber ein Verführer und Frauenverderber von Beruf. Den Damen von den umliegenden Villen ſoll er ebenſo gefährlich geweſen ſein wie den armen unwiſſenden Fabrikmädchen, denn er beſaß eine angeborene Eleganz und die ‚fierezza' im Auge — wie Carlotta ſich ausdrückte —, der kein Weib widerſtehen konnte. In Meletto verdrehte er alle Köpfe und gab zu wütender Eiferſucht, zu Zank und Umtrieben ohne Ende Anlaß.

Seine Frechheit ging über alle Grenzen. Einmal rief er ein Dutzend Arbeiterinnen im Fabrikhof zuſammen wie ein Hahn ſeine Hennen und ſagte: So gebt doch euren Streit auf, Kinder, ich will euch ja alle glücklich machen, keine ſoll über mich zu klagen haben. Nur das bitte ich mir aus, daß ihr wieder ruhig eurer Wege geht, wenn ich ſage: jetzt iſt's zu Ende. Und eins vor allem merkt euch: heiraten niemals!

Durch welchen dunklen inneren Widerſpruch warf unſre ernſte, ſittenſtrenge Carlotta ihre Leidenſchaft gerade auf dieſen? Blendete ſie die glänzende Geſtalt, oder war es vielleicht gerade ihr empörtes ſittliches Empfinden, das ſie zwang, ſich immer heimlich mit ihm zu beſchäftigen? Ich weiß es nicht, und ſie ſelber konnte mir die Frage nicht löſen.

Was ihn betrifft, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß die prachtvolle Erſcheinung ihm in die Augen ſtach. Bei jeder Gelegenheit äußerte er öffentlich, es dürfe ſich keine andre neben Carlotta ſtellen, und zog ihr dadurch den ingrimmigen Haß ihrer Kameradinnen zu. Als ausgelernter Kenner wollte er mit der Bäuerin keck und derb zu Wege gehen, wie es in ihren Bergen üblich iſt. Aber beim erſten Verſuch, ſich den großen ſchönen Vogel zu zähmen, erhielt er einen tüchtigen Schnabelhieb, der ihm zeigte,

daß dieser Wildling keine so leichte Beute war wie die kleinen zwitschernden Fabrikspatzen. Nun geriet er in Feuer, sprach von Liebe und tieferer Empfindung, Carlotta fragte tiefernst, ob er sie zu seiner Frau machen wolle, und da er mit nein antwortete, drehte sie ihm kurzweg den Rücken.

Aber der Pfeil saß schon in ihrem Herzen fest, und sie konnte dem Versucher nicht ernstlich grollen. Rocco Fontana war ein anderer, sobald es sich nicht um Liebessachen handelte; sein Talent und seine Tüchtigkeit mußte ihm jeder lassen. Er war des Direktors rechte Hand und die unentbehrlichste Person im ganzen Anwesen. Jeden Augenblick rief man nach ihm, und wenn ein Unfall geschah, war er der erste, der zusprang. Auch auf sein gutes Herz rechneten alle: die Arbeiter borgten Geld von ihm, und wenn einer sich hatte was zu schulden kommen lassen, so mußte Rocco Fontana beim Direktor vermitteln. — Bittet nur den Herrn Fontana — Herr Fontana wird helfen — hieß es rechts und links, und wenn er in der Fabrik erschien, gab es immer ein Spähen und Hälseverdrehen von allen Seiten, bis er über die Schwelle trat, nachdem er zuvor prahlerisch seine rauchende Zigarre in den Hof geschleudert hatte, wo immer schon einer wartete, um sie wegzufangen.

Carlotta glühte heimlich wie eine Kohle, aber sie hielt stand. Sie leugnete ihm nicht, daß sie ihn liebe, wie keine andere ihn lieben könne, aber eins liebe sie noch mehr als ihn, ihre Ehre, und darum solle er nicht hoffen, sie zu besitzen, außer als seine rechtmäßige Frau vor Gott und Menschen.

Der schöne Rocco antwortete, sie rede wie ein Blinder von der Farbe, ein Weib, das liebe, springe auf den Wink ihres Geliebten in die Maschinenräder, und da er sah, daß er nichts erreichte, suchte er sie wenigstens durch spitzige Reden und höhnisches Gebaren zu quälen.

Auf was wartest du denn eigentlich? sagte er; sei's um ein paar Jährlein, so gehörst du auch schon zur Garde der heiligen Katha-

rina, und es ist doch eine große Sünde, ungeküßt in die Grube zu fahren.

Und ein andermal: Wenn du nur zum Ansehen da bist, so frage ich den Teufel nach deiner Schönheit. Bilder gibt es noch zehnmal schönere, vor die ich mich hinstellen kann und sie bewundern, zum Beispiel die Fornarina des Raphael, die in meinem Zimmer hängt, — ich zeige sie dir, wenn du willst.

Carlotta wußte von den andern, daß sein Zimmer mit lauter Photographien nach berühmten Meisterwerken geschmückt war, und sie hätte die Fornarina gerne gesehen, denn auch in ihren Bergen oben weiß man vom Raphael, aber sie hütete sich wohl, Fontanas Einladung anzunehmen.

Nie konnte sie mit sich ins reine kommen über diesen Mann, der so gut war mit allen, — gut wie das Brot, sagte Carlotta mit Andacht, — und doch so schlecht wurde, sobald ein Mädchen ihm Verlangen einflößte. Über dem vielen Grübeln und Grämen verlor sie Appetit und Schlaf, daß ihr die Wangen einsanken und die Kleider zu weit wurden. Rocco Fontana mit seinen Falkenaugen spähte zuerst die Veränderung aus und sagte ihr grausam, sie sei um zehn Jahre gealtert. Er sah sie nun gar nicht mehr an und überließ sie ihrer stummen Pein und dem schadenfrohen Mitleid der Kameradinnen. Carlotta mußte mit ansehen, wie er eine hübsche Blondine, die erst seit kurzem in der Fabrik Lumpen sortierte und ihm noch neu war, mit den Blicken verzehrte, und wie das kleine Mädchen schnippisch tat, aber doch merken ließ, daß sie zu gewinnen wäre, — in Carlotta kochte der Zorn bei all dem Zwitschern und Kokettieren, dem Röckeschwenken und Stiefelchenzeigen der städtischen Zierpuppe, wozu sie selbst so gar kein Talent hatte.

Endlich fand sie eine Linderung für ihre Liebesnot. Sie hatte auf heimlichen Wegen in Erfahrung gebracht, daß der schöne Rocco in Vajano ein Kind besaß, ein bildschönes kleines Mädchen mit schwarzen Haaren und Augen und dem Vater wie aus dem Ge-

sicht geschnitten. Die es geboren hatte, war aus Gram gestorben, und eine andere verlassene Geliebte Fontanas, eine wohlhabende Bäckerswitwe von Vajano, hatte sich aus Leidenschaft für den Vater des Kindchens angenommen und zog es liebevoll auf, obschon dieser den Fuß nicht mehr über ihre Schwelle setzte. Carlotta führte sich bei der Bäckerin ein und wußte das kleine Mädchen an sich zu gewöhnen, sie brachte Spielzeug und Leckereien aus Prato mit und kannte kein höheres Glück, als am Sonntag die schöne Kleine geputzt und bebändert in Vajano spazieren zu führen. Da lebte sie sich in einen langen Traum hinein, in dem all die dunkle Sehnsucht ihrer Natur gestillt und sie Mutter des schönsten Kindes, eines Kindes von Rocco Fontana, war.
Aber auch dieses Glück sollte ihr nicht lange ungeschmälert bleiben, denn die andern spürten ihr nach, und sobald das Geheimnis von Gildas Geburt am Tage war, entspann sich ein neuer Wettstreit. Wie vorher beim Vater, so suchte man Carlotta jetzt auch bei dem Kinde zu verdrängen, und der Witwe machte man sich unentbehrlich, indem man ihr Roccos neue Liebesabenteuer und andern Klatsch zutrug, von dem Carlotta sich ferne hielt. Die kleine Gilda wurde von einem Arm in den andern gerissen und mit Süßigkeiten krank gefüttert von dem leichtfertigen Völkchen. Als Carlotta abwehren wollte, sah man sie mißtrauisch an, und die freche Blonde fragte unverfroren: Ist es vielleicht dein Kind?
Dafür erhielt sie von Carlotta eine schallende Ohrfeige, und nun war zwischen beiden der Krieg erklärt. So oft sie in Vajano zusammentrafen, kam es zu schlimmen Auftritten, und wenn Carlotta auch die schwereren Hände hatte, so blieb sie Miras spitziger Zunge gegenüber am Ende immer im Nachteil. Man überbot sich gegenseitig in törichter Verschwendung für das Kind: ließ ihm die eine ein weißes Kleidchen sticken, so brachte ihm die andere einen schweren silbernen Löffel, obwohl Rocco sich ebensowenig um diesen Wetteifer kümmerte wie um die Pflege, die sein Kind bei der Witwe fand.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Er hatte unterdessen mit einem Fräulein aus Mailand, das auf einer der Villen um Meletto zu Besuch war, Bekanntschaft angeknüpft und trug sich mit Heiratsgedanken. Die blonde Mira schluckte einen Absud von Schwefelhölzchen, an dem sie beinahe ins Jenseits gefahren wäre, und eine andere wollte sich in den Bisenzio stürzen. Da brach in der Fabrik eine heftige Pockenepidemie aus, und Rocco Fontana war unter den Erkrankten.

Als nun der verwöhnte Mann verlassen im Lazarett von Prato lag, ließ er seine Mädchen in Meletto spöttisch fragen, welche von ihnen wohl so viel Mut und Hingebung habe, zu ihm ins Pockenspital zu kommen und ihn in diesem Zustande auf den Mund zu küssen.

Die Mädchen kreischten laut auf vor Schreck und bedankten sich für die Zumutung, nur Carlotta war gleich bereit, den Handschuh aufzunehmen.

Der folgende Tag war ein Festtag, da putzte sie sich schön, band ihr Schleiertuch über und wandelte festen Trittes nach dem Spital. Ich weiß nicht, wie sie es angestellt hat, die strenge Absperrung zu brechen; sicher ist, daß sie an das Bett Fontanas gelangte, der schauderhaft entstellt und unkenntlich dalag, denn er war gerade in dem Stadium der Vereiterung, wo die Ansteckungsgefahr am größten ist. Ehe er es dachte, hatte sie sich herabgebeugt und einen festen, leidenschaftlichen Kuß auf seinen Mund gedrückt.

Du bist eine Gans, Carlotta, sagte der Kranke übellaunig. Wenn die Pocken dich entstellen, schaut dich kein Mann mehr an, ich selbst am wenigsten.

Ich weiß, war ihre ruhige Antwort, aber ich wollte Ihnen zeigen, wie die Carlotta lieben kann.

Dann ging sie ruhig wieder fort und stellte ihr Schicksal Gott anheim. Die Gefahr ging zwar glücklich vorüber, Carlotta blieb gesund, aber der Besuch im Pockenspital wurde ruchbar und kostete ihr den Ruf, den sie bis dahin ängstlich gehütet hatte. Die Mädchen nannten ihr Betragen schamlos, die abgewiesenen Männer

verurteilten sie gleichfalls, der Direktor schloß sie wegen der Ansteckungsgefahr mehrere Wochen von der Arbeit aus, und der Oheim drohte, sie aus dem Hause zu jagen, wenn sie je wieder ein Wort mit Rocco Fontana wechsle.

Als dieser das Spital verlassen durfte, stieg ihre Not aufs höchste. Ihr Besuch hatte die alte Leidenschaft neu angefacht, und Rocco betrachtete die arme Carlotta als ihm verfallen. Er war noch so schön wie je, die schreckliche Krankheit hatte keine Spur hinterlassen, außer einer kleinen Narbe zwischen den Augenbrauen, die ihm etwas Finsteres gab, wodurch er nach Carlottas Meinung noch gefährlicher wurde. Er machte ihr den Vorschlag, sie von ihren Verwandten wegzunehmen und ganz für sie zu sorgen. Er habe eingesehen, was ein echtes Weib sei, und sie solle es gut bei ihm haben, er wolle ihr auch treu sein, solange die Liebe daure, nur daß das ewig sei, könne er nicht versprechen.

Sag', daß du mich heiraten willst, und ich bin dein, war Carlottas unerschütterliche Antwort. Aber so weit vergaß sich Fontana nicht; es war ja sein Stolz, kein Mädchen je betrogen zu haben, sie liefen ihm alle von selbst in die Arme, und auch mit Carlotta wollte er offenes Spiel spielen. Er verlangte, ihr wenigstens den Kuß zurückzugeben, den sie ihm ins Spital gebracht, aber sie widerstand, und als sie ihre Kraft wanken fühlte, packte sie ihre Siebensachen zusammen, setzte sich in den Eilwagen und fuhr herauf in ihre alten Berge.

Aber noch ein anderer Bewerber spielte in ihrem Leben eine Rolle.

Eine Wegstunde unterhalb Montepiano, am linken Ufer der Fiumenta, liegt San Quirico, das ansehnlichste Nest im ganzen Bisenziotal und Hauptort der Gemeinde von Vernio mit Rathaus, öffentlicher Piazza und waldumgrünter Bergruine. Dort wohnte dem Rathaus gegenüber ein Krämer namens Modesto; er hatte den großen Laden an der Brücke, mit Osterie und Stallungen, wo jetzt noch wie damals die Fuhrleute einstellen. Als wir einmal

vorüberfuhren, zeigte mir Carlotta das Haus, das mit einer luftigen Loggia auf das Wasser hinuntersieht, und sagte nicht ohne einen gewissen Stolz: Dieses Haus wäre das meinige, sobald ich wollte.

Der Krämer hatte nämlich seit Jahren ein Auge auf sie; er war Witwer mit drei hübschen Kindern, für die er eine Mutter suchte, und Carlotta hatte ihm schon gefallen, als er noch ledig und sie die Braut Antonios war. In der ganzen Gegend genoß er den Ruf eines Ehrenmannes, und man ging, wie Carlotta wissen wollte, damit um, ihn in den Gemeinderat von Vernio zu wählen. An ihm, an seiner Redlichkeit und Treue hielt sie sich aufrecht, wenn der Boden unter ihr wankte und sie vor Roccos unwiderstehlichen Augen ihre Festigkeit hinschmelzen fühlte, und oft hatte sie dem Versucher gedroht, wenn er nicht von ihr ablasse, werde sie sich in ihre Berge flüchten, wo ein Ehrenmann auf sie warte, der sie liebe und heiraten wolle.

Wie du willst, hatte dieser geantwortet, aber es wird dir nichts nützen. Ich sage dir voraus, daß du mich nicht vergessen wirst. Kein Mädchen, das mich geküßt hat, kann mich je vergessen.

Und der Versucher hatte wahr gesprochen: sobald sie Modesto wiedersah, erkannte sie, daß ein inneres unüberwindliches Hindernis zwischen ihnen stand. Roccos entstellten Mund hatte sie mit Leidenschaft geküßt, aber die Vorstellung, Modestos breite Lippen mit den ihrigen berühren zu sollen, machte sie schaudern. Daß er zu klein war, hätte sie ihm jetzt, gedrückt wie sie war, verziehen, und von seinem Charakter sprach sie mit Bewunderung, aber irgendein etwas, über das sie sich nicht klar war, denn bald suchte sie es in seiner Stimme, bald in seinem Gang oder in der Art, wie er beim Stehen die Beine spreizte, machte ihr seine Nähe unerträglich.

Diese Angelegenheit war es, die sie dem Kinde mit den großen fragenden Augen anvertraut hatte, und oft hörte ich sie seufzen: Ich bin schlecht, schlecht, schlecht, weil ich den Ehrenmann

von mir stoße und den schlechten Menschen nicht vergessen kann.

Die alte Hausiererin, ihre Mutter, schürte ihrerseits nach Kräften. Sie kam zweimal wöchentlich mit ihrem Kramkarren in die Mühle, wo sich gleich ein Auflauf um sie versammelte, denn die Alte übte auf das junge Volk einen unwiderstehlichen Zauber. Sie war ganz Runzeln und Beweglichkeit, dabei das geschwätzigste, was mir jemals vorgekommen, und die Kleider hingen um ihren mageren Leib wie um einen Stecken. Man kannte sie nur unter dem Spitznamen ‚Calzera', den sie von Kindesbeinen führte, aber was das Wort bedeutete, wußte niemand mehr; einige wollten es von calza — der Strumpf — ableiten, weil sie als Kind stets mit herabhängenden Strümpfen herumgelaufen sei.

Die Calzera führte also Modestos Sache, aber weniger der äußeren Vorteile halber, als weil ihr die Kuppelei überhaupt im Blute lag. Sie war so unruhigen Temperaments, daß sie nichts beim alten lassen konnte, und wohin sie kam, eine Verwicklung anzetteln mußte: schüchterne Liebesleute führte sie zusammen, riß solche, die sich gefunden hatten, auseinander, machte junge Mädchen auf junge Männer und diese auf jene aufmerksam, trug Briefchen hin und her und war so im ganzen Lande eine gefürchtete, aber unentbehrliche Persönlichkeit. Da sie für ihre Liebesdienste keine Entschädigung wollte, genoß sie sogar ein gewisses Ansehen, das sie durch Prahlerei zu vergrößern suchte, denn es wurde vom Reno bis zum Mugellotal keine Heirat geschlossen, die sie nicht für ihr Werk ausgab. Ein wenig hexen konnte sie natürlich auch, das gehörte zur Sache. Wo ihr Karren mit ihren klingelnden Glöckchen anhielt, da umstanden ihn die jungen Mädchen scharenweise und hingen begierig an ihrem Munde und an ihren kleinen glitzernden Augen, die immer aussahen, als ob sie etwas mitzuteilen hätten, und so machte die Alte mit ihrer Zwischenträgerei freilich doch ganz gute Geschäfte. Sie brauchte aber nichts für sich selbst, sie schlief unter keinem Dach, aß an keinem Tisch,

der Karren war ihr Bett, Küche, alles. Was sie verdiente, gab sie ihren Kindern, mit denen sie jedoch in stetem Hader lebte. Nur Carlotta ließ sich von ihr befehlen, als ob sie noch in den Kinderschuhen stäke, und die Unterwürfigkeit des großen, starken Mädchens gegen das kleine, häßliche Weib war oft beinahe komisch anzusehen. Allein in betreff der Heirat erreichte auch die Mutter nichts, als daß Carlotta sich immer aufs neue Bedenkzeit ausbat.

Als wir zur Heimkehr rüsteten, wollte die Kleine nicht mehr von Carlotta lassen, und auch Carlotta glaubte ohne ihre Stofale nicht leben zu können. Des Mädchens gute Eigenschaften waren uns liebgeworden, darum gaben wir ihren Bitten nach und nahmen sie mit uns nach Florenz. Modestos offene Veranda, auf der lange, weiße Laken im Bergwind flatterten und winkten, entlockte ihr beim Vorüberfahren wieder manchen Seufzer, aber als wir im Zwielicht an den Krümmungen des schäumenden Bisenzio hinrollten und nun die feurigen Schlöte von Meletto in Sicht kamen, da wollten ihr die Augen fast aus dem Kopfe schießen, und sie bog sich aus dem Wagen, bis das letzte Rauchwölkchen über den Kastanienwipfeln verschwebt war.

Die Florentiner machten große Augen, als wir das braune Enakskind zur Stadt brachten, wo sogar die Möbel neben ihr zu klein aussahen. Es war auch wirklich zum Nachstaunen, wenn sie in ihrem einfachen dunkelblauen Wollrock, das Schleiertuch auf dem Kopf und die großen Ringe in den Ohren, mit ehernem Tritt zwischen den geputzten trippelnden Städterinnen durchwandelte und durch keinen Zuruf, keinen heranrollenden Wagen jemals zu einem beschleunigteren Tempo zu bewegen war.

Die Leute wußten nicht, was aus ihr machen, und sie knüpfte mit niemandem Bekanntschaft an; ihre Schweigsamkeit und daß sie auch in der Stadt mit untrüglicher Sicherheit das Wetter voraus wußte, umgab sie mit einem fast unheimlichen Nimbus. Am liebsten saß sie unter dem Gebüsch im Garten, ihre Stofale

auf dem Schoß, und sang ihr altes eintöniges Lied, das Lied der hohen Berge und der weiten Ebenen, immer dieselbe Tonfolge wie in dumpfer, endloser Erwartung. Nichts von kleinen Wünschen, Eitelkeiten, Kümmernissen hatte Raum in ihrer Seele; die dunkle Bestimmung des Weibes erfüllte sie ganz, jenes unbegreifliche Mysterium, daß sie Mädchen war, und daß die Natur sie geschaffen hatte, um Gattin und Mutter zu werden.

Ihre Leidenschaft für schöne Kinder war bekannt, und sobald sich Carlotta mit der Stofale auf dem Arm am Gitter zeigte, riefen ihr die Burschen von der Straße aus neckend zu, sie solle doch die fremde Puppe stehenlassen und sich lieber eine eigene anschaffen.

Sobald ich den rechten Vater dafür gefunden habe, war dann Carlottas Antwort.

Oho, wie soll denn der aussehen?

Anders als ihr! kam es in vernichtendem Tone zurück, denn Carlotta machte aus ihrer Verachtung für die schmächtige, kurzbeinige Rasse um sie her kein Hehl. Dafür rächten sich die Florentiner durch hundert spitze Reden, und auf der Straße riefen sie ihr gewöhnlich nach, sie solle den bronzenen Riesen auf dem Piazzale Michelangelo heiraten, damit die Rasse rein bleibe.

Im Sommer zogen wir wieder nach Montepiano; das Müllerhaus mit seinen Wassertoren und dem schattigen Cypressenwäldchen hatte es uns angetan. Dort begann für Carlotta der alte Zwiespalt. Wenn die Post von Prato mit den Vorräten ausblieb, mußten wir das Mädchen für die Einkäufe nach San Quirico schicken, und so oft sie in Modestos Laden trat, erneuerte der Krämer seinen Antrag. Ich sah wohl, wie es in ihr arbeitete und wie ihr ganzes Wesen sie nach einem eigenen Familienleben, einem Haus voll Kinder — je mehr desto besser, sagte sie — hindrängte.

Sie ging immer mit einer unausgesprochenen Frage um mich herum, denn mich geradezu um Rat zu bitten, wagte sie nicht. Nur

einmal kam sie schüchtern auf mein Zimmer und zeigte mir Modestos Photographie, ein rundes, stumpfes Gesicht mit flacher Stirn und umschleierten Augen, die kurze stämmige Gestalt in einen Sonntagsrock gepreßt, der sie zu beengen schien.
Carlotta hatte wohl erwartet, daß ich auch des Krämers Sache führen würde, denn als ich mich etwas abfällig äußerte, antwortete sie fast gekränkt: Und er ist doch ein solcher Ehrenmann, in ganz Vernio gibt es keinen zweiten.
Das war ihr von der Mutter so oft vorgesagt worden, daß es sich wie ein Evangelium festgesetzt hatte.
Wenn er dir gefällt, warum nimmst du ihn denn nicht? fragte ich.
Da schüttelte sie traurig den Kopf und schlich hinaus.
Leidenschaftlicher wurde der Kampf, als der Kramkarren mit der gelben Wachstuchdecke wieder in der Gegend erschien.
Die Alte hatte auf ihren Fahrten wie gewöhnlich eine Menge Klatsch eingeheimst und wußte zu erzählen, daß Modestos Mutter, die ihm die Wirtschaft führte, eine reiche Witwe aus dem Pistojesischen für ihren Sohn in Aussicht habe, und daß die ganze Verwandtschaft in ihn dringe, auf die Carlotta, die ihn doch nicht liebe, zu verzichten und nach dieser glänzenden Partie zu greifen.
Sie hoffte, ihr auf diese Weise rascher das Jawort auszupressen, aber die Tochter setzte allem Zureden nur ihr angstvolles: Ich kann nicht, entgegen, für das sie keine andere Erklärung beibringen konnte als ein abermaliges: Ich kann nicht!
Die Calzera spie Feuer und Flammen. Obgleich sie sich von dieser Heirat nicht den mindesten persönlichen Vorteil versprechen konnte, denn Modestos Mutter hatte bereits erklärt, die alte Zigeunerin dürfte ihr nicht über die Schwelle, setzte sie nun einmal ihren Kopf darauf, Carlotta zu zwingen, — und was ich will, das will ich, pflegte sie zu sagen.
Wenn sie durch San Quirico fuhr, so stand auch gewöhnlich Modesto schon in Hemdärmeln unter der Haustür und schob ihr

ein Stück Salame oder ein Pfund Zucker in den Karren, damit sie seinen Anwalt bei Carlotta mache. Die Calzera legte zwar auf die geschenkten Gegenstände keinen Wert, aber es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß ein so angesehener Bürger sich um ihre Gunst bewarb, und sie suchte sich erkenntlich zu zeigen, indem sie die störrische Tochter, wo sie ihrer ansichtig ward, mit Geheul und Schmähungen überschüttete. Längere Zeit trug Carlotta die Spuren der mütterlichen Überredungsversuche in Gestalt brauner und blauer Striemen auf den Wangen herum, weil die Alte ihr einmal im Jähzorn einen Bund lederner Schuhriemchen ins Gesicht geschlagen hatte, und es blieb uns nichts übrig, als dem bösen Weibe schließlich das Haus zu verbieten.

Aber Carlotta fand dennoch keinen Frieden: das Ja und das Nein kämpften unaufhörlich in ihrer Brust. Sie gab der Mutter recht, daß nichts anderes zwischen ihr und ihrem Glück stehe, als ihr eigenes schlechtes Gemüt und der Taugenichts von Meletto. Oft klagte sie den Himmel an, daß er diese große Schönheit an einen so schlechten Menschen verschwendet habe; warum konnte er sie nicht dem guten, redlichen Modesto geben, der es so treu mit ihr meinte, daß sie ihn hätte lieben und durch ihre Person glücklich machen können!

Jeden Morgen lief sie vor Tau und Tage den weiten Weg durch den Tannenwald nach der Badia, wo ihr alter Seelsorger die Messe las, und ging in brünstigen Gebeten die Madonna an, ihr Herz zu erleuchten um des schönen Bambino willen, den sie auf den Armen trug, und der die arme Carlotta täglich an den eigenen Herzenswunsch erinnerte. Aber die Himmlische mochte sich so wenig wie wir andern mit der heiklen Angelegenheit befassen.

Oh, hätte ich damals dem großen Kinde klar gemacht, daß die Vorsehung kein anderes Mittel hat, uns zu warnen, als unser eigenes Gefühl! Aber gerade weil ich die Carlotta ungern vermißt hätte, enthielt ich mich aufs strengste jeder Einmischung. Das wackere

Mädchen war mir in diesem Sommer noch nähergetreten durch ein Ereignis, das ohne ihre furchtlose Hingebung die schwersten Folgen für uns haben konnte.

Mein Bruder war zu einem kurzen Besuch nach Montepiano gekommen, um in unserer Gesellschaft einige Berggipfel zu besteigen. Es herbstete schon, aber die Tage waren noch wunderbar sonnig und fast zu heiß, so daß man ihre Kürze nicht bedachte. Eines Tages, auf dem Rückweg von der Scoperta, überfiel uns ein Nebel, wie ich noch keinen gesehen hatte, eiskalt und dicht zum Schneiden, mit widerlichem, durchdringendem Geruch. Man konnte den Fleck nicht mehr unterscheiden, worauf man den Fuß setzte, und die Streichhölzer versagten, denn sie waren ganz durchtränkt von Feuchtigkeit.

Wir befanden uns auf einem schmalen, sanft absinkenden Kamm, wo jeder Schritt sorgfältig mit dem Bergstock abgetastet werden mußte, denn rechts und links fiel es jäh hinunter. Zwei Dritteile des Weges hatten wir hinter uns, aber eine gefährliche Stelle war noch zu überwinden, bevor wir ein Gehöft erreichen konnten, wo wir Laternen und Wegweiser oder zum mindesten eine Zuflucht zu finden hofften.

Mein Mann als der Kundigste ging voran, wir beide folgten, aber plötzlich war mein Bruder neben mir verschwunden. Ich rief, wir riefen beide und erhielten zum Glück auch Antwort. Er war abgerutscht, doch nur ein Stück weit, denn er hielt sich am Gebüsche fest und konnte an dem langen Bergstock wieder heraufgezogen werden. Aber jetzt erklärte mein Mann das Weitergehen für unmöglich. Wir drückten uns alle drei gegen ein Felsstück, um uns her das stille, unbewegliche Nebelmeer, und riefen mit aller Kraft unserer Lungen um Hilfe. Über vier Stunden verharrten wir so und setzten unser Schreien fort, bis keines mehr einen Ton in der Kehle hatte. Niemand kam, die Bauern schienen taub zu sein; auf Hilfe von Haus konnten wir nicht rechnen, denn wir hatten versäumt, das Ziel unseres Ausflugs anzugeben,

und machten uns schon gefaßt, erst von der Sonne aus unserer bösen Lage befreit zu werden.
Plötzlich drang ein schriller Schrei durch den Nebel, dem andere ebensolche Schreie wie die Pfiffe des Nebelhorns zur See in gleichmäßigen Pausen folgten; wir gaben Antwort, so gut wir konnten, zwei Lichter wurden sichtbar, die sich langsam näherten, und vor uns stand Carlotta mit einem alten, ganz in Schafpelz eingehüllten Bäuerlein.
Die Wetterkundige hatte, sobald das Nebelbrauen um die Berge begann, sich mit der Laterne aufgemacht, um uns zu suchen, nur wußte sie nicht wo, und erst nach vielem Fragen und Wiederumkehren fand sie wie ein Spürhund unsere Fährte. Auf dem Gehöft erfuhr sie, daß man stundenlang unsere Stimmen gehört, sich aber nicht herausgetraut hatte, denn die abergläubischen Leute hielten uns für böse Geister. Erst als er die Entschlossenheit des Mädchens sah, ermannte sich der Alte, ihr suchen zu helfen, und unter Führung der Laternen erreichten wir mühsam mit Anspannung aller Sinne den Bauernhof, an Gliedern heil, wenn auch bis auf die Haut durchnäßt.
Dienste wie dieser lassen sich nicht mit Geld und Geschenken belohnen, sie heben den, der sie uns leistet, in unsere Sphäre herauf, darum betrachteten wir Carlotta seit jener Nacht als eine Anverwandte, deren Wohl und Wehe uns persönlich anging.
Freilich gönnte ich das Prachtgeschöpf dem Krämer nicht und konnte sie mir auch gar nicht hinter einem Ladentisch denken; sie gehörte dem Erdboden an, und lieber noch hätte ich sie einem Kolonisten über ferne Meere mitgegeben, um auf fremdem Boden ein neues schönes Geschlecht zu zeugen. Aber ich glaubte nicht hindern zu dürfen, was sie selbst für das beste hielt, ich sah ja, ihr ganzes Herz stand nach einem Kinde, den Mann nahm sie, da sich kein anderer zeigte, mit in den Kauf.
Denn seit das Mädchen sich keines Zuredens mehr zu erwehren hatte, wurde die Schale, in der sie Modestos Vorzüge wog,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schwerer und schwerer, und als der Herbst kam, war ihr Widerstand gebrochen. Sie sah von allen Seiten die Hirten zu Tale wandern wie zu Antonios Zeiten, die Weiber mit ihren kleinen Kindern auf den Armen; Carlotta schaute ihnen oft lange nach, sie wiegte langsam ihr großes Haupt, und die Augen standen ihr immer voll Wasser. Da kutschierte denn eines Morgens die Calzera im Triumph nach San Quirico, der Esel schlug einen Siegestrab an, und alle Knopfschachteln und Nadelbüchschen hüpften auf dem Karren, weil die Alte dem glücklichen Modesto Carlottas Jawort überbrachte.

Am folgenden Sonntag machte der Krämer seinen Bräutigamsbesuch. Carlotta hatte sich für den Anlaß geputzt und eine Menge Fett auf ihren blauschwarzen Scheitel verschwendet, nicht um schöner zu erscheinen — sie hatte das nicht nötig, — sondern weil sie fand, es gehöre sich so. Nachdem sie auch ihre Küche sorgfältiger als sonst gefegt und jeden ausgewaschenen Lumpen an seinen Nagel gehängt hatte, wartete sie ergeben auf ihrem Strohstuhl am Fenster, wobei man sie von Zeit zu Zeit seufzen hörte: In Gottesnamen! — In Gottesnamen! —

Der Bräutigam erschien pünktlich zur Mittagszeit in Begleitung der Calzera, die sich gleichfalls herausgeputzt hatte. Ich sah ihn an der Seite der Alten ehrbar den Mühlweg herunterschreiten in dem schwarzen Sonntagsrock, der ihm auch jetzt nicht paßte, das feiste rote Gesicht unter einem steifen Filzhut halb verdeckt; sein ganzes Wesen troff von selbstgefälliger Biederkeit und bürgerlicher Ehrbarkeit. Bevor er die Schwelle betrat, spuckte er aus, geräuschvoll und wichtig. Braut und Bräutigam reichten sich die Hände und fragten gemessen nach dem gegenseitigen Befinden. Dann kam er breitspurig die Treppe heraufgestiegen, um sich der Herrschaft vorzustellen. Sein selbstgerechtes Gehaben mitten im ersten Bräutigamsglück fiel mir auf, er sah aus, als wollte er sagen: Seht her, da steht er, der Ehrenmann, der gediegene Bürger und künftige Gemeinderat, der sich das Mädchen ohne Geld zur Frau holt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wenn ich nicht irre, so sagte er auch ähnliches, nur in gewundener Form und unter einem Schwall salbungsvoller Reden, die ihm Carlottas und ihrer Mutter aufrichtige Bewunderung eintrugen. Die Hochzeit wurde auf den Spätherbst festgesetzt, und Carlotta sollte unterdessen in unserem Hause bleiben, bis wir einen Ersatz für sie gefunden hätten.

Während dieser Verhandlung hatte die Braut den Küchentisch gedeckt und ein kleines Mahl aufgetragen, an dem Modesto als wohlerzogener Mann sich erst nach vielen Umständen niederließ und dann für dreie aß, wogegen die Calzera, der es nicht lange auf einem Stuhl gemütlich war, sich bald mit ihrem Teller in einen Winkel kauerte. Sie strahlte jedoch in schwiegermütterlicher Glorie und hatte für die Tochter das schönste gelbseidene Tüchlein aus ihrem Kram hervorgesucht, das um Carlottas braunen Hals eine wundervolle Wirkung tat.

Nur einmal trübte ein Schatten die festliche Stimmung, als Modesto, die Gefälligkeit der Calzera, die sich öfters entfernte, benützend, einen Arm um seine Verlobte legen wollte. Da bekam er einen Stoß, daß er fast mit dem Stuhl hintenüber geschlagen wäre.

Ja, bist du mir denn gar nicht gut, Carlotta? fragte er betroffen.

Sie schwieg, da rückte er wieder näher und sagte: Bin ich dir vielleicht zuwider?

Ja freilich, du weißt es ja, war ihre ruhige Antwort.

Aber ich dachte, das sei jetzt anders.

Ich fürchte, das wird nie anders.

Warum heiratest du mich denn, wenn du mich nicht leiden kannst?

Weil ich so ein schönes blondes Kind haben möchte, wie meine Padrona, sagte Carlotta.

Der Biedermann lachte und meinte geschmeichelt, dazu könne Rat werden: seine Kinder seien alle schön, und blond seien sie auch. Als er aber später unsere Kleine auf den Arm nehmen wollte, die

aufschrie und nach ihm schlug, da riß Carlotta sie ihm mit solchem Entsetzen weg, als ob er mit seinen kurzen, stumpfen Fingern ihren Liebling hätte zerquetschen wollen.

Sie erregten Aufsehen unter den Sommergästen, als sie am Nachmittag spazierengingen; Carlotta, der schöne Koloß, zwischen der Mutter und dem Bräutigam, der zwar noch kein Recht hatte, ihr den Arm zu geben, aber vor der Öffentlichkeit doch schon merklich als der Besitzer auftrat. Er reichte ihr kaum bis an die Nasenwurzel, denn Carlotta hatte zur Feier des Tages ein paar hochgestöckelte Schuhe angezogen, in denen sie alle ihre Mitgeschöpfe um ein Merkliches überragte.

Doch sollte der festliche Tag nicht zu Ende gehen, ohne ihr die Vergangenheit noch einmal leibhaftig vor die Augen gestellt und Carlottas Herz im tiefsten aufgewühlt zu haben.

Als sie den Verlobten eine Strecke weit gegen Vernio begleitet hatte und mit der Calzera nach der Mühle zurückkam, — Carlotta weit voran, um die Kleine, die ihr entgegenlief, mit ausgebreiteten Armen aufzufangen, — kamen auf der Landstraße von Castiglione zwei Reiter im Schritt daher auf kleinen Saumpferdchen, wie man sie dort zu Gebirgswegen benutzt. Der jüngere von beiden hielt sein Tier einen Augenblick an, als er das goldhaarige Kind über die Straße laufen sah. Er hatte einen schönen Kopf mit dunklem Haar und eine Narbe zwischen den Augenbrauen — mit einem Wort, es war Rocco Fontana.

Carlotta hatte ihn schon erkannt, sie stand halb gebückt, die Arme nach dem Kinde ausgestreckt, den Kopf gegen den Reiter gewendet, und schien in dieser Stellung zu versteinern.

Als er in ihr Gesicht gesehen hatte, entfuhr ihm ein Ausruf, dann ritt er näher heran und fragte, ob das schöne Kind ihr gehöre.

Sie schüttelte den Kopf und mußte nach Atem ringen, bevor sie stotternd und stammelnd antworten konnte, daß sie noch ledig sei.

Er lächelte und sah sie lange an mit den gefährlichen Augen, die Carlotta so sehr fürchtete.

Ich hab' es dir vorausgesagt, daß du mich nicht werdest vergessen können. Ein Mädchen, das mich geküßt hat, kann mich nie vergessen. Das bedenke, ehe du dich unglücklich machst.
Carlotta antwortete, daß sie alles bedacht habe und daß sie im Begriff sei, sich zu verheiraten.
Mit dem Krämer von Vernio? fragte Rocco, und als sie bejahte, schüttelte er ungläubig den Kopf.
Ich habe ihn einmal gesehen, sagte er. Es ist unmöglich, daß der meiner Carlotta gefällt, — du hast Bessere als ihn ausgeschlagen. Wegen des Geldes nimmst du ihn auch nicht, dafür kenne ich dich. Folglich nimmst du ihn gar nicht. Und folglich gehörst du mir, denn mir ist's noch immer so zumute wie damals.
Er ritt ein paar Schritte weiter, kehrte noch einmal um und sagte in einem besonderen, halb schmeichelnden und halb gebieterischen Tone: Zwischen heut und acht Tagen wirst du kommen und mir sagen: Hier bin ich, behalte mich. — Wirst du nicht, Carlotta? Ja, du wirst, denn du weißt, daß ich dich zwingen kann; ich konnte noch jede zwingen, an der mir gelegen war.
Er bohrte noch einmal seine schönen Augen tief in die ihrigen, wandte dann das Pferd und folgte seinem Gefährten, nachdem er dem Kinde, das gleichfalls wie verzaubert zu dem schönen Reiter hinaufstarrte, eine Kußhand zugeworfen hatte.
Carlotta aber blieb wie außer sich zurück. Als er verschwunden war, kam sie auf mein Zimmer gestürzt und erzählte mir alles. Sie schien zu fürchten, daß ihm unsichtbare Mächte dienstbar seien.
Ich lachte sie aus und suchte ihr klarzumachen, wie wenig ein Mann, der so leichtfertige Reden führe, ernsthaft zu nehmen sei. Aber Carlotta glaubte mir nicht, sie brachte wirre Geschichten daher von Mädchen, die er durch seinen bloßen Blick gezwungen habe, ihm zu folgen, wohin er wollte, bis ich ihr die unsinnigen Reden verbot und sie zu Bett schickte.
Am andern Morgen erschien sie verstört und übernächtig und bat um Urlaub; sie müsse nach San Quirico, ihren Verlobten bitten,

daß er so schnell wie möglich Hochzeit mache. Die Gewalt des andern sei über ihr, sie müsse sich vor sich selber schützen.
Ich kannte die sonst so ruhige Carlotta nicht mehr, ihre Augen glühten, und ihre geschwollenen Lippen hatten etwas Fieberhaftes.
Ich weiß von einer, sagte sie, die ließ sich von außen einschließen, um nicht zu ihm zu müssen, aber als er sie in Gedanken rief, da stieg sie zum Fenster hinaus. So war mir's heute nacht, es hat mich zu ihm gezogen wie mit glühenden Ketten. Wenn Modesto nicht in diesen acht Tagen Hochzeit macht, so bin ich verloren.
Ich fragte ungehalten, ob sie denn alle Würde und Pflicht vergessen habe, da rief sie leidenschaftlich: Ich will ja mein Wort halten, aber gleich muß es sein, Modesto soll noch heut' aufs Amt und die Papiere in Ordnung bringen.
Vergebens stellte ich ihr vor, welch üblen Eindruck diese Eile auf ihren nüchternen, pedantischen, an allem Hergebrachten ängstlich hängenden Bräutigam hervorbringen müsse. Nach Modestos Empfindungen fragte sie gar nicht, sie hatte nur den dunklen Drang, ihrem eigenen Herzen zu entfliehen um jeden Preis. Da ich sie nicht beruhigen konnte, versagte ich ihr den geforderten Urlaub. Nun übernahm es die Calzera, eine dringliche Botschaft nach San Quirico zu tragen, aber sie brachte, wie vorauszusehen, die Antwort, es müsse alles langsam und in der Ordnung gehen. Übrigens war eine neue Zusammenkunft verabredet worden, bei der Carlotta ihr künftiges Haus, die Kinder und die Schwiegermutter kennen lernen sollte.
Mit Carlotta war in diesen Tagen gar nicht auszukommen, sie bebte vor geheimer Aufregung. Ich erfuhr erst später, daß Rocco, der wieder Feuer gefangen hatte, sie heimlich mit Botschaften bestürmte, und in der Furcht, von dem sicheren Anker losgerissen zu werden, gebärdete sie sich so, daß man hätte glauben können, sie empfinde die heftigste Leidenschaft für Modesto und könne den Tag nicht erwarten, der sie zu der Seinigen machte.

Erst der Besuch in San Quirico, der in aller Form und wieder am Sonntag stattfand, gab ihr das Gleichgewicht zurück. Sie erzählte bei der Rückkehr sehr befriedigt von den hübschen Kindern und dem freundlichen Empfang der Schwiegermutter. Den Bräutigam nannte sie wenig, aber sie brachte ein schönes Geschenk von ihm, eine doppelreihige Korallenschnur, mit, und ich gewann den Eindruck, daß sie völlig mit sich selbst und ihren Empfindungen ins reine gekommen sei.

Die künftige Schwiegermutter schilderte sie mir als eine Musterfrau, die nur für den Sohn lebe und keine andern Wünsche habe als die seinigen. Sie würden zusammen hausen wie im Himmel, meinte sie, und nahm sich vor, die alte Frau auf Händen zu tragen. Carlotta lebte mit ihren Gedanken jetzt schon ganz in Quirico, sie dachte sich Geschenke für die Kinder und für die Schwiegermutter aus, und es war, als gebe es mit einemmal keinen Rocco Fontana mehr.

Aber daß die Arme diesen friedlichen Zustand nicht ungetrübt genießen sollte, dafür sorgte nun die Calzera. Als sie die Eintracht der Verlobten sah und nichts mehr zu vermitteln hatte, gefiel ihr die Sache nur noch halb, und sie suchte zwischen die beiden, die sie mit soviel Mühe zusammengeführt hatte, Unkraut zu säen. An dem künftigen Schwiegersohn entdeckte sie jetzt tausend Fehler, und daß Carlotta seine Partei nahm, machte ihn der Calzera erst recht widerwärtig. Was er tat und ließ, erregte ihren Tadel, und mit seiner Mutter lebte sie in offenem Krieg. Sie lag Carlotta an, den Bräutigam noch vor der Ehe, solang die Liebe am heißesten sei, zu überreden, daß er die Alte aus dem Haus entferne. Carlotta wies das Ansinnen entrüstet ab, doch die Calzera gab keine Ruhe und trug ihr nun mißliebige Äußerungen der künftigen Schwiegermutter zu, daß Carlotta zu schwerfällig für eine Krämerin sei und ihrem Sohn die Kundschaft verderben werde. Auch sollten der Alten schon gelegentlich verdächtigende Reden über Carlottas Ehrbarkeit entfahren sein. Das brave

Mädchen schenkte der Zuträgerei kein Gehör; daher hielt sich die Calzera verpflichtet, selbst für die Ehre ihrer Tochter einzutreten, und fuhr eigens nach San Quirico, um mit Modestos Mutter vor der Haustür zu krakehlen. Als dieser begütigen wollte, wandte sich ihr Zorn gegen ihn, und sie warf ihm laut vor den Leuten vor, ihre schöne Carlotta hätte zehnmal bessere haben können als so einen Käsehändler, sie frage ihm auch nicht groß nach, und ohne ihre, der Calzera, Vermittlung hätte er nie ihr Jawort erhalten.

Wir waren ganz darauf gefaßt, sie die Verlobung auseinandersprengen zu sehen, aber unvermutet setzte das Schicksal den Umtrieben des unruhigen Weibleins ein Ziel. Man fand sie eines Tages entseelt in ihrem Wagen liegend; ein Herzschlag hatte sie sanft unter Litzen und Bändern niedergestreckt, und noch im Tode setzte sie die Wanderschaft fort, denn der Karren fuhr mit seiner traurigen Last unter Glockengeklingel ruhig auf der Landstraße weiter.

Carlottas Schmerz war unberedt, aber leidenschaftlich wie ihr ganzes Wesen.

Um so fester klammerte sie sich nach diesem Verlust an den Bräutigam, der ihr jetzt der einzige Halt auf Erden schien. Sie war mir dankbar, daß ich ihr erlaubte, jeden Sonntag in San Quirico zu verbringen, wo sie der Schwiegermutter schon im Haushalt an die Hand ging, und gelegentlich entfiel ihr die Äußerung: Die gute Mutter hatte wohl recht; es kommen die wenigsten durch die sogenannte Liebe zusammen, und wenn der Mann nur brav und häuslich ist, so kann die Frau von Glück sagen.

Wir stellten ihr frei, sich gleich zu verheiraten, aber Modesto fand es der frischen Trauer wegen nicht passend, so folgte uns Carlotta zum zweitenmal nach der Stadt.

Sie kam als eine verwandelte Person, das fühlten alle, freundlicher im Umgang, ohne die frühere Herbigkeit, wenn auch ebenso schweigsam, aber ihre Gesundheit schien zu leiden. Man schrieb es der Erschütterung über den Tod der Mutter zu und schonte

sie, wo man konnte; von aller gröberen Arbeit hatte ich sie ohnehin entbunden, seitdem sie Braut war.

Modesto schrieb anfangs ziemlich regelmäßig. Jeder Brief war ein Muster spießbürgerlicher Wohlredenheit, in schulmäßig abgezirkelter Schrift, Haar- und Grundstriche sauber wie gestochen. Carlotta war stolz, daß ihr Verlobter sich so gebildet ausdrückte. Er teilte ihr mit, daß er einen Umbau im Hause vorgenommen habe und mit der Hochzeit warten müsse, bis die Räume trocken seien.

Carlotta grämte sich nicht darüber, sie war auch mit der Aussteuer noch im Rückstand, denn sie wollte einen Teil ihrer Sachen selber nähen.

Das wackere Mädchen hatte sich seit Jahren keine Ausgabe für Putz und Vergnügungen erlaubt, sondern all ihr Verdientes in starken Ballen von ländlicher Leinwand angelegt. Unter diesen Vorräten stand sie jetzt gern bei offenem Kasten und aufgezogenen Schubladen, schnitt mit einer Riesenschere große Tisch- und Bettücher herunter, an denen sie sich die ungeübten Finger zerstach, und sagte öfters mit innigem Stolze: Modesto ist wohlhabend, aber ich komme auch nicht mit leeren Händen.

Ihre Nachfolgerin war nun schon in den Dienst getreten, aber der Termin der Hochzeit wurde abermals hinausgeschoben, weil Modesto noch eine kleine Summe abzuzahlen hatte, die auf dem Hause stand und um die er jetzt plötzlich gemahnt wurde.

Das läßt du dir gefallen, Carlotta? sagten die Mädchen aus der Nachbarschaft, aber Carlotta antwortete jedesmal unerschütterlich: Er ist jetzt mein Herr, er hat über mich zu bestimmen.

Erst als in Modestos immer spärlicher werdenden Briefen von der Heirat gar nichts mehr stand, entschloß sie sich, ihn zu mahnen. Die Antwort lautete zweideutig, ob ihr der Verspruch leid geworden sei, ob sie vielleicht Aussicht auf eine andre raschere Ver-

sorgung habe, in welchem Fall er als Ehrenmann sich verpflichtet fühlen würde, sie freizugeben, da seine eigenen Umstände ihm zunächst noch nicht gestatteten, an die Hochzeit zu denken.
Carlotta hatte in unserm Hause schreiben gelernt, sie antwortete in ihrer einfachen treffenden Weise: Du weißt ja, daß ich dein bin, wozu also die Fragen, — ich warte.
Aber sie wartete umsonst, und immer mehr veränderte sich ihr Äußeres. Ihr Gang wurde träge, die Wangen verloren ihre feste Rundung, und unter ihren Augen lagen oft tiefe schwärzliche Gruben. Wenn sie jetzt das Kind herzte, geschah es mit einer abwesenden Miene, als ginge ihr Blick in die Zukunft und suchte dort ein andres, noch weit entferntes kleines Wesen.
Ein solcher Blick, den ich auffing, traf mich wie eine plötzliche Erleuchtung und enthüllte mir endlich Carlottas Zustand. Die Unselige hatte sich weggegeben, rückhaltlos, ohne Liebe, ohne Freude, an den Mann, von dem ihr Herz nichts wußte. Sie hatte es getan aus Furcht vor der Leidenschaft, und damit ihr das Ja nicht wieder leid würde, die Schlechtberatene hatte sich an den Ehrenmann binden, sich den Rückweg abschneiden wollen, um ihr störrisches Herz zu zwingen, — die Calzera hatte, gefällig wie immer, Gelegenheit gemacht. Ein Glück für das törichte alte Weiblein, daß es ihr gnädig erspart blieb, den Ausgang ihres Tuns zu sehen; es wäre eine zu harte Strafe gewesen. Sie hatte mit ihrer unzeitigen Dienstfertigkeit nur einer anderen in die Hände gearbeitet, die schlauer war als sie und die der Heirat leise einen Riegel vorzuschieben gedachte. Diese andere war die Leisetreterin, Modestos Mutter, die zu allem Ja sagte und immer still ihr eigenes Ziel verfolgte.
Diese Verwicklung durchschaute man damals noch nicht, Carlotta selbst am wenigsten. Sie sah in dem neuen Band zwischen ihr und dem Bräutigam nur die Erhörung ihres glühendsten Gebetes und sprach über ihren Zustand harmlos und ruhig wie eine ehrbare Frau, die am Ziel ihrer Wünsche steht.

Ich hatte ja an meinem Verlobten vieles auszusetzen, sagte sie, aber den Vater meines Kindes werde ich lieben können, das weiß ich gewiß.

Gegen diese Auffassung ließ sich nichts erwidern, die Unglückliche hatte ja nur gegen die Klugheit gefehlt; Vorwürfe wären da ebenso verkehrt wie nutzlos gewesen. Nur bestand ich darauf, daß ihr Verlobter augenblicklich vom Stand der Dinge in Kenntnis gesetzt werde. Carlotta hätte die Überraschung gerne auf das Wiedersehen verschoben, aber auf mein Geheiß setzte sie sich sofort und teilte ihm mit unbehilflicher Handschrift, aber natürlichen wohlgesetzten Worten ihre frohe Aussicht mit, voll Dank, daß der Himmel ihre Ehe im voraus gesegnet hatte, und in der festen Erwartung, daß ihr Verlobter sich mit ihr freuen würde. Kein Gedanke, daß Modesto es anders fassen könnte, dämmerte in ihrer Seele.

Sie lebte auf, als das Geheimnis von ihrem Herzen gewälzt war, und sie nicht mehr nötig hatte, sich zu verstellen. Die Ärmste verlor sich in Zukunftsträume, die ganz ausgefüllt waren von dem Kinde, und in denen der Vater gar keine Rolle spielte. Ebenso blaue Augen müsse es haben wie das unsrige oder auch schwarze wie die Gilda, und mit einem Jahr müsse es sprechen können wie die beiden. Dafür solle es aber auch gepflegt und gehalten sein wie ein Kind feiner Leute; sie wisse ja jetzt, wie man das mache; — und sie schwelgte schon im Gedanken an all die schönen Spielsachen und Bilderbücher und an die gestickten Kleidchen, für deren Herschaffung sie sich gern den Bissen am Mund absparen wollte.

Ich hatte mir so ein kleines Mädchen gewünscht, sagte sie mir eines Morgens geheimnisvoll, aber es ist ein Junge, ich weiß es. Heut nacht hab' ich von ihm geträumt, ich sah ihn groß — ein schöner brauner Soldat, alle Mädchen drehten sich nach ihm um, wo er vorbeiging. Aber ich gönne ihn keiner, er gehört seiner Mutter, ich habe nichts als ihn. Ich will wieder jung sein mit

ihm, es soll sein, wie es mit Antonio war, als wir zusammen in die Berge liefen.

Arme Carlotta! Dieser Traum war das einzige, was das Leben ihr an Glück vergönnte.

Modesto schwieg auf ihre Mitteilung. Es vergingen mehr als vierzehn Tage, Carlotta blieb noch immer ruhig.

Er hat den Brief nicht erhalten, sagte sie.

Ich mochte sie nicht in ihrem Vertrauen stören, aber das Betragen des Krämers wurde mir immer verdächtiger.

Carlotta schrieb ein zweites Mal und fragte dringender nach der Hochzeit; sie stellte ihm vor, daß es sich nicht mehr um sie selber handelte, sondern um das Wesen, daß sie unter dem Herzen trug und dem sie für seine künftige Stellung unter den Menschen verantwortlich war.

Darauf erhielt sie ein Schreiben aus San Quirico, an dessen Inhalt sie lange studierte. Sie las viel schlechter als sie schrieb, deshalb brachte sie mir den Brief, damit ich ihr helfe.

Er schreibt nicht selbst, sagte sie beklommen, der Brief ist von seiner Mutter, und es stehen seltsame Sachen drin, woraus ich nicht klug werde.

Es standen wahrlich seltsame Sachen in dem Briefe. Die alte Katze streckte endlich ihre Krallen heraus. Es zeigte sich jetzt, daß sie die arme Carlotta von lange her mit einem Netz von Aufpasserei umgeben hatte, denn in dem Briefe waren alle Verleumdungen aus Melerto und Vajano wie zu einer Anklageschrift zusammengetragen; auch Carlottas jüngste Begegnung mit Rocco Fontana fehlte nicht. Ihrem Sohne, schrieb sie, seien die Augen über Carlottas wahren Charakter aufgegangen, er sage sich von ihr los und betrachte es als einen Schimpf, ihr Verlobter gewesen zu sein. Betreffs der jüngsten Mitteilung Carlottas schwur sie, es sei die frechste Lüge, von der man je gehört, von einem schlechten Baum komme eine schlechte Frucht, aber der Versuch, ihren Fehltritt dem größten Ehrenmann von Vernio, der der

Spiegel seiner Mitbürger sei, aufzubürden, der übersteige alles, was man sogar von einer Tochter der Calzera habe erwarten können.

Der Brief schloß mit der Drohung, wenn Carlotta jetzt nicht mäuschenstille sei, so werde man die Gerichte gegen ihre Zudringlichkeit in Anspruch nehmen.

Der jähe Sturz aus ihren Himmeln benahm der armen Carlotta zunächst das Fassungsvermögen. Ihre erste Empfindung war ein grenzenloses Erstaunen, daß Modestos Mutter ihr in diesem Tone schreiben konnte, sie, die freundliche alte Frau, die nur das Glück ihres Sohnes und das Beste aller Menschen wollte! An diesem veränderten Verhältnis arbeitete ihr Hirn sich ab, während sie den eigentlichen Inhalt des Briefes noch immer nicht begriff.

Daß der Edle sich weigerte, ihr Kind als das seinige anzuerkennen und mit diesem Vorwand den Treubruch zu bemänteln suchte, für diese Ungeheuerlichkeit war kein Raum in ihrer ehrlichen einfachen Seele.

Nicht das seinige? sagte sie fassungslos, als ich ihr die Lage beizubringen suchte. — Wessen sollte es denn sein!

Aber plötzlich durchzuckte sie's wie ein Blitz: Roccos! O höllische Niedertracht! Sie werden sagen, es sei Roccos, weil ich an der Landstraße mit ihm gesprochen habe, weil man mir Briefe von ihm gebracht hat.

Ich durfte die Unglückliche nicht schonen, mußte ihr vollends klarmachen, was in halben, teuflischen Worten zwischen den Zeilen des Briefes stand: daß auch das Kind in Vajano, an das sie soviel Zärtlichkeit verschwendet hatte, für das ihrige ausgegeben wurde, daß man ihr vorwarf, schon seit Jahren die Geliebte Rocco Fontanas zu sein.

Carlotta stand aufs neue, als ob sie einen Schlag auf den Kopf erhalten hätte. Die unsinnige Beschuldigung, die ja schon durch das Alter des Kindes widerlegt war, lähmte ihr die Zunge. Doch

fielen ihr jetzt die Warnungen der Calzera vor der künftigen Schwiegermutter wieder ein, und sie durchschaute endlich die lügnerische Freundlichkeit, durch die ihr argloses Gemüt getäuscht worden war, während ein Aufschub um den anderen der alten Heuchlerin helfen mußte, aus eingesammeltem Klatsch dieses ganze Gewirre von Lügen, Entstellungen und falschen Schlüssen zusammenzuspinnen, in dem des Mädchens Ehre, Glück und bürgerliches Dasein zugrunde gingen.

Nur am Vertrauen in die Redlichkeit ihres Verlobten hielt sie auch jetzt noch fest: Modesto war ja ein Ehrenmann, er konnte von dem schändlichen Briefe nichts wissen; die Alte mußte hinter seinem Rücken geschrieben haben, um das Paar zu entzweien.

Doch der Brief war so wohlüberlegt, alle belastenden Punkte so sorgfältig herangezogen, Ausdruck und Schreibweise so abgezirkelt, daß ich keinen Augenblick zweifelte, Modesto sei selbst bei der Abfassung behilflich gewesen.

Unser Hausfreund, der Advokat Negri, verstand sich dazu, eine kurze bestimmte Anfrage an den Krämer zu richten, wie er sich zu dem Vorgehen seiner Mutter stelle, und ob er gesonnen sei, als ein Ehrenmann seine Pflicht an Carlotta zu erfüllen.

Modestos Antwort enthüllte der Unglücklichen erst die ganze Größe ihrer Schmach.

Er schrieb im Ton des Schwergekränkten, der selbst ein Recht zur Klage hat, daß er sich jede fernere Behelligung in Sachen der Carlotta verbitten müsse. Er danke dem Himmel, daß ihre befleckte Vergangenheit noch rechtzeitig entdeckt und dadurch eine ehrbare Familie vor Schande bewahrt worden sei. Es wäre töricht, nach dem Vater ihres Kindes zu forschen, da ja verschiedene auf diesen Namen Anspruch erheben könnten; was ihn selbst betreffe, so fühle er sich von jeder Verpflichtung gegen Carlotta frei und habe in einer ehrbaren Heirat Trost gesucht und gefunden. Zum Schluß erklärte er sich jedoch mit einer verlegenen Wendung bereit, ihr aus Nächstenliebe eine kleine Unterstützung anzuweisen mit dem

Beding, daß sie sich still verhalte und nie wieder den Fuß nach San Quirico setze.
Carlotta hob mit einer gewaltigen Bewegung die Arme zum Himmel.
O meine Mutter im Paradiese, schrie sie, Euch klag' ich an, Ihr habt die Schuld, mein Herz wollte nichts von ihm, mein Herz wußte es besser. Gott laß' es Euch nicht entgelten, was Ihr an mir getan habt.
Ich kann sie noch sehen, wie sie damals vor mir stand, die Arme emporgereckt und das große braune Gesicht von den zuckenden Muskeln durcheinandergerüttelt. Daß mit gleicher Unmittelbarkeit eine Erregung den Weg zur Gebärde fand, habe ich bei keinem anderen Wesen je beobachtet; es bedarf dazu der Unschuld einer so einfachen Natur, wie unsere Carlotta war.
Bei dem Anteil, den wir an ihrem Geschick nahmen, befanden wir uns in der schwierigsten und widrigsten Lage. Wir wußten nicht, wie ihr Genugtuung schaffen, und einer solchen Beschimpfung gegenüber Geduld zu predigen, ist eine Unmöglichkeit. Das Gesinde umstand sie bedauernd und aufreizend, aber Carlotta stimmte nicht in die Schmähungen gegen den treubrüchigen Feigling ein; sie war wie zu Stein geworden, nur nach einer Weile sagte sie mit einer Gebärde von Ekel: Ich will mich waschen, und ging ohne Eile nach ihrer Kammer.
Das Verhängnis wollte, daß ich an jenem Abend Gäste erwartete und keine Zeit hatte, mich mit der Unglücklichen abzugeben. Ich sah sie noch einen Augenblick, als ich an der Küche vorüberging. Da saß sie schon wieder an ihrem gewohnten Platz beim offenen Herdfeuer, die Kaffeemühle zwischen ihre mächtigen Knie gepreßt, das Gesicht von der Flamme vergoldet, und mahlte langsam und nachdrücklich. Nichts Besonderes war ihr mehr anzumerken, aber während der Kaffee aufgetragen wurde, verließ sie still das Haus.
Man vermißte sie erst spät, als die Gäste schon gegangen waren, und suchte sie lange vergeblich in allen Winkeln. Als Carlotta am

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Morgen nicht zurückkam, mußte der Polizei Anzeige von ihrem Verschwinden erstattet werden. Ihre Rede vom Waschen, die erst nachträglich auffiel, erweckte den Verdacht, daß sie in der Verzweiflung den Weg zum Arno genommen habe, und es wurde die ganze Strecke von der Porta San Niccolò bis zum Wehr hinunter abgesucht, aber währenddessen fuhr sie schon unaufhaltsam wie das Verhängnis ihrem Ziele zu.

Als wir endlich ihre Spur wiederfanden, war die Tat schon geschehen, und die Welt hatte einen Biedermann weniger: unsre arme besudelte Carlotta hatte sich gewaschen — mit Blut.

Sie war noch spät am Abend nach Prato gefahren und hatte dort auf dem Bahnhof gewartet, bis es hell wurde; man sah sie die ganze Nacht mit ihrem schwarzen Umschlagetuch wie ein Bild von Stein im Wartesaal sitzen, ohne sie zu stören. Beim Morgengrauen setzte sie sich in Bewegung und wanderte bergauf nach Vernio zu, das in eine tiefe Schneedecke gehüllt lag. Unweit Vajano holte sie der Postbote mit seinem Wägelchen ein und hieß sie aufsteigen. Er merkte ihr keine Erregung an und erzählte auf ihr Befragen harmlos von des Krämers Hochzeit mit der Pistojeserin, denn Carlottas Verlobung war ihm zufälligerweise nicht zu Ohren gekommen.

In San Quirico stieg sie von dem Wägelchen herunter, vergaß auch nicht zu danken und ging mit ihren gewohnten festen Schritten langsam und ruhig über die Brücke nach Modestos Haus.

Diesen fand sie, wie er eben mit verschlafenem Gesicht die Ladentür öffnete. Als er sich so plötzlich Carlotta gegenüber sah, erschrak er wie vor einem Gespenst und wollte die Tür vor ihr zuwerfen, aber sie drang ihm nach in den Laden, stellte sich hart vor ihn und fragte: Wessen ist das Kind, das ich unter dem Herzen habe?

Mach', daß du fortkommst, ich kann hier keinen Skandal brauchen, antwortete der Krämer unsicher.

Wessen ist das Kind, Modesto? fragte sie abermals.
Er gab keine Antwort und wagte ihr auch nicht ins Gesicht zu blicken.
Unterdessen stürzten die beiden Weiber in Unterröcken hervor, überschütteten Carlotta mit Schimpfreden und schrien nach den Carabinieri, deren Kaserne schräg über der Straße liegt. Nun gewann auch der Krämer Mut, und mit dem plötzlichen Zorn des Feiglings schrie er auf Carlottas wiederholte Frage: Geh zu deinem schönen Herrn Fontana, der wird wissen, wem dein Kind gehört.
Ich wollte, es wäre so, sagte Carlotta mit Nachdruck, dann wäre sein Vater wenigstens kein Schuft und seine Mutter keine Mörderin.
Dieses sagend, riß sie ein langes, blankes Messer unter der Schürze hervor, und bevor die Weiber ihr in den Arm fallen konnten, hatte sie es dem Krämer bis ans Heft ins Herz gestoßen.
Dann stieg sie noch unter dem Zetergeschrei der Weiber ungehindert an die Fiumenta hinab, spülte das Messer in den schäumenden Fluten rein und ließ sich dort ruhig von den herbeigeeilten Carabinieri verhaften.
Ich will Ihnen noch kurz den Schluß der Tragödie erzählen.
Trotz dem natürlichen Entsetzen über das Vorgefallene taten wir, was in unsren Kräften stand, um die Mörderin zu retten, aber ihre Lage war gefährlich, denn das mitgebrachte Messer stempelte ihre Tat zu einer vorbedachten. Noch bedenklicher war es, daß Modestos Mutter und die zum zweitenmal verwitwete Pistojeserin eine Privatklage anstrengten und den Staatsanwalt durch zwei berühmte Advokaten verstärkten. Doch kam der Fall zum Glück vor das hiesige Schwurgericht, wo die Stimmung von allem Anfang an für Carlotta günstig war. Viele kannten sie hier, und über ihre tadellose Aufführung war nur eine Stimme. Ihr früherer Fabrikherr, der auch vernommen wurde, sagte in gleichem Sinne über sie aus.

Die ganze Stadt strömte wie zu einem Schauspiel zusammen, als Carlotta vor dem Schwurgericht erschien; man hörte auf der Straße von nichts anderem mehr reden. Mehrere Tage schwankte die Entscheidung; ich selbst war in dieser Zeit wie von Sinnen. Als ich vorgeladen wurde und die Unglückliche vor allem Volke wiedersah, groß und unbeweglich in ihrem Käfig sitzend, da vergaß ich das Schrecknis ihrer Tat und dachte nur an all die Hingebung, die sie uns bewiesen hatte, und an die ungeheuerliche Beschimpfung, die ihr widerfahren war. Ich ließ mich von der Erregung des Augenblicks hinreißen und sagte: Sprecht sie frei, und ich bin bereit, sie noch heute in mein Haus zurückzunehmen.

Ein Beifallssturm erschütterte den Saal, daß ich nicht wußte, wie mir geschah. Viele weinten, und so oft Carlotta von da an hereingebracht oder hinausgeführt wurde, lief es wie ein Strom der Sympathie durch die Versammlung.

Fast noch größeres Aufsehen erregte das Erscheinen Rocco Fontanas, der auch als Zeuge geladen war. Alle Damen richteten ihre Gläser auf den Don Juan von Meletto, der mit äußerstem Freimut und ohne sich zu schonen ein für die Angeklagte ehrendes Zeugnis ablegte. Seine Beziehungen zu Carlotta, die Herkunft des Kindes in Vajano, alles was von Verleumdung gegen das Mädchen in Umlauf gesetzt war, wurde aufgeklärt, und ihr Leben trat rein und makellos aus dem Zeugenverhör hervor bis zur Stunde, wo sie sich ihrem eigenen Herzen zuwider dem Bräutigam, dem Tugendspiegel, ergeben hatte, von dem sie keinen Verrat besorgte.

Advokat Negri führte die Verteidigung, die ein Meisterstück psychologischer Analyse war. Hier liege nicht die landläufige Liebestragödie vor, sagte er, sondern ein anderes tieferes und selteneres Problem der menschlichen Natur. Er schilderte die Angeklagte, wie wir alle sie gekannt hatten, gewissenhaft, sittenstreng und unnahbar für die Verführung. Er erzählte von ihrer Leidenschaft

für das fremde Kind, aus der das verzehrende Verlangen nach eigenem Mutterglück erwuchs, und von ihrem felsenfesten Glauben an die Redlichkeit des Mannes, der ihren Augen nicht gefiel, und dem sie gleichwohl gewährte, was sie dem Geliebten ihrer Seele standhaft verweigert hatte.

Carlotta, sagte er, war keins von den Mädchen, die aus Leichtsinn fallen. Sie hatte auf die Liebe verzichtet, aber sie wollte Mutter sein und ihrem Kinde einen ehrlichen Namen geben, darum flog sie mit dem, der ihr ein sicheres Nest für ihre Jungen versprach.

Dann enthüllte er Zug für Zug die Machenschaften der alten Krämerin, in die der Sohn sich allzuwillig einspinnen ließ. Eine Anfrage in Meletto, ein einziger Besuch bei der Bäckerin von Vajano, die bloße Zusammenstellung der Daten, sagte er, hätte genügt, das Lügengewebe zu zerreißen, aber der Biedermann ergriff begierig den Vorwand zum Bruch, nachdem die langjährige, eigensinnige Leidenschaft für Carlotta befriedigt war, und nun die reiche Heirat ihren Zauber üben konnte.

Die Italiener sind vor allem Menschen, und nichts Menschliches bleibt ihnen verschlossen. Die Parteinahme für Carlotta war allgemein. Die gegnerischen Advokaten — zu ihrer Ehre sei es gesagt — führten nur ein glänzendes Scheingefecht auf, um ihren Ruhm zu retten, und ließen den Kern der Verteidigung unangetastet. Der Staatsanwalt selbst hielt nur noch lau die Anklage aufrecht, und der Prozeß endigte mit völliger Freisprechung.

Ungeheurer Beifall begrüßte den Wahrspruch, und der laute Zuruf der Menge folgte der Freigesprochenen durch alle Straßen nach, als unser alter Gärtner sie im geschlossenen Wagen abholte, denn wir wollten meine öffentlich gegebene Zusage wahr machen. Es wurden Balladen auf sie gedichtet, viele Zeitungen brachten ihr Bild, und Carlotta blieb auf längere Zeit die Heldin des Tages.

Jetzt aber muß ich Ihnen ein beschämendes Geständnis ablegen.

Ich hatte mein Wort gehalten und die Unglückliche in mein Haus zurückgenommen, aller Kritik der lieben Bekannten zum Trotz, denn es versteht sich, daß dieselben, die mir Beifall geklatscht hatten, meine Handlungsweise hinterher verdammten. Ich war aufs tiefste durchdrungen von Carlottas Unglück und der Gerechtigkeit ihrer Sache, aber — ich kam über das Grauen nicht hinweg. So oft mein Blick auf ihre Hände fiel, mußte ich denken, daß sie Menschenblut vergossen hatten. Ich konnte mein Kind nicht mehr auf ihren Armen sehen. Die Dienstboten rückten beim Essen sachte von ihr weg, und von den Mädchen wollte keins mehr mit Carlotta in einem Zimmer schlafen.

Es war ein rechter Jammer, was sollten wir mit ihr anfangen? In ihre Berge konnten wir sie nicht zurückschicken, wo der Schatten ihrer Bluttat umging, und hier — wer hätte sich ihrer angenommen? Sie hatte Geschick zu Gartenarbeiten, wie sie überhaupt dem Erdboden näherzustehen schien als andre Menschen. So gaben wir sie dem alten Gärtner, der ohnehin nicht mehr allein fertig wurde, als Gehilfin bei und trennten sie allmählich von dem Kindchen. Das scheint ihr das Herz vollends gebrochen zu haben.

Gewiß, wenn ihr eigenes Kind gelebt hätte, ihre starke Natur wäre mit ihrem Schicksal fertig geworden. Aber das Leben hatte nicht bei der Mörderin einziehen wollen: sie war in der Untersuchungshaft von einem toten Kind entbunden worden und kränkelte seitdem. Sie schaufelte und jätete zwar unverdrossen, versetzte Blumen und pfropfte Bäume, gab auch noch untrüglichen Bescheid über das kommende Wetter, aber sie lebte nur noch halb. Ihre schöne Fülle war weg, und der goldene Bronzeton ihrer Haut hatte sich in ein fahles Erdgrau verwandelt.

Die Natur griff gnädig ein und löste auf, was nur noch mit Pein zusammenhielt. Eine schwere Krankheit warf sie nieder, von der sie nicht mehr genas. In ihren Fieberträumen sprach sie immer mit ihrem Sohn. Sie lief mit ihm einen grünen Hügel hinab nach

einer Wiese, die voll Blumen stand; die zeigte sie dem Knaben, und Blumen pflückend entschlummerte sie.

Oben in Trespiano liegt sie bei vielen andern namenlosen Schläfern, die nicht auf die Seite gerückt sind, als unsre Carlotta einzog. Sie hat wie die andern ihr Kreuz mit einer Nummer. Advokat Negri, der ihr seinen Ruhm und eine glänzende Praxis dankt, hat die Mittel zu einem eigenen Grabe gegeben. Gras wächst über ihr und ihrer Tat.

Ihre Stofale, die schon lange wieder Stephanie heißt, trägt seit dem Frühjahr sittig ihr Ränzchen zur Schule und hat kaum noch eine dämmernde Erinnerung an das große starke Weib, das sie mit so wilder Zärtlichkeit an die Brust gepreßt und in den Armen geschwungen hat. Ihr Name wird selten mehr genannt, nur wenn ich über Verfall und Entartung klagen höre, so denke ich wieder einen Augenblick an jene mächtige, einfache, wie aus den Blättern des Alten Testaments herausgestiegene Gestalt.

Mittagsgespenst

Man saß am Abend vor der Abreise noch in Florenz beisammen, ein Häuflein deutscher Freunde, das den Winter in Italien verbracht und das Land auf den bekannten Reisewegen durcheilt hatte. Alle waren freudensatt und sehnten sich nach Hause. Die erschöpfte Bewunderung, die schon seit lange keine Worte mehr fand, schlug in Mißmut um, und man begann dem Lande gram zu werden, das man mit so großem Entzücken betreten hatte, denn man fühlte, daß ein Menschenalter nicht ausreichen würde, um die ganze Tiefe seines Reichtums zu ergründen.

Ein junger Künstler, der am weitesten gekommen war und am schärfsten gesehen hatte, gab dieser Stimmung zuerst Ausdruck.

Ich möchte doch nicht in einem Lande leben, wo schon alles getan ist, sagte er, es würde mich entmutigen und erdrücken. Überall vertreten uns hier die Toten den Weg, und Schillers berühmter Vers verkehrt sich hier ins Gegenteil, denn ihnen gehören die Stunden, und der Lebende hat unrecht.

Und die italienische Natur ist eigentlich gar keine Natur, warf eine junge Frau ein, sondern nur wie ein Staffeleibild, ein Ding zum Anschauen. Man kommt nie hinein, immer ist man draußen. Da lob' ich mir unsere deutschen Eichenwälder mit ihren feuchten Moosbänken und rieselnden Bächlein. Die sind uns nahe und reden unsere Sprache. Aber gibt es etwas Hochnasigeres als diese Zypressen und Pinien, die mit sich selber glücklich sind und dem Menschen zu sagen scheinen: Bleib mir vom Leib — ich habe nichts mit dir gemein. — Oder vielmehr, sie sagen ihm gar nichts, sie übersehen einfach seine Gegenwart.

Ich, sagte ein anderer, habe an Italien nichts auszusetzen, als daß es hier zu hell ist, und daß das Sonnenlicht in jede Ritze dringt. Da ist gar nichts Verschleiertes, kein Dämmerwinkelchen für die Phantasie, kein Platz für Geister, Irrlichter und Kobolde. Ich möchte nicht in einem Lande leben, das keine Gespenster hat.

Steht es denn fest, daß Italien keine Gespenster hat? fragte die Gesellschaft.

Felsenfest. Ich berufe mich auf den jungen Vetturino, der uns durch die Maremma führte. Den habe ich nach Geistergeschichten ausgefragt, solange ich neben ihm auf dem Kutschbock saß. Zuerst verstand er mich gar nicht, bis ich ihm erklärte, was Gespenster seien, — die Seelen der Verstorbenen, die wiederkämen. Darauf sah er mich mit ernsthafter Verwunderung an und schüttelte den Kopf. Bei ihm daheim im Sienesischen, sagte er, wisse man nichts von solchen Dingen, da seien die Toten noch immer ruhig liegengeblieben, wo man sie eingescharrt habe. Aber auf einmal ging ihm ein Verständnis auf, und er fügte hinzu: Ja, jetzt erinnere ich mich — als ich noch klein war und zur Schule ging, da hörte ich von einem gewissen — wie hieß er nur? — Lazarus, mein' ich — der soll wieder aufgestanden sein. Aber man muß nicht alles glauben, was die Leute sagen.

Alle lachten. Aber einer, der bisher geschwiegen, ergriff jetzt das Wort, und die Gesellschaft hörte ihm aufmerksam zu, denn er war ein Sonderling, der nur redete, wenn er etwas zu sagen hatte, und überdies bewohnte er das Land, das die Andern im Flug durchreisten, schon seit zwanzig Jahren.

Keine Gespenster? begann er langsam und eintönig. — Ja, wenn Sie von den grauen oder schwarzen huschenden Schattengestalten des Nordens reden, dann stimme ich Ihnen bei, die gibt es hier nicht, die Sonne würde sie sofort aufzehren. Aber wären Sie meinem Rat gefolgt und hätten einen Hochsommer in Italien verlebt, statt bei der ersten Sonnenglut das Weite zu suchen, dann wüßten Sie, was italienische Gespenster sind.

Er sprach mit einer tiefen, wenig modulierten Stimme, die etwas Hypnotisierendes hatte.

Gespenster im Hochsommer? fragten einige zweifelnde Stimmen.

Allerdings. Sie kommen eben von dem gewohnten Vorstellungskreis nicht los. Wenn Sie von Gespenstern hören, so denken Sie an eine Winternacht, verschneite Felder, an Sturmgeheul, Nebelgerieseln und tiefe Mitternachtstunde. Dann kommen die ängstlichen, schleichenden Schatten, die sich fast mehr noch vor dem Lebenden fürchten als er vor ihnen. Hier aber hat die Nacht keine Stille und Einkehr in sich, also hat sie auch keine Gespenster, sie ist voll Lärm und Musik und gehört den Lebenden. Doch man zeige mir das verschwommene nordische Spukbild, das sich an Grauen mit dem weißen Phantom des Südens messen kann. Wie rette ich mich vor dem Mittagsgespenst, wenn es mich allein in der sonnverbrannten schattenlosen Campagna findet, wenn es mich anstiert mit seinen kalten, wie von der Helle abgeblaßten Seemannsaugen, die die ungeheuren Weiten von Wüste und Ozean in sich getrunken haben? Um die Sommersonnwend, zur Mittagszeit, beim betäubenden Geschmetter der Zikaden, auf weiten glühenden Ebenen, unter goldgelben Weizenfeldern, wo die Luft vor Hitze flimmert und sogar die Lerche schweigt, am flachen Meergestad, wo der brennende Sand zu spiegeln anfängt, da ist es zu Hause. Es kommt von Afrika herüber und bläst unterwegs den Schiffern seinen heißen Atem ins Gesicht, daß sie entseelt vom Bord taumeln. Wo es vorübergeht, da wagt kein Blümchen mehr zu blühen, und kein Halm ist mehr grün. Und doch ist es ebenso schön, wie es schrecklich ist. Ganz nahe bin ich ihm nur zweimal gekommen, das erstemal in Pisa. Sie kennen Pisa? — Aber nein, Sie haben es ja nur bei Regenwetter gesehen. Nun stellen Sie sich den Domplatz vor unter der grellen Mittagssonne, abseits der Stadt, in weltverlorener Einsamkeit, seine steinernen Wundergewächse umwoben von der sinnverwirrenden überirdischen Helle, die ihnen das Körperliche nimmt und alle Gegenstände zu

Erscheinungen macht. Ein marmornes Märchen, ein versteinerter Mittagstraum inmitten einer smaragdgrünen Wiese. Der schiefe Turm, der dem Gesetz des Gleichgewichts Hohn spricht und das Auge erschreckt, Dom und Battistero blendend wie Schnee und gleichsam durchsichtig vor Helligkeit, dahinter das Camposanto und ganz im Hintergrunde die schwarze, finstere Stadtmauer wie die Grenze der Welt. Die Luft ist dann leicht wie Äther, und aus der Erde, die nicht mehr lastet, dringen die Geister herauf und lagern sich vor der Friedhoftür. Das ist der rechte Ort für das Mittagsgespenst, seine fürstliche Metropole, und dort habe ich es zum erstenmal geahnt mit seinem Grauen, das aus dem Urgrund der Dinge heraufsteigt. Aber das war noch nichts — ein paar Jahre später sah ich es wirklich im Pesatal —

Er verstummte auf einmal und versank in Nachdenken, wie es Einsiedler tun, die nur gewohnt sind, mit sich selbst zu reden.

Erzählen! rief es von allen Seiten.

Da ist ist eigentlich nichts zu erzählen, es ist nur ein Zustand und keine Geschichte.

Da ihn aber die Gesellschaft nicht mehr loslassen wollte, so gab er nach und begann:

Ich hatte an einem Frühsommer in den achtziger Jahren eines schönen Tags den Weg unter die Füße genommen, um, wie alljährlich um diese Zeit, meinen ganzen Menschen auszulüften und zu durchsonnen. Von San Casciano aus wanderte ich planlos ins Land hinein, mein Skizzenbuch unter dem Arm, in das ich mit dilettantischem Vergnügen Schlösser, Villen, phantastische Steinbrüche und Baumgruppen eintrug. Die Nacht verbrachte ich in einer schlechten Kneipe, aus der es mich schon vor Tagesanbruch wieder forttrieb. Nichts Wunderbareres, als so in kühler Morgenfrühe auf einsamen taufeuchten Campagnawegen der Sonne den Vorrang ablaufen, wenn der Himmel noch grau ist und das goldene W der Kassiopeia wie durch einen Schleierflor schimmert, bis ein rosiges Leuchten über den östlichen Hügeln be-

ginnt, und, rollende Wolkenmassen vor sich herschiebend, die Sonne erscheint. Gewaltsam, chaotisch wiederholt sich jeden Morgen das Fiat lux, wie es Michelangelo gedacht hat, man meint den Schöpfergreis selbst zu sehen, wie er ringend Licht und Finsternis scheidet, und es ist nicht zu sagen, welch ungeheure Summe von Glück täglich dem Kulturmenschen verlorengeht, der seine Morgenstunden zwischen zwei Betttüchern verdämmert.

Ich hatte bald einen Punkt erreicht, wo die Landschaft ihr florentinisches Gesicht verlor; die Berge rückten in die Ferne, die Gegend erweiterte sich, und ich tauchte in ein ganzes Meer von niederen Hügeln hinein. Zahllos und gleichmäßig wie erstarrte Wellen erhoben sie ihre Häupter, von roten Backsteinvillen oder grauen, steinernen Gehöften bekrönt, die man für Schlösser halten könnte, wenn nicht der Mangel an Fensterläden sie als Bauernhäuser kenntlich machte. Mein Weg führte eine Zeitlang an einem blinkenden, noch wasserreichen Flüßchen hin, das sie die Elsa nannten. Endlose Rebengehänge faßten die Straße ein und boten mit ihren mageren Schatten wenig Schutz vor der höher steigenden Sonne. Die Hügel bildeten keine Ketten, sondern stiegen einzeln als kleine Kegel aus dem Boden auf, wenige rund geschnittene Oliven standen darauf wie Kinderspielzeug, und schmale, hellglänzende Pfade schlängelten sich zwischen Zypressen hinan wie von Benozzo Gozzoli gemalt.

Bald wurde es sengend heiß, die reifenden Kornfelder, die kein Lufthauch regte, lagen da und glühten wie ein Stück herabgefallener goldgelber Sonne. Ich begegnete keiner lebenden Seele, denn es war Sonntag, wo die Leute in ihren Gehöften beisammenhocken; nur dann und wann sah ich eine Herde weißer Hämmel gleich einer dichten Staubwolke um einen grünen Berghang gelagert, oder vernahm das Klingeln unsichtbarer Glöckchen hinter den Hügeln hervor. Mein Weg, der lange den Fluß verlassen hatte, führte durch keine Dorfschaft, sondern immer tiefer in das Hügelmeer hinein; hatte ich eine Anhöhe erklommen, so stiegen,

soweit das Auge reichte, unzählige neue Höhen empor, nur nach Süden schloß eine lichte blaue Bergkette den Horizont ab. Die Villen hörten auf, und die bebaute Gegend schien ganz verlassen. Hügelauf, hügelab, wie eine lange weiße Schlange wand sich die Straße, das Gefühl der Unendlichkeit weckend; ich mußte immerzu an Benozzo Gozzoli denken, dem solche Landschaften auf seinen Bildern vorschwebten, und ich hätte mich nicht gewundert, wenn mir seine Drei Könige mit ihren schön geschirrten Rossen und ihren kecken Pagen entgegengezogen wären.

Schon vor geraumer Zeit hatte ich einen einzelstehenden Berg mit flachem Rücken beobachtet, der aus der Ferne von einem Wald ungewöhnlich hoher Bäume besetzt schien und der, je nachdem mein Weg sich wand, bald links, bald rechts, bald vor mir und bald hinter mir auftauchte. Im Näherkommen bemerkte ich, daß, was ich zuerst für Bäume gehalten, schlanke, viereckige Türme waren, die wie Pfeile hinaufschossen, einige himmelhoch, andere wie auf halber Höhe gehemmt, aber alle von einem starren Trotz, von einer eisernen Verwegenheit, die den Blitzen die Stirn zu bieten schien. Die ganze Fläche war von einer starken, durch vorspringende Basteien und Türmchen unterbrochenen Mauer umzogen und erweckte so aus der Ferne gesehen die Vorstellung eines zur Hälfte abgespielten Schachbretts, von dem nur die Türme und ein paar Bauern stehengeblieben sind. Es mußte San Gimignano sein, die merkwürdige Stadt, die ich schon seit Jahren zu sehen wünschte, und ich brauchte jetzt nur der Straße zu folgen, um geradeswegs vor das Tor zu gelangen.

Im Weitergehen entdeckte ich mit Verwunderung, daß das Weiße, das zwischen der grobscholligen Wegböschung vorglänzte, keine Steine, sondern Muscheln und Austernschalen waren, und auch die Straße zeigte sich mit Gebilden des Meeres beschottert. Weiße Muscheln, groß und klein, in allen denkbaren Arten, bestreuten die Äcker und halfen die Hügel bilden, die gar kein festes Gebein hatten; einige darunter waren tellergroß. Ich stieß auf ganze

Austernbänke und auf versteinerte Korallen, die in den Boden verwachsen waren. Dieser lachende toskanische Garten liegt auf altem Meeresgrund, auf einer lockeren Sandwüste, über die einst die breite Woge hinrollte, und ich stand jetzt schon hoch genug, um das ganze ungeheure Becken zu überblicken, das eine ferne, ferne Bergkette wie eine Küste umschloß.

Die geheimnisvolle Stadt lag jetzt wieder einmal zu meiner Linken und so nah, daß ich hätte können die Sonntagsglocken läuten hören. Die Türme standen auf dem höchsten Punkt und eng beisammen wie zu Schutz und Trutz, während der Rest der Stadt hinter mächtigen grauen Mauern sich auf dem Hügelabhang lagerte. Aber die Straße zog sich mit ihren Windungen noch eine gute Meile hin, und nirgends fand ich eine Spur von Schatten. Unsichtbar begleitete mich das schrille Geschmetter der Zikaden, eintönig und gespensterhaft, als habe das grelle, unerbittlich weiße Licht selber eine Stimme bekommen und schreie mir zu. Oliven, die in vielfachen Reihen allen Linien des Bodens folgten, waren der Wipfel beraubt und zu weiten, leeren Kränzen zugeschnitten, damit die Sonne bis ins Mark dringe. Sonst waren keine Bäume da, nur Brombeergestrüpp und wilde Rosenhecken, die mit den filzigen Büscheln des Lavendels abwechselten.

Endlich hatte ich den Fuß des Berges erreicht und wanderte eine gepflasterte Straße hinauf. Hinter mir dröhnte es wie Pferdegetrappel, zwei Männer mit breiten Filzhüten galoppierten auf Maultieren finster und stumm vorüber; ohne den Widerhall der Hufe hätte ich sie für Schatten gehalten.

Ich stand vor einem prachtvollen Tor aus verwittertem Backstein mit gezacktem Gesimse. Ein paar Schritte abseits, unter dem Schatten dürftiger Akazien, floß ein einfaches Röhrenbrünnlein, aus dem ich einen Trunk nehmen wollte, aber das Wasser, durch einen Windhauch zur Seite getrieben, entwich meiner Hand. Ich stand wie im Traume. Während in der Ebene unten die Sonne auf regungslosen Halmen brannte, wehte und sauste es hier

oben um den Berg, als sei ich in die Heimat der Winde gekommen.
Auf einer verwitterten Holzbank unter der Akazie saß ein junges Weib mit einem Kinde an der Brust, unbeweglich wie ein Bild von Stein, und sah müde und hoffnungslos vor sich nieder.
Ich trat grüßend zu ihr und fragte, ob ich in San Gimignano sei.
Sie nickte und sah mich mit einem traurigen Blick an, der mich bewog, ihr eine Münze in den Schoß zu legen.
Eine lange, leere Straße, kühl und finster wie ein Keller, nahm mich auf, und ich wanderte zwischen zwei Reihen hoher Paläste, die zuweilen durch schwebende Brücken verbunden waren, in die Stadt hinein. Da und dort gab ein Quergäßchen, durch das der Wind pfiff, eine plötzliche Durchsicht auf das dunkle Blau des Himmels bis tief hinab zum Horizont frei. Die Straße mündete auf den Kirchplatz, wo die erstaunlichen Türme standen, der höchste, am Rathaus, mit Schmuck und Kranzgesimse, die andern ohne Bekrönung, stumpf, wie oben abgeschnitten, und ich erschrak vor der trotzigen Kühnheit dieser Bauten; nur ein Frevel konnte sie so hoch und himmelandrohend hinaufgeführt haben.
Trotz der Hitze auf der im grellsten Sonnenlicht gebadeten Piazza lief mir ein kalter Schauder über den Leib — ich spürte die Luft eines fernen Jahrhunderts um mich her. Ein eisernes Volk mußte hier gewohnt haben, gefährlich und grausam, dem für die Größe seiner Vaterstadt alles erlaubt war, und ich bedauerte die Nachgeborenen, die verdammt waren, im Schatten dieser Türme ein sieches, gedrücktes Dasein hinzuschleppen. Die wenigen, denen ich beim Eintritt begegnet war, schlichen mir mit scheuen Schritten aus der Entfernung nach. Ein etwa dreizehnjähriger Junge, von dem ich nichts erfahren konnte, als daß er Orazio hieß, hatte sich mir schon unter dem Stadttor angeschlossen und begleitete mich hartnäckig, aber ohne ein Wort zu reden. Ich gab ihm unbedachterweise ein paar Soldi, um ihn loszuwerden, und machte ihn dadurch erst recht zu meinem Schatten.

Auch die andern lungernden Schemen, die wir unterwegs trafen, hingen sich an meine Fersen, und mit der stummen Begleitung hinter mir wanderte ich weiter durch lange hallende Gassen und ausgestorbene Plätze, und ich staunte zu den finsteren Baukolossen hinauf, die die engen Straßen in tiefe Schatten hüllten. Schlanke Marmorsäulchen stützten die runden Fensterbögen, und Ornamente von maurischer Zierlichkeit liefen über die Vorderseite der Häuser hin und erhellten den gewaltigen Ernst der alten Quadern und Backsteine mit einer Fülle von Phantasie. Seit den Tagen des Mittelalters war hier kein Stein verrückt worden, keine Neubauten drängten sich dazwischen, und die Paläste waren vollkommen erhalten, als ob die Zeit, die alles wegfegt, was sie nicht umgestalten kann, diese Stadt allein auf ihrem Lauf vergessen habe.

Ich kam durch monumentale Tore mit den Resten römischen Mauerwerks im Stadtinnern, die augenscheinlich von einem früheren Mauerkreis herrührten und noch viel älter waren als die äußeren Befestigungen, ich sah wundersame Tempelstirnen, die aus vorchristlichen Zeiten stammen mochten, prächtige Steintreppen und reich geschmückte Säulenhöfe. Durch eine Seitengasse kam ich auf den Domplatz zurück, als eben die Kirchenportale aufgingen und eine dunkle Menschenwoge sich die Stufen herunter in die mittagshelle Piazza ergoß.

Im Nu war ich umringt, man starrte mich an wie ein fremdländisches Tier und schien sich zu wundern, durch welchen Zauber ich den Weg heraufgefunden habe. Männer, Weiber, Kinder umstanden mich stumm, ein ganzes Volk von gaffenden, hohläugigen Gespenstern. Ihre Kleider waren abgenutzt, ihre Gesichter müde wie übernächtig, und die Blicke, mit denen sie an mir hingen, schienen zu fragen: Was will dieser Mensch aus einer anderen Zeit?

Sei es, daß meine Ausrüstung etwas Auffallendes hatte, sei es, daß überhaupt selten Fremde nach San Gimignano kommen, sicher ist, daß ich nie ein neugierigeres und mißtrauischeres Volk

gesehen habe. Auf jede Frage antworteten sie mit der Gegenfrage, wer ich sei, was ich hier suche und wie lange ich zu bleiben gedenke. Die einen bettelten, andere boten mir wertloses Gerümpel zum Kauf an, und ihre ernsten Gesichter paßten so wenig zu dieser Verkommenheit, als ob sie gar nicht ihnen selbst gehörten, sondern alte Erbstücke wären, die ihre ursprüngliche höhere Bestimmung eingebüßt hätten. Wohin ich ging, da zogen sie mit, schweigend, eine immer wachsende Prozession, denn auch die andern Kirchen hatten sich mittlerweile entleert. Da und dort blickte wohl ein hübsches Mädchengesicht aus dem Haufen, aber auch sie hatten etwas Fahles, Freudloses, als ob ein unerträglicher Druck auf ihnen laste, und die Stadt erschien mir mit ihren Bewohnern noch viel unheimlicher als zuvor, da ich nur die leeren Plätze und Gassen gesehen hatte.

Nachdem ich noch die Kirchen mit ihren berühmten Chormalereien betrachtet, trat ich endlich etwas abgespannt in eine Herberge, und ganz San Gimignano wälzte sich natürlich nach. Der Wirt, der womöglich noch abstoßender aussah als seine Mitbürger, hatte Mühe, mir Luft zu schaffen und die Leute aus der Gaststube zu entfernen, während ich zwei Gläser Wein leerte und dazu mit Überwindung ein paar Bissen aß.

Aber auch so wurde mir das Bleiben unerträglich, denn die Stube roch nach unbewohnten Räumen, und obwohl ich sogleich alle Fenster aufsperrte, war ein dumpfer, kellerartiger Geruch nicht zu vertreiben.

An der geschwärzten Wand hingen zwei Bilder, die ich mir aufmerksam besah. Das eine, in rohen Farben auf Leinwand gemalt, war offenbar die nicht sehr geschickte Kopie eines alten Gemäldes und stellte den Schutzpatron von San Gimignano dar, einen heiligen Bischof mit Inful und Hirtenstab, der die ganze Stadt mit allen ihren Türmen wie ein Schachbrett auf dem Schoße hielt. Die Stadt und wieder die Stadt! Wie seltsam und ehrwürdig zugleich erscheinen sie uns mit ihrem Heimatkultus, diese Alten,

denen kein Opfer zu groß war für die Scholle, von der sie stammten. Welch glühender Gemeinsinn, welche Leidenschaft, stark wie der Tod, muß ein ganzes Volk verbunden haben, damit eine Stadt entstehen konnte wie diese, wo jedem Stein der Wille einer ewigen Dauer eingeflößt ist! Wie hat jeder einzelne gerungen und gedarbt, um seine Geliebte, die Stadt, desto reicher zu schmücken! Und wie fern fühlen wir uns von diesen trotzigen Ansiedlern, wir Heutigen, die auf der Erde keinen festen Fuß mehr fassen können, und denen mit dem Bedürfnis auch die Fähigkeit zu bauen abhanden gekommen ist! Ehrfurcht vor diesen Alten!

Das andre Bild, auf einer zersprungenen Holztafel und stark von der Zeit beschädigt, schien Original zu sein und aus den guten Tagen der Kunst zu stammen. Es zeigte ein junges Mädchen mit aufgewundenem Haar, das eine tellerartig ausgehöhlte Muschel mit einem durchschnittenen Granatapfel in der Hand trug. Gestalt und Gewandung waren verwischt, aber die anmutigen Züge ließen sich gerade noch erkennen. Je länger ich sie ansah, desto mehr fesselten sie mich mit einem seltsam persönlichen Anteil. Die Wangen waren von zwei breiten Feuchtigkeitsflecken zerfressen, und gerade diese Verletzungen gaben ihrer Schönheit einen schwermütigen Reiz, als ob sie mit dazu gehörten.

Es lag etwas in diesem Gesicht, das mich nicht losließ, das mich quälte, das mein Mitleid anrief wie ein unverdienter und ungesühnter Schmerz.

Der Wirt, der mir keinen Augenblick von der Seite wich, als ob er einen Staatsgefangenen zu bewachen habe, bestätigte meine Vermutung wegen des ersten Bildes: ein junger Künstler, der eine Zeitlang hier gewohnt, hatte es nach einem alten, im Rathaus befindlichen Gemälde kopiert und bei der Abreise zurückgelassen. Von dem zweiten konnte oder wollte er mir nichts sagen, als daß es sich seit undenklichen Zeiten in seiner Familie befinde, und daß man nicht mehr wisse, wen es vorstelle. Sobald er meinen Anteil bemerkte, schlug er mir vor, das Bild zu kaufen und ließ nicht ab,

bis ich ihm eine unbedeutende Summe dafür bot. Dann aber tat er plötzlich kostbar, redete von einer geheimnisvollen Bewandtnis, die es mit dem Mädchen haben sollte, und wünschte, daß ich lieber das andre Bild nehme, worauf ich ihn einfach auslachte und meiner Wege ging.

Vor der Tür fand ich wieder eine große Menschenansammlung, die auf mich wartete, und Orazio, der offenbar durch die längere Bekanntschaft ein näheres Recht an mich erworben zu haben glaubte, nahm mich schon im Korridor in Empfang. Ich stieg nach dem märchenhaft verwilderten Festungsgarten hinauf, um mich ins schattige Gras zu strecken, und bedeutete dem Haufen mit Nachdruck, daß ich kein Gefangener sei und daß ich endlich allein zu bleiben wünsche. Die Leute zerstreuten sich murrend, aber den stummen Jungen ließen sie als Wache neben mir zurück. Er kauerte sich wie ein Hund ganz dicht zu meinen Füßen nieder und hing unbeweglich mit den hungrigen, immer wachen Blicken an mir, als habe er etwas zu forschen, zu begehren, wofür ihm die Sprache fehlte. Ich saß wie gebannt, so seltsam schien mir das alles. Wahrlich, ein Fluch, der forterbt, muß schuld sein, daß dieses Volk nicht lachen kann. Als der Junge endlich eingeschlummert war und ich mich leise wegstehlen wollte, tauchten oberhalb der Mauer zwei Männer auf, die ihn mit Steinwürfen weckten. Nun griff ich zur List und schickte ihn mit etwas Geld und einem Auftrag fort, indem ich von Herzen hoffte, daß er sich die Gelegenheit zu nutze machen und mit der Beute verschwinden werde.

Als er mich verlassen hatte, wurde mir erst wohl und leicht. Von meiner Warte aus überblickte ich die ganze unendliche Ebene mit den zahllosen Olivenhügeln, die ihre Häupter reckten wie schaumgekrönte Wellen. Wie lange mochte es her sein, daß das Meer über dieses Becken hinrauschte? Und wenn es jetzt wieder käme mit ungeheurem Schwall seiner schäumenden Wassermasse zurückzufordern, was einst sein war, und es nähme all diesen blühenden

Menschenfleiß mit fort, um sich erst ganz unten im Westen an der blauen Schranke des Gebirgs zu brechen! Ob es wohl auch diese Stadt mit ihren Türmen fortnähme oder ob sie dann als einsame Insel aus den Fluten ragen und nach wie vor den Jahrhunderten Trotz bieten würde?

Ja, diese Türme, sie hatten es mir mit dämonischem Zauber angetan. Wer gab ihnen das Recht, sich so festen Fußes in den Boden einzurammen? Woher brachte man nur die Steine, um diese himmelhohen Bauten aufzuführen? Welcher Zauber ist in ihren Grundmauern eingeschlossen? —

Ich vergrub meinen Kopf in Thymian und blühenden Erdrauch und blinzelte durch die Ritzen meines Strohhuts. Der Wind hatte sich gelegt, und es wurde so still, als ob die Zeit schlafe. Die unbeweglichen Blätter einer Olive über mir sahen aus wie vom Goldschmied ziseliert, und wo der Himmel durch das silberne Laubwerk blickte, ging sein tiefes Blau ins Schwärzliche.

Nun schlug es Mittag. Langsam und bleiern fielen die zwölf Schläge vom nahen Glockenturm und verzitterten in der glühenden Stille. Nach dem letzten aber schütterte die Luft immer weiter, als wolle der Nachhall kein Ende nehmen. Es war nicht das Ausklingen des Stundenschlags, sondern ein seltsamer, mir unerklärlicher, lautloser Lärm, wie von Tausenden von Menschentritten jenseits der Festungsmauer, die keinen Hall auf dem Pflaster weckten. Das Schwingen und Zittern wuchs, es kam heran wie summende Stimmen, ein Murmeln und Psalmodieren — war's fern, war's nahe, war's über mir in der Luft, war's im Boden? Ich riß die Augen auf, aber ich sah nichts, mein Blick durchdrang den Raum und faßte nichts als die körperlose Helle. Und doch fühlte ich, daß etwas um mich war, und mir wurde eiskalt in der sengenden Hitze.

Aber die durchsichtige Luft verdichtete sich allmählich unter der Anstrengung meiner Sehkraft, schwankende, unbestimmte Umrisse traten hervor, die ich weiße Schatten nennen möchte, halb-

zerflossene Gestalten, nicht wie leibhaft gegenwärtig, sondern wie durch eine Fata Morgana von weither gespiegelt. Sie hatten zuerst nur zwei Dimensionen und ließen die Gegenstände hindurchscheinen. Je länger ich aber hinstarrte, desto runder und körperlicher wurden sie, ich begann auch die Farben zu unterscheiden, das Violett einer Kirchenfahne drang zuerst hindurch, dann erkannte ich Priester in Meßgewändern mit Kreuzen und Weihwedeln, Magistrate in seltsamen wallenden Talaren und eine ungeheure Menge Volk, von der ich nicht begriff, wie sie auf der engen Fläche Raum hatte. Schulter an Schulter standen sie, einer auf die Fersen des andern tretend, und so seltsam ineinandergeschoben, als ob mehrere Zeitgeschlechter zugleich ihren Fuß auf denselben Fleck Erde gesetzt hätten. Aber was für Gesichter! Der verbissenste Trotz, die rücksichtsloseste Härte, verbunden mit einer tückischen Verschlagenheit, sprachen sich darin aus. Das unheimliche Gepräge, das ich von Anfang an mit Befremden unter der Bevölkerung wahrgenommen, erschien bei ihnen ins Furchtbare gesteigert, eine saugende Gier, etwas wie Hunger, aber nicht nach irdischer Speise, lag in ihren Augen. Ich zitterte, daß ihre Blicke auf mich fallen könnten, aber sie sahen alle an mir vorüber, als wäre ich nicht vorhanden, und ihre Augen hefteten sich auf einen gemeinsamen Mittelpunkt, einen kellerähnlichen Schacht zunächst der Mauer, an dessen Rand ein riesiger Haufe bearbeiteter Steine aufgeschichtet lag. Die Spitze einer Leiter sah daraus hervor und Hammerschläge tönten von innen. Rechts und links von diesem Schacht hatten sich die Würdenträger aufgestellt, und bewaffnete Männer hielten dahin eine Gasse frei, indem sie die angehäufte Menge von beiden Seiten zurückstauten.

Was geht hier vor? dachte ich und wagte vor Beklemmung nicht zu atmen. Ganz zufällig fiel mein Blick über die Köpfe der Menge weg nach der glühenden, vor Hitze zitternden Ebene hinunter, denn ich hatte mich auf die Zehen gestellt, und ich gewahrte einen schwarzen beweglichen Strich, den ich zuvor nicht gesehen hatte.

Er glich aufs Haar einer wimmelnden Ameisenprozession und zog sich vom Fuß unsres Hügels in unabsehbare Ferne bis an die Berge hinüber. Erst allmählich erkannte ich, daß es eine lange Kette von Menschen war, und ihre Unruhe rührte von der Bewegung her, mit der sie schwere Steine von Hand zu Hand reichten.

Mich durchzuckte es wie ein Blitz: Die Wahnsinnigen, sie bauen einen neuen Turm!

Ehe ich mir diesen Gedanken völlig klar gemacht hatte, erscholl eine fremdartige Musik, die nur aus wenigen, immer wiederholten Tönen bestand und etwas unendlich Klagendes hatte. Über die Menge lief eine wallende Bewegung, alle Köpfe drehten sich nach der Seite, von der die Töne kamen. Durch die Menschengasse schritten Musikanten daher, mit seltsam geformten, mir unbekannten Blasinstrumenten, ihre Beine steckten in grellfarbigen engen Geweben, dergleichen auch viele von den Zuschauern trugen, und ich fand es gar nicht auffallend, daß sich auch die altertümliche Tracht erhalten hatte in dieser Stadt, die selber ein Stück versteinerter Vergangenheit ist. Sie bewegten sich jetzt vor mir in vollkommen greifbarer Deutlichkeit, und ich verstand nicht mehr, wie es kam, daß ich sie vorher nur so blaß und wesenlos wahrgenommen hatte; es war, als habe sich mein Auge jetzt an eine neue Art von Sehen gewöhnt.

Den Musikanten folgten zwei Männer, deren Anblick mir unvergeßlich bleibt. Der eine zur Rechten, im schwarzen, mit Sternbildern besäten Mantel, hatte eine ernste, unnahbare Haltung, und als er den Kopf wandte, so daß sein Blick nah an mir vorüberstreifte, erinnerte er mich an ein Gesicht, das ich kurz zuvor gesehen hatte; ob es aber der gemalte Stadtheilige war oder eines von den Bildern an den Kirchenwänden, wüßte ich jetzt nicht mehr zu sagen. Der andre dagegen ist mir noch so lebhaft im Gedächtnis, daß ich ihn zeichnen könnte, — eine lange, hagere Gestalt im gegürteten Arbeitsrock, Meßstab und Hammer in der Hand, ich hielt ihn für den Baumeister. Sein Gesicht war zer-

rüttet wie eine Stadt, die vom Erdbeben heimgesucht worden ist, und hatte einen furchterregenden Ausdruck, als sei einmal ein übermenschlicher Jammer darüber hingegangen und von einem übermenschlichen Willen niedergekämpft worden. In seinen hohlen Augen glühte eine erbarmungslose Entschlossenheit; so mag ein Verdammter blicken, der um einen hohen Preis seine Seele verkauft hat und sich noch des Handels freut. Den beiden folgte ein Diener, einen verhüllten Gegenstand in den Armen haltend.

Am Rand des Schachtes erhob der Schwarze seinen Stab, der in verschnörkelte astrologische Zeichen auslief. Das Glöckchen bimmelte, das Volk fiel auf die Knie und Totenstille breitete sich über die Versammlung. Ich sah, wie von innen die Leiter fester angelegt wurde, und der, welchen ich für den Baumeister hielt, streckte die Arme nach dem Gegenstand aus, den der Diener aus den Tüchern schälte. Da begann sich etwas zu regen, und man vernahm das Wimmern eines Kindes, das sofort durch eine Männerhand erstickt ward.

Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, und im Nu kam mir ein Aberglaube aus finstern Zeiten zum Bewußtsein, wonach ein Lebendiges, in die Grundsteine vermauert, einem Gebäude Dauer sichern soll bis ans Ende der Tage.

Jetzt aber zerriß ein Schrei die Stille — ich darf nicht sagen ein Schrei, es war nur wie das Gespenst eines Schreies, denn man hörte nichts, man fühlte nur das scharfe Schneiden durch die Luft. Ein Weib kam durch die offene Gasse dahergerannt und wollte sich auf den Baumeister werfen, aber die Bewaffneten stießen sie zurück. Sie trat und schlug um sich wie rasend und stieß im Ringen kurze schrille Schreie der Verzweiflung aus, die sich in kurzen Absätzen folgten und mir durch Mark und Bein schnitten. Einer von den Männern preßte ihr die Hand auf den Mund, andre ergriffen sie bei Armen und Beinen und schleppten sie durch die Menge hinaus. Ich wollte ihr zu Hilfe kommen, ich wollte rufen: Wozu die nutzlose Grausamkeit, der Zauber ist ja

doch gebrochen! — denn ich verstand wie durch Erleuchtung den ganzen Vorgang, ich begriff, daß das Werk nur gelingen konnte, wenn kein Ton laut ward.

Aber mein Körper blieb gelähmt, mein Mund versiegelt. Das Weib wurde ganz nahe vor mir ohnmächtig vorbeigetragen; ich sah in ihr Gesicht, es war die Bettlerin, die ich beim Stadttor neben dem Brünnlein gesehen hatte, — oder nein, es war nicht sie selbst, aber eine, die ihr glich, eine, von der das Weib am Brunnen das verjüngte Abbild war. Auch trug sie eine von der heutigen ganz verschiedene Tracht.

Mit einem Ruck ließ mich der Bann los, ich fand meine Kraft wieder und warf mich unter das Volk, aber die dichte Menge, die Bewaffneten, die Priester, alles spaltete sich vor mir wie Luft. Ich fand im Herausstürzen gar keinen Widerstand, und mein Anlauf war so heftig, daß ich fiel. Wohin, ins Leere, in die offene Grube? Ich weiß es nicht.

Ich war gleich wieder auf den Füßen und fühlte mich unverletzt, aber um mich her war es stichdunkel. Ich suchte die Leiter, die ich vorher gesehen hatte, aber ich stieß nur auf gemauerte Wände. Kein Strahl drang von oben herein und Totenstille umgab mich. Was war geschehen? Wo befand ich mich? War ich selber eingemauert? Ein Krampf der Angst befiel mich, und im Umhertappen merkte ich, daß ich in einen Gang geriet, ich bekam eine feuchte Erdwand zu fassen, und der Grund, auf dem ich mich forttastete, senkte sich nach abwärts. Tiefer, immer tiefer ging's in zahllosen Windungen, ich mußte mich unterhalb der Straße befinden, denn über meinem Kopfe wanderten hallende Schritte auf dem Pflaster. Plötzlich stieß ich mit der Zehe schmerzhaft an einen herabgefallenen Stein, und durch den Gang, der hier zu Ende war, fiel ein schwaches Licht.

Ich untersuchte das zerbröckelte Gemäuer und geriet an eine Öffnung, die groß genug war, um einer Person Einlaß zu gewähren. Mühselig zwängte ich mich hindurch und fand unter

meinen Füßen ein paar Stufen, die ich vorsichtig hinunterstieg. Ich war auf eine große Tiefe gefaßt, aber unversehens trat ich wieder auf erdigen Grund und sah mich in einem verließartigen Raum tief unter den menschlichen Fußtritten. Ein Lämpchen stand in der Ecke am Boden und warf seinen unsicheren Schein auf feuchte Tuffsteinwände.

Im Halbdunkel, auf einem moosbewachsenen Stein regte sich eine sitzende Gestalt. Es war das Mädchen von der zersprungenen Holztafel, ich erkannte sie auf der Stelle. Ihre langen Haare waren aufgekämmt und lagen wie ein faltiges Gewand um sie her am Boden. Und richtig, zu ihren Füßen stand auch der Muschelteller mit der durchschnittenen Granate.

Es kam über mich wie ein großes Glück und ein großer Schmerz. Silvia! rief ich, denn ich wußte auf einmal sicher, daß sie so hieß, aber als sie den Kopf aufhob, sah ich auf ihrem wunderschönen Gesicht dieselben Moderflecken wie auf dem Gemälde, und sie lächelte traurig über meine Bestürzung.

Ja, ich bin sehr verändert, sagte sie leise.

Ich drückte ihre Hände, um ihr zu sagen, daß ich sie auch so noch schöner fand, als jedes schöne glückliche Geschöpf, und ich weiß nicht genau wie es zuging, daß ich mich gleich danach auf jenem bemoosten Steine sitzend fand, wobei mein Arm um ihren Nacken lag.

Erschrick nicht, daß ich so häßlich bin, sagte sie, ich liege schon so lange hier unten und höre, wie der Sturm an den Türmen rüttelt, aber sie stehen noch immer.

Und wer — wer hat das getan? wollte ich fragen, aber ich konnte es nur denken, denn meine Stimme hatte keinen Ton.

Sie verstand mich doch, denn sie sagte so leise, als spreche sie ein furchtbares Wort aus: Mein Vater.

Ihr Vater! — Ja, das war's! Ich wußte es ja bereits — es war die alte gräßliche Geschichte, die ich schon einmal gehört und wieder vergessen hatte; so wenigstens schien es mir jetzt.

Ihr Vater war der größte Baumeister von San Gimignano gewesen, und sein Ehrgeiz flog so hoch, daß er sich verschwor, seine Türme sollten dauern bis ans Ende der Tage. Ein Astrolog stand ihm zur Seite, der die Sternenstunde ansagte, dann wurde der Grundstein gelegt und ein Kind lebendig in den Schacht vermauert. So viel Türme, so viel Verbrechen. Als er den höchsten und stärksten Turm baute, da zwang ihn das Volk, seine eigene Tochter lebendig zu begraben. Sie war das schönste Mädchen der Stadt und hieß Silvia.

Sie schmiegte sich näher an mich, daß ich die Kälte ihres Körpers fühlte, und sagte, wie um meine Gedanken fortzusetzen: Ich war verlobt mit einem edlen Jüngling — der hat nun längst eine andre heimgeführt, während ich hier unten liege und verzweifle. — Wollen denn die Reiter auf den weißen Rossen noch immer nicht kommen? fragte sie nach einer Weile.

Ich habe keine Reiter gesehen, sagte ich.

Nun erfuhr ich, daß einmal in ferner, ferner Zeit, am Ende der Tage, vom Westen her die weißen Reiter kommen und alles Land zurückholen würden, denn die weißen Reiter, sagte sie mir, seien die Urbewohner des Bodens. Dann würden nach einer uralten Prophezeiung auch diese Türme fallen, und sie selber würde den Schlummer finden, aber eher nicht.

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als mir ein brennender Durst, den ich vorher nicht gespürt, zum Bewußtsein kam. Sie schien auch das zu wissen, denn sie reichte mir mit einem seltsamen Lächeln den Muschelteller mit der Granatfrucht. Ich wollte zugreifen, aber erschrocken fuhr ich zurück, denn die Flecken auf ihren Wangen wurden tiefer, das Gesicht hohler, immer hohler, bis die Knochen durchschienen, ein Totenkopf starrte mich an — nur einen Augenblick, dann lief ein Ruck durch ihre Glieder, und ein Gerippe zerbrach in meinen Armen.

Mit einem fürchterlichen Schrei fuhr ich zurück und schlug den Kopf ans Gemäuer. Ich lag noch immer im Schatten der Olive,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aber mit der Stirn auf einer Steinkante und mit dem Körper in dornigem Gestrüpp. Alles war verändert, an Stelle des gemauerten Schachts befand sich eine mit Kies gefüllte Grube und zerbröckeltes Gestein, zwischen dem der graue, scharfriechende Wermut rankte. Ich blutete aus der Stirn und hatte mir beim Herabrutschen ins Geröll die Hände zerschürft, daß ich mich an dem tiefen Ziehbrunnen reinigen mußte. Alles ging mit mir im Kreise, und der Boden war so unsicher unter meinen Füßen, als könnte ich jeden Augenblick hinunterstürzen in ein neues Schrecknis hinein. Die silbernen Olivenhügel in der Ebene drunten erschienen mir jetzt wie zahllose Reitergeschwader auf milchweißen Rossen, und ich meinte den Schaum von den Mähnen spritzen zu sehen.

Von Grauen geschüttelt, kam ich in meiner Herberge an, wo das Unglücksbild schon verpackt und verschnürt meiner wartete. Ich gab dem Wirt eine kleine Entschädigung, damit er es behalte, und um keinen Preis hätte ich mich entschlossen, eine Nacht unter diesen Türmen zu verbringen.

Sobald die Sonne sich neigte, stieg ich den Berg hinunter, von dem stummen Orazio noch eine weite Strecke begleitet, und trat den Rückweg durch das Hügelmeer an. Die Türme sahen mir noch lange nach, aber ich wandte nicht eher den Kopf zurück, als bis das steinerne Alpdrücken hinter mir in blauem Dunst versunken war. — —

Als er geendet hatte, fragte man ihn von allen Seiten: Und das Bild? Haben Sie nie etwas Näheres darüber erfahren?

Ich bin nie nach San Gimignano zurückgekehrt.

Solch ein Angsttraum kann einem freilich das Wiederkommen verleiden, meinte jemand.

Der Erzähler antwortete nicht, sondern sagte mit seiner dunklen Stimme nachdenklich vor sich hin: Es gibt auch Ereignisse, die nicht schlafen können.

Es gibt auch Gespenster von geschehenen Dingen, setzte er hinzu und sah sich auf eine Weise im Zimmer um, daß es alle überlief.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schuster und Schneider

Paul Andersen war, wie so mancher junge Künstler vor ihm, auf einer Studienreise in Italien hängen geblieben und hatte niemals wieder den Rückweg nach Deutschland gefunden. Über seine Aussichten gab er sich selber keiner Täuschung hin, er besaß weder Vermögen noch die nötige Gönnerschaft, um sich auf dem fremden Boden vorwärts zu bringen, auch war sein Talent und sein Selbstgefühl von dem überwältigenden Anblick der großen Alten allmählich so zusammengedrückt worden, daß er es kaum mehr wagte, den Pinsel in eigener Sache einzutauchen, sondern sich zumeist auf das Kopieren alter Bilder warf. An diese Aufgabe wandte er den ganzen Ernst und Fleiß und die unermüdliche Treue seiner tiefgründigen Natur, und die Eigentümlichkeiten der alten Meister wurden ihm mit der Zeit so geläufig, daß für ein ungeübtes Auge seine Kopien von den Originalen kaum zu unterscheiden waren. Darüber ging freilich die eigene schöpferische Kraft zugrunde, und sein Streben beschränkte sich bald ganz auf das Ausdenken technischer Kunstfertigkeiten im Behandeln der Farben und Leinwand, wodurch er seinen Arbeiten auch noch das Aussehen des Alters gab und sie den Urbildern auf Haaresbreite vollends annäherte.

Obgleich er nun so hoch über dem Troß der Kopisten stand, wie die alten Meister über ihm, brachte er sich doch nur kümmerlich fort, denn er wußte sich keine Geltung zu verschaffen, und fast alle seine Bestellungen gingen durch dritte Hand, wobei die Hälfte der Einnahmen unterwegs blieb. Dennoch zog er dieses trübe, schattenhafte Dasein dem freundlichen, aber spießbürgerlichen

Sonnenschein seiner heimischen Verhältnisse bei weitem vor und war gesonnen, in Florenz zu leben und zu sterben. Nie gönnte er sich eine Abwechslung oder Zerstreuung, die Geld gekostet hätte, und die ängstliche Gewissenhaftigkeit, mit der er über seine Ausgaben wachte, wurde ihm im Lauf der Jahre zur zweiten Natur. Das Erdarbte brachte er seiner Braut, einem blonden schüchternen Mädchen, das als Erzieherin in einer kinderreichen deutschen Fabrikantenfamilie auch nicht auf Rosen gebettet war. Diese trug es mit dem ihrigen auf eine Bank, wo sie sich von einem Angestellten, der ihr persönlich bekannt war, beim Ankauf der Papiere beraten ließ. Paul Andersen mischte sich nie in dieses Geschäft, er war bei aller Besonnenheit ein wenig Phantast und sah das Geld für eine dämonische, dem Menschen feindselige Natur an, mit der er so wenig wie möglich zu schaffen haben mochte, ja er fühlte sich immer ordentlich erleichtert, wenn die kleinen Summen, die er beiseitelegen konnte, nicht mehr in seinen Händen waren.

In der Via Ghibellina bewohnte er hoch oben im dritten Stockwerk eines alten Hauses zwei dürftig eingerichtete Zimmer, deren eines mit Bilderrahmen, Mappen und Skizzenbüchern angefüllt war und deshalb das Studio hieß, obwohl er nicht darin malte. Eine zerbröckelnde steinerne Terrasse, die an seinen Korridor stieß und auf den sogenannten ‚Garten', einen gepflasterten Hof mit mehreren Bäumen, hinuntersah, wurde ihm von der Wirtin noch unentgeltlich zum Trocknen seiner Bilder überlassen.

Diese Terrasse war seine einzige Freude, denn er, dem alles andere fehlschlug, hatte eine glückliche Hand für Blumen und schuf sich den trübseligen Winkel, den zuvor nur Waschseile mit aufgehängten Hemden und zerrissenen Strümpfen zu schmücken pflegten, in ein kleines Paradiesgärtlein um, in dem es das ganze Jahr hindurch Frühling war. Aus Sämereien und Setzlingen zog er seine Blumen, die sich Kopf an Kopf in dreifacher Abstufung die steinerne Brustwehr hinandrängten, während dunkle

Blattpflanzen, deren ihm keine je verdarb, in diesem Farbenkonzert den Grundbaß spielten. Der Duft seiner Terrasse füllte wetteifernd mit dem Firnisgeruch der Bilder das ganze Haus. Jeden Abend schleppte er selber einen großen Eimer Wasser, der den Tag über im Hof gesonnt werden mußte, seine drei Treppen hinauf, um die Blumen zu begießen, und wenn er sich auch in den heißesten Monaten nicht entschließen konnte, die Stadt zu verlassen, so geschah es ebenso sehr aus Rücksicht auf seine Blumen wie auf seine Kasse.

Im Winter wurde die Terrasse durch große Glasscheiben, den einzigen Luxus, den Paul Andersen sich gestattete, geschützt. Dorthin zog er sich zurück, wenn die Tramontana das Haus rüttelte und er zu sparsam war, um einzuheizen, und in den schwülen Sommernächten, wo die Zimmer vor aufgespeicherter Tageshitze dampften, saß er draußen auf seiner Terrasse beim Schein der Lampe lesend oder in einsamer Grübelei.

Ab und zu aber wurde dies stille, heimliche Blumenland der Schauplatz eines lärmenden Gelags. Dies geschah, wenn es dem Bewohner des ersten Stockwerks, dem tollen Baron Neubrunn, einfiel, die gemeinsamen Freunde zu einer Bowle auf Andersens Terrasse einzuladen. Dann widerhallte der schweigsame Hofraum von deutschen Studentenliedern, italienischen Operettenmelodien und einem Gewirr lachender, trunkener Stimmen, durch die Neubrunns Baß wie ein Trompetentusch hindurchklang. Und Paul Andersens weiße, zärtliche Azaleen, seine stolzen Marschall-Niel-Rosen und lachenden Chrysanthemen wunderten sich über die seltsamen Reden, die in solcher Nacht an ihren Ohren vorüberrauschten, noch mehr aber wunderten sie sich über ihren Herrn, der, aufgelöst von Weingenuß und Wohlbehagen, unter den ausgelassenen Gästen saß und seinen ganzen innern Menschen in einem Strom von Lebenslust badete. Nur daß er jedesmal nach einer solchen Entladung sich auf lange Zeit um so hartnäckiger in sich selbst verbiß, wofür ihn sein Freund Neubrunn,

dem ein Tag wie der andere im Genuß verging, einen Greis ohne Vergangenheit schalt.

Dieser Neubrunn, ein mißratener Literat und herabgekommener Adliger, hatte eine ganze Flucht schön möblierter Zimmer im ersten Stock inne, für die er seit Jahren den Mietzins schuldig war. Sein auf unzähligen Mensuren zerhacktes Gesicht, das sich schon aufzuschwemmen begann, verriet nur noch durch den edlen Knochenbau, daß es einst auf der Universität dem ‚schönen Neubrunn' gehört hatte, aber sein athletischer Wuchs war trotz der lotterigen Lebensweise geschmeidig geblieben, und die unverwischbaren Kennzeichen edler Rasse, die seiner ganzen Erscheinung anhafteten, machten ihn auf den ersten Blick anziehend.

Von was er eigentlich lebte, war jedermann ein Geheimnis, vielleicht ihm selber ebenfalls. Vor langen Jahren war er einmal von einer großen Zeitung als Berichterstatter zu einem Kongreß nach Italien geschickt worden und von da nicht wieder heimgekehrt. Zwar hatte er wohl eine Zeitlang mit vielem Geschick den verschiedenen Schriftleitungen, mit welchen er in Verbindung stand, Vorschüsse zu entlocken gewußt, da aber seine versprochenen Beiträge ausblieben, so versiegte diese Quelle. Dann fand er Freunde, die ihm für große, nie in die Wirklichkeit tretende Entwürfe Geld borgten, und mitunter, wenn ihm das Wasser wirklich an den Hals stieg, schrieb er ein gelegentliches Feuilleton oder einen witzigen Reisebericht, der ihm glänzend bezahlt wurde, denn das Glück, das ab und zu mit ihm schmollte, kehrte doch immer wieder durch eine Seitentür zu ihm zurück. Für gewöhnlich zog er es aber vor, seine guten Einfälle hinter dem Weinglas zu verpuffen, wo es ihm nie an dankbaren Zuhörern fehlte. Ohne hervorragende Talente besaß er alle Eigenschaften eines unwiderstehlichen Gesellschafters, und da er sich nach der Schulzeit wohl gehütet hatte, seinen Kopf noch mit vielen Kenntnissen oder mit Lesen zu beschweren, so gab sein gut geschontes Gedächtnis, sobald er im Zuge war, alles von sich, was seit den

frühesten Jahren darin aufgespeichert lag: Anekdoten, Studentenwitze, den Monolog aus ‚Manfred', den er schon auf dem Gymnasium vorzutragen pflegte, oder einen griechischen Chorgesang, und das alles entquoll ihm zwar ohne Anknüpfung und Zusammenhang, aber so leicht und sprudelnd, daß der Hörer den Born für unerschöpflich halten mußte. Andersen dagegen, der alles las, aber nichts behielt und seinen Geist nie zur Hand hatte, wenn er ihn eben brauchte, lächelte heimlich oder ärgerte sich auch wohl mitunter über des Freundes leicht erworbene Triumphe, konnte aber selber seinen Umgang nicht missen. Karl Neubrunn seinerseits bewies seine Hochachtung vor Andersen dadurch, daß er sich unermüdlich von ihm Geld vorstrecken ließ, welches er mit unglaublicher Geschwindigkeit verbrauchte und niemals heimzahlte. Freilich stand dafür auch seine eigene Kasse Paul so gut wie allen andern Freunden zur Verfügung, wenn er gerade bei Geld war, aber der arme Kopist machte von dieser Möglichkeit, die auch wohlhabende Leute nicht verschmähten, keinen Gebrauch, und so sparsam er sonst war, das an Neubrunn gewendete Geld reute ihn niemals. Es erschien ihm nur als ein Teil der Naturordnung, daß für einen Rebstock, der nicht auf eigenen Füßen stehen kann, ein Ulmbaum wächst, an den er sich lehnt, daß für einen Seekrebs, der kein eigenes Haus zu bauen vermag, die Schnecke da ist, die ihm das ihrige überläßt, und für einen Karl Neubrunn, der nicht sparen kann, ein Paul Andersen, der ihm vorschießt. Übrigens teilten sämtliche Freunde mehr oder weniger diese Auffassung, und selbst die Hausfrau, die an jedem Ziele rücksichtslos ihren Zins einzog und den Nichtzahler unbarmherzig auf die Straße gesetzt hätte, bewies gegen Karl Neubrunn allein eine unermüdliche Langmut; sie nahm seine Artigkeiten an Zahlungsstatt und bediente ihn so aufmerksam, wie keinen andern ihrer Mieter.

An einem sonnigen Frühsommermorgen war Paul Andersen ersichtlich mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bette gestiegen, denn

es ging ihm an diesem Tage alles schief. Er hatte schon eine Rahmkanne der Hauswirtin zerbrochen und sein Tintenfaß über ein frischgebügeltes Hemd ausgegossen, als er die Entdeckung machte, daß die Holztafel mit seinem Raphaelischen Julius dem Zweiten in ihrer ganzen Länge zersprungen war. Er hatte sogar in der Nacht den Knall gehört, ohne sich Rechenschaft davon zu geben. Der Julius war eine seiner besten Arbeiten, Paul hatte volle vier Wochen mit Zusetzung all seiner Kräfte daran gemalt und Essen und Trinken darüber vergessen, denn das Bild war für einen reichen Liebhaber bestimmt, einen der seltenen wahrhaft Verständigen, der ihm weitere Aufträge in Aussicht gestellt hatte, und es mußte morgen schon abgeliefert werden.

Was nun beginnen? Ein klaffender Riß lief senkrecht durch das ganze Bild und teilte das päpstliche Angesicht in zwei Hälften, ein zweiter kürzerer hatte noch das linke Auge gespalten. Die Versicherung des Schreiners, daß die Sprünge durch Zusammenschrauben und untergesetzte Leisten zu heilen seien, gewährte ihm nur geringen Trost, denn abgesehen vom Zeitverlust, war es kein beruhigender Gedanke, die noch feuchte Malerei unter Tischlerhänden auf der Hobelbank zu wissen.

Verstimmt lehnte er an einem Fenster, das auf die düstere Straße hinunter ging und gab seinen trübseligsten Gedanken Gehör. Er war von jeher ein Pechvogel gewesen. Seit zehn Jahren arbeitete er wie ein Lasttier, er gönnte sich keine freie Stunde, kein Ausspannen, keine Erholung. Und obwohl es ihm gelungen war, sich einen gewissen Namen zu machen, kam er um keinen Schritt vorwärts, ja in den letzten Jahren waren sogar seine Einnahmen zurückgegangen, denn zwei Winter lang hatten bösartige Seuchen in Florenz geherrscht und die Fremden, von denen sein Erwerb abhing, ferngehalten.

Wenn er sich in solche Gedanken verbohrte, so lief er Gefahr, in einen krankhaften Kleinmut zu verfallen, der seine Tatkraft lähmte und ihn halbe Tage lang wehrlos und gebrochen aufs Kanapee

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

niederstreckte, und er wußte dies. Um sich zu zerstreuen trat er einen Augenblick vor den Spiegel, der etwas geneigt zwischen beiden Fenstern hing und ihm seine Person in ganzer Höhe zeigte. Da überraschte es ihn, wie hager er geworden war, und daß durch sein einst so schönes, braunes Haar schon da und dort die Kopfhaut schimmerte. Wo war seine blühende Jugendgestalt geblieben? Vor zehn Jahren — was für ein frischer, bildhübscher Junge hatte ihn aus demselben Spiegel angesehen! Ob Lydia wohl die Veränderung bemerkte, die mit ihm vorgegangen war? Und sie selbst? — Hatte nicht das lange Harren und Entbehren auch ihr schon seinen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt? Ohne die treue Neigung zu ihm wäre sie schon längst die glückliche Gattin eines andern, der seine Zeit besser zu nutzen gewußt und ihr eine sichere Stellung bieten konnte. Achtzehnjährig hatte sie sich mit ihm verlobt, nachdem sie frisch in Florenz angekommen war, um im Esselinschen Haus die Wartung des Erstgeborenen zu übernehmen. Unterdessen waren zehn Jahre vergangen, zehn lange Jahre voll Mühsal und Selbstverleugnung. Dem einen Sprößling waren sechs andere nachgefolgt, die alle von Lydia gewaschen, gewickelt und umhergetragen worden waren, und noch immer saß das liebe Mädchen wie eine arme Seele im Fegefeuer, und wartete, daß er sie erlöse.

Sie hatten sich vorgenommen, nicht eher zu heiraten, als bis sie gemeinsam einen Notpfennig zurückgelegt hätten; zuerst träumten sie von zwanzigtausend Lire, aber als sie sahen, wie schwer es hält, aus lauter kleinen Scheinen einen Tausendlireschein zu machen, setzten sie die Summe auf die Hälfte herunter, und nach zehnjährigem Warten und Arbeiten war das bescheidene Ziel noch nicht erreicht. Hätte er sie lieber gleich im ersten Jugendleichtsinn heimgeführt, dann wäre wenigstens das Leben nicht so ungelebt verflossen, sie hätten mit wenigem Haus gehalten und sich gemeinsam nach der Decke gestreckt. Freilich, wenn er an den Esselinschen Kindersegen dachte, pries er doch wieder seine Vorsicht, die

ihn vor einem ähnlichen Geschick bewahrt hatte. Der armen gequälten Lydia stand es wenigstens jeden Tag frei, aus ihrer Stelle zu treten, während es aus dem Ehejoch kein Entrinnen mehr gab.

Schon halb getröstet schickte er sich eben zum Ausgehen an, als der Briefbote klopfte und ihm eine Anweisung auf hundertfünfzig Franken überbrachte, die Empfänger persönlich auf der Post abzuholen habe.

Paul Andersen stand wie im Traum. Eine Geldsendung! Seit er dem Elternhaus entwachsen war, hatte er keine solche mehr erhalten, denn seine Bilder wurden ihm immer bar oder in Raten durch den Händler vorausbezahlt. Wer konnte ihm Geld zu schicken haben? Er drehte den gelben Wisch um und um, als könne er ihm sein Geheimnis abfragen, der aber verriet nichts weiter, als daß die Sendung aus Deutschland kam.

Mit seinem vollen Herzen eilte Andersen zu Neubrunn hinunter, um ihm das unerhörte Ereignis mitzuteilen.

Der stand noch unangekleidet bei seiner Brause und rief ihm schon von weitem entgegen:

Pomona hat mich beleidigt! Sie muß Abbitte tun oder ich werde das Haus verlassen!

Pomona nannte er die Hausvermieterin wegen der reifen Fülle ihrer Formen, im gewöhnlichen Leben hieß sie Signora Virginia und war eine stattliche Dame in den besten Jahren.

Paul Andersen, immer gewohnt sein Ich hintanzusetzen, fragte teilnehmend, was geschehen sei.

Sie beklagt sich, ich bringe schlechte Gesellschaft ins Haus. Meine Costanza schlechte Gesellschaft! Der Teufel hole die fette, heuchlerische Kröte! Und indem er eine ganze Salve von wenig gewählten Ehrentiteln über die unglückliche Wirtin ergoß, warf er in der Aufregung sein Waschzeug durcheinander, zog die Schublade heraus und streute ihren Inhalt auf den Boden, wobei er beständig wiederholte:

Ich ziehe aus! Ich ziehe aus!
Paul Andersen wollte ihn beruhigen, aber er kam nicht zu Wort. Wohl ein halbes dutzendmal hintereinander und immer mit den gleichen Worten erzählte ihm der Freund die Beleidigung, die ihm widerfahren war, und er schloß jedesmal:
Abbitte muß sie tun — auf den Knien, oder ich will nicht mehr Karl Neubrunn heißen.
Paul empfahl sich rasch, er wußte seit lange, daß Neubrunn, sobald ihm eine eigene Angelegenheit quer ging, für nichts anderes mehr zu haben war.
Er mußte sein Glück allein tragen und auch allein den ihm lästigen Gang zur Post machen, denn er hatte heimlich gehofft, Neubrunn, dem die Geldanweisungen geläufiger waren, würde ihn begleiten.
Zuerst eilte er aber zu seinem Tischler, wo er das Bild, das er selbst zum Schutz mit Seidenpapier überzogen hatte, schon geleimt und in der Hobelbank eingeschraubt sah. Sodann, um das Geld nicht den ganzen Tag in der Tasche herumzutragen, begab er sich voll froher Unruhe nach den Uffizien und pinselte bis zum sinkenden Abend an einem angefangenen Tizian.
Gerade vor Schalterschluß erschien er auf der Post, um sich die Geldsendung einhändigen zu lassen, und es bedurfte noch vieler Förmlichkeiten, bis ihm hundertundzwanzig Mark in funkelnden französischen Goldstücken ausbezahlt wurden. Ein kurzes Begleitschreiben sagte, daß dieses Geld der fünfte Teil von dem Gewinn eines Lotterieloses sei, das Andersen einmal vor zehn und einem halben Jahre zusammen mit mehreren Freunden gekauft hatte. Das Los war ihm in den langen Jahren völlig aus dem Gedächtnis entschwunden; er hatte damals nur aus Gefälligkeit sich an dem Kauf beteiligt und nie gedacht, daß ein Pechvogel wie er einmal wirklich in der Lotterie gewinnen könnte. Nun kam er sich mit dem vom Himmel gefallenen Golde auf einmal wie ein reicher Mann vor. Alles Geld, was er verdiente, hatte immer im voraus seine Bestimmung, jede Lira war eigentlich schon

ausgegeben, ehe er sie einnahm. Heute zum erstenmal in seinem Leben fiel ihm das Unerwartete, der Überfluß, auf den Kopf, und in seinem Jubel beschloß er, endlich auch einmal leichtsinnig zu sein.

Aber alles will gelernt sein, auch der Leichtsinn. Paul Andersen stand lange Zeit im Hof des Postgebäudes, seine Goldstücke fest in der geschlossenen Hand haltend, und überlegte, was er eigentlich damit anfangen wollte. Für das tägliche Leben sollten sie nicht drauf gehen, seine Bedürfnisse waren für die nächste Zukunft gedeckt, aber ebensowenig wollte er sie auf Zinsen anlegen. Sie sollten behandelt werden wie ein Göttergeschenk, und etwas Freudiges, Erhebendes sollte ihre Frucht sein. Aber was? Nun, dafür wird Lydia Rat wissen. Jetzt nur auf der Stelle einen Wagen genommen und zu ihr hinausgefahren! Zwar sie wohnt außerhalb der ‚Barriera' und das kostet die doppelte Fahrtaxe, aber heute soll einmal gar nicht gerechnet werden. Und halt, noch etwas! Schon lange bekümmerte es ihn, daß seine Liebste kein Angebinde von ihm besaß, außer einem schmalen goldnen Reifchen, dem Andenken seiner verstorbenen Mutter, das sie immer am Finger trug. Jetzt wollte er ihr einen schönen Ring mit wertvollem Juwel oder besser noch ein goldenes Armband mit kleinen Brillanten besät, wie er es jüngst an der Pomona gesehen hatte, kaufen. Vom Wert eines solchen Gegenstandes hatte er keine Ahnung, sondern war überzeugt, daß ihm immer noch Geld genug übrigbleiben werde, um sich und ihr einen ganz köstlichen, ausgesuchten Tag zu bereiten, so einen Tag, der ein Gedächtnistag im Leben wird und auf Jahre hinaus seinen Sonnenschein festhält.

Vorsichtig zählte er sein Geld noch einmal ab und ließ die Goldmünzen langsam, Stück für Stück in seine Hosentasche gleiten, nachdem er zuvor mit dem Finger in jede Ecke gebohrt und sich überzeugt hatte, daß die Naht fest war.

Wenn nur die Juweliersläden noch offen sind — er muß jetzt eilen, denn es fängt schon zu dunkeln an.

Aber die beiden Droschkenkutscher, die in der Nähe ihren Standort hatten, waren eben im Zank begriffen und beachteten sein Winken nicht. Da fuhr gerade der Omnibus in dieser Richtung ab, und einem Zug der Gewohnheit folgend — Paul Andersen versicherte später unzählige Male, es sei nicht Sparsamkeit, sondern lediglich Gewohnheit gewesen —, sprang er in den Omnibus. Es war ein Sommerwagen mit Stehplätzen, Andersen fand es zu heiß im Innern und lehnte sich zufrieden mit zusammengelegten Armen an die Brustwehr.

Es dunkelte stärker, und in dem Zwielicht, das alle Gegenstände in seine gleichfarbige Uniform kleidete, überkam ihn ein seliges, weltentrücktes Träumen.

Da erklang es unter ihm durch das schwere Rasseln des Wagens hindurch wie ein kleines feines Glöcklein — tin — tin — tin. Paul Andersen horchte, denn er war äußerst feinhörig, da klang es noch einmal auf dem Pflaster lauter und deutlicher — tin — tin — tin. Es ging so süß in sein Träumen über, und er lächelte, als höre er die Stimmen seliger Geister. Halb unbewußt sagte er vor sich hin:

Das sind die Kleinen
Von den Meinen —

und dem Verse folgend, stellte er sich vor, daß diese Stimmen ihn zur freien Lebens- und Tatenlust aufriefen. Er konnte ja eigentlich ebensogut die kurze Lebensreise zu einer fröhlichen Spazierfahrt machen wie Karl Neubrunn, statt zu einer sauren, beschwerlichen Fußwanderung. Er brauchte nur ein wenig Leichtsinn zu lernen und nicht so viel nach dem kommenden Tag zu fragen. So gar schlecht war auch seine Lage nicht, es kam nur auf die Auffassung an, und wenn Lydia dächte wie er, so brauchten sie nicht länger jedes einsam seiner Wege zu gehen. Tin — tin — tin! Da klingelt es schon wieder.

Klingle nur, Glöcklein, so klingelt das Glück,
Goldene Löcklein —

O Wunder, nun fing er gar zu reimen an, doch kam er nicht weiter, denn abermals klang die Glocke, aber diesmal laut, fast kriegerisch. — Ja so, sie waren jetzt in der Nähe des San Giorgino; da türmte sich der herrliche Koloß Or San Michele gerade hinan in das noch heitere Blau des Himmels. Erst gestern hatte noch Karl Neubrunn über die Kleinlichkeit des Munizipiums gewettert, daß es den schönen, jungen Kriegsmann aus der Nische, für die er geschaffen war, entfernt und eine elende Kopie an seine Stelle gesetzt habe, um ihn zu schonen, wie sie sagten, als ob ein Kunstwerk ewig währen müsse, als ob man von den kommenden Jahrhunderten nicht erwarten könnte, daß sie neue Werke schaffen! — und Paul Andersen hatte ihm recht gegeben, obwohl ein heimlicher Punkt ganz tief in seinem Innern mit dem vorsichtigen Munizipium fühlte, denn jede Art von Verschwendung ging ihm nun ein für allemal gegen die Natur.

Horch, das Glöcklein! diesmal klang es wieder so rein und golden wie eine Mozartsche Melodie. Paul Andersen liebte den Mozart über alles und hatte selbst in jüngeren Jahren Mozartsche Sonaten auf der Violine gespielt. Er wollte auch seine Violine wieder hervorholen, es sollte jetzt alles anders werden, denn es war doch unverzeihlich, daß er im Ringen um das nackte Dasein so lange all seinen Schmuck und höheren Gehalt vernachlässigt hatte.

Soeben rasselte der Omnibus an den Juweliersläden der Via Cerretani vorüber, und die ausgestellten Goldwaren flimmerten im Lampenlicht. Paul Andersen wollte aussteigen, aber ein seltsamer Bann hielt ihn fest, eine Regung, das Geld noch etwas länger zu behalten, die schönen goldenen Wesen noch nicht so schnell voneinander zu trennen, Lydia sollte sie noch alle beisammen sehen, den Ring konnte er auch morgen kaufen, es war ja ohnehin schon so spät, wie leicht hätte er da bei der Wahl hintergangen werden können.

Abermals versank er in Träumereien, aus denen ihn der Glocken-

ton aufstörte. Aber diesmal läutete es Sturm. Glücklicher Paul Andersen! Das Leben selber läutet mit allen seinen Glocken, mit goldenen Glockenzungen ruft es ihm: Komm'! Eine Begeisterung erfaßt ihn, er springt aus dem Omnibus und rennt eine ganze Straßenlänge voran. An der Ecke biegt er links ein, er ist schon vor der Stadt, er braucht nur noch das Stück Wiese zu durchqueren, so hat er den Fuß des Hügels erreicht, an den sich die Esselinsche Villa lehnt. So spät am Abend hat er freilich seine Verlobte noch nie besucht, aber heute wirft er einmal alle kleinlichen Rücksichten über den Haufen.

Sobald er die Klingel gezogen hatte, fuhr er in die Tasche, weil er gleich Lydias Hände mit dem Gold füllen und ihr die beste Verwendung desselben anheimstellen wollte. Sein Herz stand vor Schreck stille, das Geld war fort. Er durchsuchte die Tasche und zog sie heraus, er wußte ja, daß sie kein Loch hatte, wie sollte denn das Geld hindurchgefallen sein? Aber bei schärferem Hinsehen entdeckte er ein blöde Stelle, die in der Diagonale durchgewetzt war, und da hatten sie sich hinausgeschoben, die kleinen scharfkantigen Fünfer voran — Paul erinnerte sich wohl des ersten feinen Glockenstimmchens —, dann die größeren Zehner und ihnen nach die starken Zwanziger mit dem Sturmgeläut ihrer Goldglocken. Er hatte sie ja alle gehört, wie sie Abschied von ihm nahmen, nur in seinem Taumel war ihm nicht klar geworden, woher der Klang kam.

Ungesäumt rannte er zurück bis zu der Stelle, wo er den Omnibus verlassen hatte. Dort hatte es zum letztenmal und am stärksten geklingelt, aber der Weg war wie abgeleckt, denn jetzt waren schon die abendlichen Fegegeister am Werk, die mit den Laternen am kurzen Stock kreuz und quer über die Straße rennen, um jeden weggeworfenen Zigarrenstummel, der noch ihrer Beachtung wert scheint, vom Pflaster aufleſen. Mit sinkender Hoffnung legte Paul Andersen langsam Schritt für Schritt den ganzen Weg zurück, den er vor kurzem in wachen Glücksträumen durchmessen

hatte, er hielt sich an all den Stellen auf, wo das goldene Glöcklein geklingelt hatte, aber umsonst, seine schönen funkelnden Goldstücke waren wie vom Erdboden verschlungen, er fand ihrer keines wieder.

Hätte er nur wenigstens den Ring schon gekauft, zum dauernden Zeugnis, daß der goldene Traum einmal Wirklichkeit gewesen war! Verflucht die Kutscher, die sich eben streiten mußten, als er in die Droschke steigen wollte! Verflucht der Zug der Gewohnheit — nicht der Sparsamkeit —, der ihn in den Omnibus getrieben hatte! Im Wagen wäre sein Gold wenigstens nicht auf den Boden gerollt, er hätte es vielleicht zwischen den Polstern wieder gefunden. Verflucht vor allem sein Mißgeschick, das ihm nicht eine glückliche Stunde gönnte!

Finster grollend trat er den Heimweg an, und in geringer Entfernung vor seinem Hause stieß er auf Neubrunn, der eben nach einer Weinhandlung ging, um Champagner zu bestellen.

Ich bin mit Pomona ausgesöhnt, erzählte ihm dieser, sie hat kleinbei gegeben — das war ihr Glück. — Was willst du — wenn man sich schon solange kennt! — Wir sind jetzt wieder gute Freunde. Zur Feier der Versöhnung gibt sie heute abend ein Essen, und ich spende den Champagner, du wirst selbstverständlich auch erwartet. Ja, was ist dir denn? Du bist ja fahl wie Kreide?

Paul wollte ihm im Weitergehen von seinem Mißgeschick erzählen, aber Neubrunn blieb stehen und lachte unbändig. Das war ja ein köstliches Abenteuer, das durch seinen Humor den Verlust des Geldes reichlich aufwog. Die singenden Goldvögel bereiteten ihm ein unaussprechliches Vergnügen, und er nannte Paul Andersen den guten Genius der Gassenjugend, das Horn des Überflusses, den goldenen Regen. Aber plötzlich rief er:

Teufel, das hab' ich ganz vergessen! Oben ist deine Braut und wartet auf dich.

Andersen erschrak heftig, er ahnte sogleich ein Unheil, denn nie noch hatte das Mädchen im Lauf von zehn Jahren seine Jung-

gesellenwohnung betreten; höchstens daß sie ihn bei außergewöhnlichen Anlässen unten im Empfangszimmer der Hausfrau erwartete.

Was es auch sei, tragt es mit Philosophie, mahnte Neubrunn, der plötzlich ernst geworden war; er schien zu wissen, um was es sich handelte. — Du weißt, daß im Leben nichts feststeht, als das Ende.

Oben auf der Terrasse fand Paul seine Lydia, die seit zwei Stunden auf ihn gewartet hatte.

Sie stürzte aufschluchzend an seine Brust.

Lydia, Lydia, was ist geschehen?

Du weißt noch nichts? Es weiß es schon seit gestern die ganze Stadt!

Nun erfuhr er, daß das Bankhaus, bei dem seine und ihre Ersparnisse niedergelegt waren, die Zahlungen eingestellt hatte. Vor drei Tagen noch hatte man dort eine Einzahlung von ihr ganz ruhig einkassiert, und gestern, als sie durch ein Gerücht erschreckt, ihre Papiere zurückziehen wollte, fand sie die Kasse geschlossen. Heute aber riefen es schon die Zeitungsverkäufer durch alle Gassen, daß Dufour und Sohn verkracht seien.

Dieser neue Schlag traf den armen Jungen mit solcher Gewalt, daß er sich niedersetzen mußte! Er saß lange schweigend, die Arme über die Stuhllehne gefaltet, bis es ihm einfiel, daß die Wirtin sich darüber aufhalten könnte, wenn er so lang mit dem jungen Mädchen im Dunkeln auf der Terrasse blieb. Mechanisch erhob er sich, um die Lampe anzuzünden, und über dieser Beschäftigung ordneten sich seine Gedanken. Er wollte Lydia auseinandersetzen, daß ihre Papiere, die sich als geschlossene Einlage auf der Bank befanden, nicht zu der Konkursmasse gehörten, sondern, sobald die Siegel gelöst würden, durch das Gericht zurückgegeben werden müßten. Aber Lydia schüttelte den Kopf und schluchzte immer stärker: man wußte bereits, daß ungeheure Unterschlagungen vorlagen, welche die halbe Stadt zugrunde richteten, daß auch die

Einlagen verschwunden waren, und daß der Bankdirektor sich dahin geflüchtet hatte, wo ihn das menschliche Gesetz nicht mehr erreichte.

Paul verstummte und wußte nichts mehr zu tun, als das Mädchen in die Arme zu fassen und mit ihr zu weinen. Den Kopf auf seiner Schulter und beide Arme herabhängend, lehnte sie an ihm, wie ein krankes, junges Bäumchen an seinem stützenden Pfahl, und ihr erschütterndes Schluchzen löste sich nach und nach in ruhig rinnende Tränen.

O Paul, Paul, daß wir so unglücklich sein müssen, klagte sie leise.

War es schon viel? fragte er nach einer kleinen Weile.

Fast die ganze Summe, es fehlte nur noch ein weniges, etwas über hundert Lire zu runden zehntausend.

So nahe war ihnen das Glück gewesen. Paul hatte es wohl gewußt, obschon er nie darnach fragte. Wie Schatzgräber, die schon den emporsteigenden Kessel mit seinem blauen Schein in der Erde flimmern sehen, hatten sie all die Zeit schweigend gestanden, wie um durch kein vorschnelles Wort den Zauber zu brechen, und jetzt war der Schatz doch versunken, und es brauchte vielleicht abermals zehn Jahre, bis sie wieder so weit kamen.

In dem großen Garten jenseits der Hofmauer, von dem man nur einige Baumwipfel sah, schlug jetzt eine Nachtigall an und warf ein paar schmetternde Läufer in die laulichte Abendluft, in die Andersens Lilien und Orangenblüten um die Wette ihren Duft ergossen. Beide wurden still und horchten. Wer, den nur ein Hauch von Poesie gestreift hat, mag reden, wenn neben ihm die Nachtigall singt! Die schmolz jetzt hin in Flötentönen, worin die Liebe selber ihre Seele auszuströmen schien, wie lange goldene Tropfen fiel es nieder, plötzlich unterbrach sie sich mit einem halben Triller, wie mit einem Schrei, und ihre Stimme erhob sich in einem Wirbel von Wohllaut: jubelnd, klagend, triumphierend — ein Sturm des Entzückens, der sich auflöste ins Unaussprechliche, ins Element.

Die beiden weinten jetzt nicht mehr, sie tauschten lange, lange Küsse. Sie vergaßen endlich ihr Leid und empfanden nur noch eines die Nähe des andern.

Lange hatten sie sich nicht mehr so gehalten. Sie waren sich zwar innig zugetan, diese beiden Stiefkinder des Glücks, aber das lange Warten und die strenge Übung der Schicklichkeit hatten den ersten Schmelz der Leidenschaft abgestreift. Jetzt aber fühlten sie sich um zehn Jahre verjüngt, wie in den ersten Tagen ihrer Liebe. Ein Trotz kam über den Mann, es mit seinem Unstern aufzunehmen, dem Schicksal zuwider dennoch glücklich zu sein, aber da durchfuhr ihn ein schreckhafter Gedanke.

Und Esselins? Werden sie dich nicht vermissen?

Nein — man hatte ihr den Abend freigegeben, um sich bei Freunden in der Stadt auszuweinen, weil sie heute doch zu nichts zu brauchen war.

Nun klopfte es laut an die Terrassentür, und Karl Neubrunn erschien mit zwei Champagnerflaschen unter dem Arm.

Habt ihr euch nun des Leids gesättigt und seid ihr imstand, ein vernünftiges Wort zu hören? begann er. So vernehmt: Pomona richtet soeben ihren Risotto an — sie hat Rigaglia darein gewiegt und ihn mit Curry gewürzt —, und zwei Wildenten drehen noch am Spieß. Was den italienischen Salat betrifft, so habe ich selbst seine Zubereitung überwacht, und damit ist alles gesagt. Vom Nachtisch nenne ich nur ein Wort: Gorgonzola. Frau Pomona und ich bitten um das Erscheinen unsrer Gäste. Ihr Bengel sitzt mit bei Tische, also sind wir zu fünfen. Fräulein Lydia hat uns zwar noch nicht zugesagt, aber ihre Zusage wurde als sicher angenommen. Pomona setzt uns ihren Pomino vor — Verzeihung für das Wortspiel —, und den Champagner trinken wir auf der Terrasse. Ich mußte ihn auf deine Rechnung schreiben lassen, denn sie wollten mir nicht borgen. Aber du darfst nicht erschrecken, Paul, morgen wird er unfehlbar bezahlt, ich erwarte Geld.

Paul lachte, Lydia lachte ebenfalls und eilte hinab, um der Wirtin beim Anrichten behilflich zu sein.

Das Essen, das auf Pomonas feinstem Porzellan aufgetragen und mit ihrem ältesten Wein begossen wurde, brachte eine sanft gehobene Stimmung, die auf die beiden Kummervollen wie der erste milde Sonnenblick nach schwerem Hagelschlag wirkte, sie sahen sich leise um, was ihnen noch an Hoffnungen geblieben sei. Karl Neubrunn quoll über von Laune und Liebenswürdigkeit wie immer, wenn er in Gesellschaft und bei gutem Weine saß. Die Räume wurden weiter, in denen er sich befand, man fühlte sich mit ihm in freier Luft, es schien, als müsse nun ringsum alles zu grünen und zu blühen beginnen. Seine Nachbarin Lydia, deren gedrücktes Aussehen ihn erbarmte, überhäufte er mit den ritterlichsten Aufmerksamkeiten, wollte sie immer selbst bedienen und machte sie dadurch zum Mittelpunkt der Gesellschaft. Die Hausfrau ging schnell auf diesen Ton ein, indem sie recht als Italienerin damit anfing, Lydias körperliche Vorzüge herauszustreichen, sie lobte auch ihr schönes Italienisch sowie ihre Geschicklichkeit in häuslichen Dingen, und wunderte sich, daß man bei so großer Jugend schon so viel Reife und Haltung besitzen könne.

Dem anmutigen, verschüchterten Geschöpf ging das Herz auf, endlich auch einmal etwas zu bedeuten. Sie war sehr hübsch und schien auf den ersten Blick noch ganz jung, aber ihren überschlanken Formen fehlte schon die Rundung, und ihr Gesicht hatte einen heimlich leidenden Ausdruck, wie eine Rose, die seit mehreren Tagen im Wasser steht: sie bewahrt noch ihren Duft und Farbenschmelz und ist scheinbar unverändert, dennoch fühlt man ihr an, daß sie beim ersten Stoß zerblättern kann.

Jetzt aber färbte sich ihr blasses Gesicht mit einer sanften Röte, die ihr lieblich stand, und ihre schönen dunklen Augen begannen zu glänzen. Paul Andersen war glückselig über den Erfolg der Geliebten, und es fiel allgemein auf, daß die beiden einander ähn-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lich sahen; ohne die leuchtenden Blicke, die zwischen ihnen hin und hergingen, hätte man sie für Geschwister halten können.
Nur Karl Neubrunns Unart, immer deutsch zu reden, ohne Rücksicht auf die Wirtin, verdarb dem zartfühlenden Andersen diesen schönen Abend ein wenig. Er trat alle Augenblicke dem Freund auf den Fuß und flüsterte: Sprich doch Italienisch — aber dieser achtete nicht darauf, und Pomona, obgleich sie kein Wort verstand, hing mit gespannter Aufmerksamkeit an Neubrunns Mund und lachte fröhlich mit, wenn die andern lachten.
Vor allem war Neubrunn bemüht, die gute Lydia über den Geldverlust zu trösten, denn der moralische Gewinn, den sie aus diesem Vorkommnis ziehen werde, sei groß genug, um sich mit dem Schaden auszusöhnen.
Es ist leider die natürliche Folge des unbedachten Geldanlegens, sagte er, man sollte dieser häßlichen Versuchung immer widerstehen, das ist nur gut für Menschen, die einen angeborenen Beruf zum Reichwerden haben Ich selber hatte auch einmal eine kapitalistische Anwandlung, aber eine innere Stimme trieb mich, mein eingezahltes Geld schon des andern Tags von der Bank zurückzuholen und damit auf Reisen zu gehen, denn nur das Geld, das man aufbraucht, ist wahrhaft sicher angelegt.
Pomona schien hier etwas verstanden zu haben, sie nickte mit dem Kopf und schaltete den Spruch ein: Uomo allegro, Dio l'ajuta.
Neubrunn beglückwünschte sie eifrig zu diesem Fund, und hatte diesmal sogar die Gefälligkeit, ihr seine Worte zu verdolmetschen.
Es liegt die tausendjährige Weisheit eines sinnenfrohen Volkes in diesem Sprichwort, sagte er. Der trübsinnige Germane hat ein anderes erfunden, das so ungefähr das Gegenteil ausdrückt: Wenn es dem Esel zu wohl wird, so geht er aufs Glatteis tanzen.
Ach, fuhr er mit einem Blick auf Paul Andersen fort, es gibt manchen Esel, dem es niemals wohl wird, und der doch die Beine

bricht; das, meine Freunde, ist der tragische Widersinn der Dinge!
Ich hoffe, setzte er schnell hinzu, daß in diesem aufgeklärten Kreise kein Vorurteil gegen den edlen Vierfüßler besteht und somit meine Worte niemand verletzen können.
Nicht im Geringsten, antwortete Andersen. Ich war von je der traurige Esel mit den hängenden Ohren, der das Glatteis meidet und auf sicherer Heerstraße zu Schaden kommt.
Karl Neubrunn erwiderte wohlwollend:
Es ist eine deiner besten Eigenschaften, daß du dich deiner Tugend nicht überhebst, sondern sogar hin und wieder so erleuchtet bist, sie für eine Lücke deines Wesens zu erkennen. Auch hast du die Entschuldigung des schwächlichen Beispiels, weil in deiner Heimat alle Menschen Tugendbolde sind. Darum: ego te absolvo.
Und nun, fuhr er fort, da wir bei diesem Thema sind, bitte ich um Erlaubnis, den anwesenden Freunden meine Lebensanschauung auseinanderzusetzen. Für mich zerfällt die Menschheit seit lange in zwei Hauptgattungen: Die Schuster und die Schneider.
Andersen und Lydia starrten ihn verwundert an, und Pomona bat um eine Übersetzung, was den Sprecher nun bewog, halb deutsch und halb italienisch fortzufahren.
Ja, die breitspurigen, weitherzigen, sinnenfrohen, die Temperamentsmenschen, die Schustermenschen und die feinspurigen, spitzigen Schneider, die klugen, oft superklugen, spekulierenden, weit ausspähenden, rechnenden, auch sich verrechnenden, aber eben so oft gewinnenden Schneider. Diese beiden Naturen führen seit Beginn der Welt einen großen, wechselvollen, nie ausgefochtenen Krieg, in dem das Glück hinüber und herüberschwankt. Fast alle großen geschichtlichen Ereignisse sind in ihrem letzten Urgrund zurückzuführen auf den heimlichen Kampf der Schuster und der Schneider, denn diese hassen sich mit dem tödlichsten Haß, sie müssen sich befehden, wenn auch eine Mutter sie geboren hat, weil ihre beiden Naturen einander aufheben. Und wir alle haben keine Wahl, wir müssen entweder Schuster oder Schneider sein.

Gibt es gar keine Ausnahmen? fragte Lydia schüchtern.
Es gibt, aber mit diesen haben wir nichts zu tun, das sind die ganz flauen und unbedeutenden, die weder Fisch noch Fleisch sind, oder aber die allergrößten und begabtesten, die in sich den Schuster und den Schneider vereinigen, wie z. B. Napoleon, aber wie gesagt, diese gehen uns nichts an, es sind Über- oder Untermenschen. Der Durchschnittsmensch — homo sapiens — gehört stets in die eine oder die andere Klasse.
Erlaube mir nur, begann Paul Andersen, aber Neubrunn legte sich breit über den Tisch und fuhr, ohne auf ihn zu hören, fort: Ein glänzendes Beispiel: Marcus Antonius und Cäsar Octavianus. Die antike Welt liefert wie immer die Typen am reinsten. Wer kann hier den Schuster und den Schneider verkennen, die beiden menschgewordenen Urgewalten, die um die Herrschaft des Erdballs streiten? Es war ein Ereignis von unergründlicher Tragik, als das Schustertum größten Stiles bei Aktium unterlag. Ich weiß nicht wie andere denken, ich für meinen Teil gäbe das ganze, aus tausend Lappen zusammengenähte Weltreich des Schneiderkaisers Augustus um eine Nacht in den Armen der Ägypterin.
Ich glaube doch, — wollte Andersen einwenden, aber Neubrunn war jetzt im Zuge und ließ sich nicht mehr aufhalten.
Die Schuster und Schneider kämpfen um den Besitz der Welt auch auf geistigem Boden. Der Schneider ist der historische Mensch, der Mensch der Wissenschaft, des planmäßigen Aneinandernähens, der Stückler und Wiederauftrenner des Geistes, aber mit dem Schuster fängt die Welt immer von vorn an, er ist wie die Kunst um seiner selbst willen da. Der Schuster, ja, was wollte ich noch sagen —?
Hier blieb er stecken, denn der schwere Pomino stieg ihm in den Kopf und begann ihm den Faden zu verwirren. Paul Andersen wollte die kleine Pause benützen, um auch einmal zu Worte zu kommen, aber Neubrunn fuhr gleich wieder dazwischen:

Zwei andere große Verkörperungen des Schuster- und Schneiderprinzips: Danton und Robespierre. Danton mußte durch die Hand der Charlotte Corday fallen —

Das war ja Marat, wandte Andersen ärgerlich ein.

Laß mich in Frieden, historischer Mensch! Ich weiß, er fiel durch Robespierre, das stimmt ja noch viel besser in meine Theorie. — Aber das war nicht was ich sagen wollte — du hast mich ganz aus der Reihe gebracht, weil du immer allein reden willst.

Ich wollte sagen: es gibt ganze Schusterjahrhunderte, in denen die Menschheit sich mit einem Male verjüngt. So war die Renaissance ein großer Triumph des Schustertums, wie die Welt keinen größeren gesehen hat, und wurde von der Reformation recht schneidermäßig abgelöst. Doch ich brauche nicht in so entlegenen Zeiten umherzuirren. Gleich hier an unserem Tisch sind die beiden Klassen in ausbündiger Reinheit vertreten: in mir wird niemand das Schusternaturell verkennen, und hier sitzen zwei allerliebste Beispiele der Schneidergattung: mein lieber Freund Paul Andersen und Fräulein Lydia. Paul Andersen fühlt den Beruf, mit seinem sauersten Schweiß, der ihm selbst zugute kommen könnte, einen fetten Bankier noch fetter zu mästen, und meine schöne, verehrte Freundin reibt sich auf, um die sieben Rangen der dicken Madame Esselin groß zu ziehen, statt all die viele Not und Mühe wenigstens an ihre eigene Brut zu wenden. Ja, wenn nur das Warten und Sparen immer ans Ziel führte, aber es ist etwas gar zu Trauriges um einen Schneider, der sein Zeug zu kurz geschnitten hat.

Als er sah, daß Lydia bei seinen Worten rot und blaß wurde, und daß auch Paul Andersen verlegen vor sich hin sah, lenkte er rasch ab und steuerte wieder hinaus ins Meer der Allgemeinheit.

Es ist traurig, sagte er, daß in der Welt das Talent zu einem freien, frohen Schustertum ganz zu erlöschen droht. Blicken wir uns um im Leben, in der Kunst, in der Literatur, was sehen wir?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Keinen Griff ins Volle, kein ganzes Menschentum, keine Freude am Sein, die sonst ihr Licht über weite Kulturstrecken warf, — überall Nebenzwecke, soziale Probleme, Erdenangst, der Krampf der Nadel, engster Schneidergeist. Meine Freunde, treten wir zusammen, gründen wir einen Schusterbund, einen Bund der Glücklichen und Freien. Werden wir wie die Griechen waren. Nicht Stich für Stich mit der feinen, spitzen Nähnadel, mit der breiten Schusterahle wollen wir unser Leben zusammenschustern. Reichen wir uns alle die Hände, und du, Andersen, erlaubst mir gleich einmal, daß ich die Lydia küsse.

Dies war getan, noch bevor die Erlaubnis erteilt werden konnte. Unterdessen war man mit dem Essen fertig geworden, und Pomona drängte zum Aufbruch nach der frischeren Terrasse. Dadurch wurde jedoch die Unterhaltung nicht gestört, denn Neubrunn redete auch auf der Treppe immer weiter, und die andern drängten sich lachend an ihn, um keines seiner Worte zu verlieren. Der kleine schwarzköpfige Italiener trug ihm die Zigaretten nach, von denen er die Gewohnheit hatte, immer zwei zugleich in den Mund zu stecken, wogegen Paul Andersen niemals rauchte.

Oben angekommen, zog er eine Champagnerflasche aus dem Eis und entkorkte sie vorsichtig, dann schenkte er die Kelche voll. Aber auf einmal kam ihm ein anderer Gedanke, und er erlaubte nicht, daß jemand trank, bevor er alle Anwesenden mit Epheuranken bekränzt hatte.

Lydia reichte er noch überdies einen langen blühenden Orangenzweig und sagte:

Lassen Sie die Papiere laufen und machen Sie unsern armen Schneider glücklich. Schlechter als im fremden Haus werden Sie es auch bei ihm nicht haben. Also, ehe das schöne Gold auf diesem Scheitel bleicht und die Rosen welken, fassen sie das Glück am Schopf und halten es fest, solang Sie können.

Paul Andersen trat zwischen beide und faßte Lydias Hand. Die Lebenslust des Freundes hob ihn wie auf Adlersflügeln empor,

daß er alle Angst der Erde tief unter sich sah, aber er wollte ihm doch den Ruhm der Anregung nicht lassen.

Du sprichst nur aus, was zwischen uns beiden heute abend stillschweigend vereinbart worden ist. Lydia verläßt das Esselinsche Haus, und wir heiraten so schnell wie möglich.

Lydia hielt Pauls Hand und ihr ganzes Gesicht strahlte. Pomona, die mit dem nickenden Kranz auf ihrem pechschwarzen Scheitel heute wirklich einer ländlichen Gottheit glich, beglückwünschte die beiden geräuschvoll.

Karl Neubrunn erhob sein Glas und rief:

Ich trinke auf den Übertritt zweier edler Mitglieder der Schneidergilde in die tapfere Schusterzunft. Es lebe der künftige Schustermeister und seine Frau Schustermeisterin!

Die Gläser klangen, die Männer schüttelten sich die Hände, die Braut fiel der Wirtin um den Hals, die ihr in den Schwierigkeiten ihres neuen Lebens als Freundin und Beraterin zur Seite zu stehen versprach.

Bei Neubrunn aber wurde jetzt der Rausch immer fühlbarer, denn er begann in alle Einzelheiten des künftigen Hausstands einzugehen:

Ich habe an alles gedacht. Zwei Zimmer habt ihr schon, das Studio- und das Schlafzimmer; was die Küche betrifft, so könnt ihr die meinige benützen, ich gebrauche sie ja nie, und die Pomona überläßt euch ihren Ablegeraum als Kinderzimmer. Ohnehin, wenn die Kleinen zu wild werden, dann schickt ihr sie zu mir, ich werde euch bei der Erziehung behilflich sein. Der Erbonkel ist auch schon im Haus. Ich selbst habe keine Kinder, nein, lacht nicht, es ist wirklich so — ich werde die eurigen dafür ansehen, — sie sind es ja auch gewissermaßen, da ich ihr geistiger Urheber bin, — und wenn ich einmal aus der Welt gehe, — viel hab ich ja nie besessen —

Hier überkam ihn die Rührung, daß er einen Augenblick innehielt, denn er schämte sich zu weinen. Die Wirtin, die einiges verstanden haben mußte, trocknete Tränen ab und seufzte:

Oh che cuore, che cuore!

Als die Flaschen geleert waren, hatte Neubrunns Zustand einen so bedenklichen Grad erreicht, daß er selbst die Gefahr empfand, die in einem längeren Verweilen lag, und daß er mit einer geschickten Schwenkung den Rückzug einleitete.

Giorgino, leuchte dem Herrn Baron, rief Pomona ihrem Jungen zu und fügte leise bei: Und gib auf der Treppe Achtung, daß er nicht fällt.

Der Junge griff nach dem Leuchter, aber Neubrunn wehrte ihm ab:

Schöner Knabe, sagte er, schon etwas zungenschwer, wenn ich ein Grieche wäre, so wollte ich dich besingen, wie Anakreon den Bathyllos —

Hier besann er sich und machte Miene, den griechischen Vers zu zitieren, da ihn jedoch sein Gedächtnis im Stiche ließ, fuhr er fort:

So aber gehören meine Huldigungen deiner Mutter. Pomona, reichen Sie mir Ihren Arm, ich brauche kein anderes Licht als Ihre Schönheit, um mir zu Bette zu leuchten.

Andersen wollte ihn bis an seine Tür begleiten, aber Neubrunn ließ es nicht zu, sondern bestand darauf, am Arm Pomonens die Treppe hinabzusteigen, was sie auch lachend gewährte:

Che cuore! sagte sie wiederholt, und beim Abschied drückten sich alle mit überwallendem Gefühl die Hände, und dankten sich gegenseitig für den köstlichen Abend.

Die lauten Tritte und Stimmen verhallten, und die Liebenden sahen sich allein in der blumigen Stille. Über die Terrasse wehten die langen, kühlen Atemzüge der Nacht wie eine Botschaft der großen freien Natur, daß das Reich menschlichen Herkommens zu Ende sei.

Lydia lachte nicht mehr, ihr Gesicht nahm einen erwartungsvollen, fast erschrockenen Ausdruck an. Paul strich ihr das herabgefallene Haar aus der Stirn, und da er noch einen Rest Champagner in

seinem Glase fand, nötigte er sie, ihn auszutrinken. Sie lehnten ihre Stirnen gegeneinander, und in dem tiefen, feierlichen Schweigen, das auf all den Lärm folgte, war nichts mehr zu hören als die bewegten Atemzüge der beiden.

Ein verwegener Gedanke ging durch Pauls Hirn.

Sie behalten, an sich reißen, gleich jetzt, mit ihr davongehen, ohne Papiere und Standesbeamten, und der Familie Esselin schreiben, daß er die Lydia nicht mehr hergebe. Mochten sie immerhin Gesichter machen, was brauchte er sich darum zu kümmern. Hatte er nicht auch wie die andern ein Recht an Glück!

Die zwei Enterbten schlossen sich fester zusammen, eine Welle von Glück und Jugend wollte sie erfassen. Da fiel ein Glockenschlag, und sie fuhren beide auseinander.

Es wird spät, sagte Lydia beklommen, und da er nicht widersprach, setzte sie durch seine Zaghaftigkeit ernüchtert hinzu:

Ich muß gehen.

Paul wußte nicht, was der eine Schlag bedeutete, denn er trug keine Uhr, aber der Ton der Glocke hatte ihn zurückgerufen in die nüchterne Wirklichkeit. Alle Rücksichten und Bedenklichkeiten, die bisher sein Leben bestimmt hatten, traten wieder in ihre Rechte. Die Lampe, die vor Zugluft geschützt dort in der Ecke stand, war tief heruntergebrannt, und eine Unzahl winziger brauner Mücklein bildeten mit ihren Leibern eine fingerdicke Schicht auf dem Glase. Paul sah nach dem Himmel, von dem ein breites Stück sich hoch über den Nachbardächern ausspannte: Arkturus flimmerte schon rötlich und begann zu sinken. Da seufzte er mutlos:

Ja es ist spät, ich muß dich nach Hause bringen.

Auf dem Heimweg eilte Lydia, wie wenn ihr das Zurückblicken verleidet wäre, und jeder Glockenschlag, den sie hörte, beflügelte noch ihren Schritt. Es war eine der wunderbaren südlichen Sommernächte, wo die tausend Stimmen der Natur in einen einzigen, langgezogenen Ton zusammenfließen, als ob die Nacht

mit leiser Musik ihren Gang begleite. Paul Andersen wollte zuweilen stehenbleiben und unter der unermeßlichen Sternenfülle einen tieferen Atemzug nehmen, aber die entzauberte Lydia zog ihn hastig weiter. Eine halbe Stunde später standen sie vor dem Parkgitter der Esselinschen Villa. Lydia hatte den Schlüssel, und ihr Verlobter schloß auf. Noch ein Kuß, ein flüchtiger, letzter! — Halte sie fest, sagte abermals eine Stimme in ihm, aber im nächsten Augenblick war sie ihm schon entglitten, entschwebt wie ein Phantom, und innen verhallten ihre Schritte auf dem Kiesweg.

Paul stand noch und starrte durch das Gitter. Eine unbegreifliche Menge von Leuchtkäfern füllte ringsum die Luft, sie waren überall, auf den Feldern da unten und oben auf dem Weg, aber drinnen im Esselinschen Park waren sie am zahlreichsten. Wie spritzende Funken stoben sie durcheinander und gaben dem nächtlichen Garten ein seltsames märchenhaftes Ansehen. Ach, sie hatten gut schwärmen, ihr Leben und ihre Liebe verglühten beide in einem Freudenfeuer, für sie gab es kein Morgen. Warum ist nicht auch das Leben des Menschen solch ein kurzer und glänzender Wonnerausch?

Der Feuerreigen in den Lüften ward immer wilder und leidenschaftlicher, und ab und zu ließ noch die Nachtigall ihren melodischen Ton wie aus dem Schlafe vernehmen. In einem Mauerloch saß ein einsiedlerisches Kiuh, und sein klagender Ruf, der die ganze Nacht nicht verstummt, füllte den einsamen Mann mit einer seltsamen Wehmut. Er stand noch lange und blickte durch das Gitter in sein verschlossenes Paradies, bis er seufzend den Heimweg antrat.

Beim Auskleiden fiel ein Goldstück aus seinem rechten Schuh.

*

Als Paul Andersen am nächsten Morgen erwachte, war ihm zumute wie einem Menschen, der ein teures Angehöriges verloren

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hat und den über Nacht der Traum in den Besitz seines Glückes zurücktäuschte; sobald er die Augen öffnet, jählings fällt eine Zentnerlast auf seine Brust, und nun weiß er wieder: es ist ein Leichnam im Hause. Der Bankbruch, das verlorene Gold, der Julius!

Der Kopf war ihm schwer von dem ungewohnten Champagner, aber er erhob sich doch, um nach dem Bild auf der Hobelbank zu sehen und den Besteller zu vertrösten. Da wurde ihm ein Zettel der Wirtin gebracht, dessen bloßer Anblick ihn schon beunruhigte.

Sie schrieb, da er sich nun verheirate, sei sie genötigt ihm den Zins für das nächste Vierteljahr zu erhöhen, denn bei Abschluß des Mietvertrags habe man den Schaden, der in einem Haus durch Kinder entstehe, nicht in Anschlag gebracht. Er möge ihr baldigst seine Entscheidung mitteilen, da sich bereits ein neuer Mieter für seine Wohnung gefunden habe.

Das fängt gut an, dachte Andersen und eilte mit dem Zettel die Treppe hinab, um die Hilfe seines Freundes gegen die geldgierige Hausfrau in Anspruch zu nehmen. Der aber schlief noch fest und war nicht in die Wirklichkeit zurückzurufen. Erst bei Andersens zweitem Besuch ermannte er sich soweit, die Augen zu öffnen, aber an den gestrigen Abend hatte er nur eine ganz verworrene Erinnerung.

Du und heiraten! sagte er. Sei kein Narr! Und damit drehte er sich gähnend nach der Wand.

Der Julius war zwar wieder ganz, und bei Abnahme des Seidenpapiers zeigte sich's auch, daß die Untermalung nicht gelitten hatte, aber durch das aufgestrichene Fett, das die noch frischen Farben vor dem Ankleben bewahren sollte, waren die Lasuren verdorben. Es blieb nichts übrig, als das Bild frisch zu übermalen, doch als Andersen damit in die Tribuna ging, fand er einen Engländer mit der Staffelei vor dem Originale. Durch Vermittlung des Inspektors erhielt er den zweiten Platz, auf

dem er jedoch nicht sehen konnte, und die Wiederherstellung des Bildes ging nur langsam vorwärts, während ihm vor Kopfschmerz die Augen fast aus den Höhlen quollen. Nebenbei erfüllte er noch die bittere Pflicht, dem deutschen Freund den Empfang des schon wieder zerronnenen Geldes zu bestätigen.

Er fühlte wohl, daß es unzart war, nicht sofort zu Lydia zu eilen, aber er fand keine Zeit, und dann, wie konnte er sich in dieser Verfassung zeigen? Nein, es ging wirklich nicht. Endlich entschloß er sich und griff zur Feder, um sein Ausbleiben zu entschuldigen.

Umgehend kam auch ein Schreiben von ihr, er wußte nicht, ob es eine Antwort auf das seinige war, oder ob die beiden Briefe sich gekreuzt hatten.

Mein Paul, schrieb sie, ich weiß, daß du es nicht kannst. Du würdest zu unglücklich sein, in der steten Furcht vor dem morgigen Tage und ich mit dir. Denn neben einem leichtlebigen Mann würde ich wohl den Sprung ins Unbekannte wagen, aber um uns beide aufrecht zu halten, dazu reicht meine Kraft nicht aus. Wir haben keine Schuld, wir beide, es liegt im Blut, wer als Schneider geboren ist, wird nimmermehr ein Schuster.

Ich habe mit Frau Esselin gesprochen, sie gibt mich frei, und ich reise morgen nach Hause. Ein Schwager meiner Schwester wirbt seit zwei Jahren um mich, ich habe dir nie davon gesprochen, um dich nicht zu beunruhigen. Er ist ein guter Mensch, der mir verzeihen wird, daß ich ihn nicht lieben kann, und ich will mein Jawort geben, schon um dich von der Besorgnis um meine Zukunft zu befreien.

Mein Geliebter, komme nicht heraus, es ist besser, daß wir uns nicht mehr sehen. Wenn es eine Welt gibt, deren Kreaturen nicht nach Brot schreien, so hoffe ich dort einmal dich wieder zu finden. —

Als Paul diesen Brief gelesen hatte, weinte er wie ein Kind; er fühlte wohl, daß er mit dieser Liebe von zehn Jahren auch

seine Jugend zu Grabe trug und daß er fortan verurteilt war, über einem Trümmerhaufen zu leben, aber er sagte sich: Lydia hat in allem recht.

Dennoch kam er über viele Fragen nicht hinaus:

Warum, dachte er, ist die Welt für den einen ein fettes, immergrünes Weideland und für den andern ewig eine dürre Heide? Ist es am Ende gar nicht dieselbe Welt, bringt vielleicht ein jeder bei seinem Eintritt ins Leben eine eigene Welt mit, die ihn festhält, wie die Atmosphäre? Wie kommt es dann, daß ich gestern mit diesen selben Augen in eine andere, soviel grünere blickte, und mir eine Zeitlang einbilden konnte, es sei die meine?

Als es dunkel wurde, nahm er Hut und Stock und bezahlte mit dem einen wiedergefundenen Goldstück den Champagner von gestern Abend.

Die Glücksnummern

Es war ein ungewöhnlich langer und harter Frost über Florenz gekommen. Die Berge trugen ununterbrochen ihr weißes Winterkleid, und nun war auch in der Stadt ziemlich starker Schnee gefallen, der allem Brauch zuwider liegen blieb. Am Abend zuvor war Florenz noch wie sonst zu Bette gegangen; beim Aufwachen erkannte es sich selbst nicht mehr. Totenstille in den Straßen, die unter einem weißen Bahrtuch begraben liegen, Omnibusse und Droschkenkutscher haben ihre Fahrten eingestellt, die Schuljugend macht sich Ferien, und wen nicht dringende Geschäfte hinaustreiben, der setzt heute den Fuß nicht vor die Tür. Die Sonne, die man sonst in solchen Fällen sorgen ließ, versagte diesmal ihre Schuldigkeit, und so wußten sich die Väter der Stadt keinen Rat, als am Nachmittag gegen den Eindringling die Feuerspritzen aufmarschieren zu lassen, aber dieser hatte nun die Bosheit, sich unter den Händen der staunenden Feuerwehr in Glatteis zu verwandeln.

Freilich Via Calzajuoli und Piazza Signoria hatten gut lachen über diesen Schildbürgerstreich, dort schufen ja der immer weiter fallende Schnee und die Tausende von Menschenfüßen den harten Boden doch bald wieder zu flüssigem Leim, aber die äußeren Stadtviertel waren auf ein paar Tage fast vom Verkehr abgeschnitten. Besonders die Via della Scala glich einem langen Laken, dessen fleckenlose Weiße kaum auf beiden Seiten des Gehsteigs durch spärliche Fußstapfen unterbrochen war. Nur von Zeit zu Zeit tauchten ein paar Gassenjungen da und dort an den Ecken auf und versuchten, ob sich das kalte weiße Ding nicht zu festen

Klumpen ballen lasse, womit man die wenigen Vorübergehenden belästigen könne. Aber auch diesen wurde der Spaß bald zu frostig, und sie verschwanden wieder, woher sie gekommen.

Aus dem vergitterten Erdgeschoß eines unschönen, grauen Hauses tönte ununterbrochenes Rasseln einer Nähmaschine. Wer von den Vorübergehenden zufällig nach jener Seite blickte, der sah durchs Fenster einen schwarzen hochgekämmten, mit gelben Metallnadeln besteckten Mädchenkopf über die Maschine gebeugt, hohe, schmale Schultern und den langen, leicht gewölbten Rücken, der die florentinische Rasse kennzeichnet. Richtete sich jedoch der Kopf zufällig gerade in die Höhe, so blickte man in ein paar hübsche, schwarze Augen von rundlicher Form mit stark geschwungenen Brauen darüber und in ein volles, blasses Gesicht von angenehmen Zügen, überflüssig mit grobem Reismehl bestreut. Später als der kurze Tag zu sinken anfing, drückte sich das blasse Gesicht von Zeit zu Zeit an die Scheiben und spähte mit einem Ausdruck von Ängstlichkeit die lange, leere Straße hinab, die heute nicht wie sonst durch das Pfeifen und Rasseln der Straßenbahn belebt war, denn die Geleise waren besonders freigebig mit Wasser bedacht worden und deshalb vor Glätte unbenützbar. Dies dauerte aber nur eine Sekunde, dann verschwand der Kopf wieder, und das Rasseln der Nähmaschine begann aufs neue.

Wer nun geglaubt hätte, daß das hübsche Mädchen nach einem Geliebten ausblicke, der würde sich gewaltig geirrt haben. Cherubina besaß zwar, wie es sich für eine zwanzigjährige Florentinerin ihres Standes schickt, den üblichen Bräutigam, aber nach diesem aus dem Fenster zu spähen, wäre ihr niemals in den Sinn gekommen; auch wußte sie ganz gut, daß er um diese Zeit noch in der Schusterwerkstätte seines Meisters saß. Auf wen aber wartete sie denn? Sie spähte die Straße hinab, ob ihre Mutter noch nicht zurückkomme, denn die hübsche Cherubina war allein in der dämmernden Wohnung, und sie fürchtete sich.

Weil sie sich fürchtete, hatte sie die Maschine an das Fenster

gerückt und sich selber so gesetzt, daß sie der Tür den Rücken kehrte. Diese Tür ging nämlich auf einen dunklen Gang, der nach einer langen, steilen Treppe führte, und zu dieser Treppe hatten sie vor drei Wochen die tote Cesira heruntergetragen.

Die Cesira war all die Jahre her ihre Freundin gewesen, seitdem Cherubinas Vater aus Gründen, die sich der Öffentlichkeit entzogen, in der Stille von seinem Posten im Zollamt entfernt und dadurch mit seiner Familie genötigt worden war, diese billige Wohnung zu ebener Erde in einem der ältesten Häuser der Via della Scala zu beziehen. Die beiden Mädchen hatten gute Nachbarschaft gehalten, obgleich Cherubina nie vergaß, daß der Umgang doch unter ihrem Stande war, denn die Teresa, Cesiras Mutter, die immer ohne Hut ging, mußte sich als Flicknähterin ihr Brot in fremden Häusern verdienen, und des Vaters Name wurde nie genannt, aber deshalb wußte ja doch alle Welt, daß er bei dem berüchtigten Bombenprozeß auf Lebenszeit in das Zuchthaus von Volterra gekommen war und dort Muße hatte, über die Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände mittels Sprengstoffs nachzudenken. Dann hatte die Cesira einen Mann genommen, ein unverhofftes Glück, obwohl er nicht mehr jung und Witwer war. Aber nicht länger als ein Jahr hatte die Freude gedauert, da begann die Cesira zu husten und schwand ihrem Mann unter den Händen weg wie eine brennende Kerze. Auf der Brust war sie von jeher schwach gewesen, und die Ankunft des Kindes hatte ihrer Gesundheit einen Stoß gegeben, von dem sie sich nicht mehr erholte. Da brachte der brave Gioacchino die Cesira zu ihrer Mutter zurück, denn er selber konnte sie nicht pflegen, weil er den ganzen Tag auf dem Kutschbock saß, und vor dem Spital fürchtete sich die Kranke so schrecklich, daß sie lieber auf der Straße gestorben wäre.

In dieser schweren Zeit da zeigte sich's denn, was es heißen will, Hausgenossen zu haben, wie die Cherubina und ihre Mutter. Die beiden taten für die Unglückliche, was das Evangelium vorschreibt,

und sie hatten manche Nacht am Bette Cesiras gewacht, wenn die Teresa vor Erschöpfung sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte, und die arme Schwindsüchtige an ihrem Husten zu ersticken glaubte. Das waren schwere Stunden gewesen: so oft die Cesira einen Männertritt auf der Treppe vernahm, klammerte sie sich mit ihren mageren Händen am Bettrand fest und jammerte, daß sie nicht im Spital sterben wolle. Sie werde ihnen ja gewiß die Pflege lohnen, denn sie wolle den lieben Gott im Himmel um ein Terno für ihre Mutter bitten, und die Hälfte davon solle die Cherubina für ihre Aussteuer haben. Dann weinte sie wieder und zählte die Tage bis Weihnachten und flehte, der liebe Gott möchte sie doch nicht vor dem Christfest sterben lassen, obgleich der Kapaun in Reis, der an diesem Tag auch bei der Teresa nicht fehlte, für ihren armen Magen schon viel zu schwer war.

Aber nicht immer war sie so traurig, oft faßte sie wieder Lebensmut, besonders wenn sie mit Cherubina von dem schönen, dunkelblauen Kaschmir sprach, den ihr Gioacchino zum Namenstag gekauft hatte, und den sie noch hoffte, im Mai bei den Pferderennen in den Cascinen zu tragen. Mit der Cherubina, die das Kleid zu machen bekam, besprach sie noch Schnitt, Ausputz und alles: einen breiten, blauen Plüschstreifen auf den Rock, Armel und Kragen von Plüsch wollte sie haben, und es sollte nach Gioacchinos Willen an nichts gespart werden. Zuweilen sprachen sie auch von dem Kleinen, der bei einer Amme auf dem Lande war, und den die Mutter seit seiner Geburt nicht mehr gesehen hatte: ein armseliges, schwächliches Ding war es gewesen, und es wäre ihm zu gönnen, daß der Himmel das arme Waislein zu sich nähme, ehe es mutterlos in die Welt hinausgestoßen würde.

Mitunter hatte die Sterbende ihre großen, schwarzumränderten Augen ängstlich auf Cherubina geheftet und gefragt: Wirst du zu mir kommen, wenn ich tot bin? — aber Cherubina hatte mit Schaudern geantwortet: Ach nein, du weißt ja, daß ich mich vor den Toten fürchte, nicht um tausend Lire ginge ich in ein

Zimmer, wo eine Leiche liegt. — Dann wie der Winter vorschritt, war es schlimmer und schlimmer mit ihr geworden, und als Weihnachten herannahte, sah man, daß die Cesira nur noch wenige Tage vor sich hatte.

Und nun die Not, bis sie sich glücklich dahin bringen ließ, die Sakramente zu nehmen, sie wolle nicht sterben, sie sei noch lange nicht so weit.

Was, sterben? was fällt dir ein? sagte der Priester. Du bist jung, du kannst wieder gesund werden. Nimm den Heiland in dich auf, so kann dir die Gnade widerfahren. —

So hatte man sie mühsam überredet. Sie erlebte noch die Weihnachtsfeiertage, und als die vorüber waren, fing sie noch einmal an, wie sie schon als Kind zu tun pflegte, die Tage bis zum nächsten Christfest zu zählen, aber sie war schon so schwach, daß sie nicht mehr aufrecht im Bett sitzen konnte. Da mußte man ihr das neue Kleid über die Stuhllehne hängen, es war prachtvoll geraten, und die ganze Nachbarschaft kam es zu bewundern; sie winkte ihren Mann zu sich ans Bett und sagte mit schwacher Stimme:

Ich hab' es lebend nicht tragen dürfen, laß es mich im Sarge tragen.

Und Gioacchino hatte unter Tränen Ja genickt und ihr seine Hand darauf gegeben. Dann war sie so sachte und allmählich in der Sylvesternacht ausgelöscht, daß man nicht wußte, ob sie das neue Jahr noch erlebt hatte oder mit den letzten Atemzügen des alten entschlummert war. Und Gioacchino hatte sein Wort gehalten. Cherubina war zwar nicht dabei gewesen, als sie die Cesira zu ihrem letzten Feste aufputzten, aber die Mutter hatte ihr nachher alles erzählt, wie man die arme Tote in den engen Leib gepreßt hatte und ihr auch die neuen Schuhe und die durchbrochenen Strümpfe angezogen, und wie die Wangen viel zu blaß waren für das leuchtende, blaue Kleid, so daß eine Nachbarin lief und ein wenig rote Schminke brachte, worauf sie dann rosig unter all den Kerzen aufblühte wie eine Braut. Und als sie schon im Sarge

lag mit der halben Girlande um den blonden Kopf, — denn die ganze Girlande, die bis zu den Füßen reicht, dürfen nur die Mädchen tragen — da hatte Gioacchino sich eine Schere geben lassen und hatte lautschluchzend drei oder vier Schnitte in das neue Kleid gemacht, — die Cherubina überlief es kalt bei der Vorstellung, — mitten durch den wundervollen Plüschbesatz hindurch, denn man konnte ja nicht wissen — da oben in Trespiano wird so viel gestohlen, und die arme Tote sollte im Besitz ihres neuen Kleides nicht gestört werden. Dann am Abend waren die weißen Kuttenträger gekommen und hatten sie auf dieser Treppe hinuntergetragen, an der die Cherubina von da an nur noch mit abgewandtem Gesicht vorüberging. Im Dunkeln mochte sie den Gang schon gar nicht mehr betreten, und ihr Arbeitstisch mußte in den langen Stunden, wo sie allein zu Hause saß, immer so stehen, daß sie die Tür nicht im Auge hatte. Sonst war die Straßenbahn, die alle zehn Minuten vorüberfuhr, ihr Trost gewesen, denn das Gepfeife und Gerassel war gewiß dazu angetan, Geister zu bannen, aber bei der Totenstille, die heute über der Straße lag, war ihr schrecklich unheimlich, gerade wieder so unheimlich, wie in der ersten Zeit, nachdem man ihren Vater hinausgetragen, in dessen Zimmer sie so lange den Fuß nicht mehr zu setzen gewagt hatte.
Wie, wenn es nun der Cesira einfiel wiederzukommen, wie sie so oft angekündigt? Daß sie den Weg noch kannte, hatte sie in verflossener Nacht bewiesen. —
Eben als Cherubina dieses dachte, traf sie von hinten her ein kalter Luftzug in den Nacken, die Tür war aufgegangen, und das Mädchen fuhr mit einem Schrei nach dem Fenster. Hasenfuß! sagte eine freundliche Stimme, und neben der Gestalt, die sich jetzt zu der weitgeöffneten Tür hereinschob, konnte keine Gespensterfurcht mehr aufkommen. Eine kleine, runde Frau mit vor Kälte rotem Gesicht kam zum Vorschein und wehrte das Mädchen, das ihr entgegenflog, so vorsichtig von sich ab, als ob sie von Glas wäre.

Du hast dich wieder gefürchtet, Gänschen! Wirst du denn nie gescheiter werden? sagte sie mit einer wohllautenden Stimme, und begann sich langsam aus einem weiten Mantel und dunkeln Umschlagetuch loszuschälen.

O Mama, wie spät Sie heute kommen! klagte Cherubina.

Dieses Sie, das sie sich von den Kindern geben ließ, und eine tadellos reine Aussprache waren so ziemlich das einzige, was die Signora Palmira Pampaloni, Witwe des einstigen Zollbeamten, aus früheren, besseren Verhältnissen gerettet hatte.

So zünde doch die Lampe an, sagte sie jetzt, indem sie ein paar Schneeflocken aus ihrem Umhang schüttelte und diesen über einer Stuhllehne glatt strich.

Cherubina entfernte sich und kam nach wenigen Sekunden mit der angezündeten Petroleumlampe zurück, die sie behutsam auf den Tisch stellte, und sagte dabei, wie es Brauch ist: Guten Abend!

Die kleine Frau stand jetzt mit weit abstehenden Röcken mitten im Zimmer und nestelte mit noch steifen Fingern an ihrer Unterkleidung, wobei Cherubina ihr behilflich sein wollte, jedoch die Mutter erlaubte es nicht. Sie war endlich einer Taschenöffnung im Unterrock habhaft geworden und begab sich breitspurig nach der anstoßenden Küche, wo sie sorgfältig auszupacken begann. Zuerst zog sie einen winzigen strohumbundenen Fiaschetto mit goldglänzender Flüssigkeit hervor und untersuchte beim Schein der offen bleibenden Tür den Papierstöpsel, um sich zu überzeugen, daß nichts von dem feinen Luccheseröl ausgelaufen sei. Dann konnte man hören, wie sie ein paar Hände voll Kohlen unter den Herd warf. Eine kurze, dicke Stearinkerze war durch die Gesellschaft der Kohlen ein wenig beschmutzt und mußte mit einem Läppchen gereinigt werden. Die Tasche des Oberkleids, die gleichfalls in der halbdunklen Küche entleert wurde, enthielt ein Ei, ein Stück Papier mit etwas Butter und ein längliches Päckchen, das die Frau fast zärtlich streichelte und rasch beiseite legte. Dann

stülpte sie die Tasche vollends auf den Küchentisch um und schob die herausgefallenen starkduftenden Kaffeebohnen auf ein Häufchen. Als sie nun in die Stube zurückkehrte, um den inzwischen abgestreiften guten Rock in den Schrank zu hängen, sah sie um ein bedeutendes schlanker aus.

Alsdann band sie auf dem großen Tisch des Wohnzimmers gemütsruhig ein zusammengeknüpftes buntes Taschentuch auf und brachte daraus die Reste einer Mittagsmahlzeit, ein paar Zeuglappen, die ihr beim Kehren in die Hände gefallen waren, nebst ihren eigenen Einkäufen zum Vorschein. Dies war sozusagen der rechtmäßige Teil ihrer Ladung, der vor den Augen der Tochter geborgen werden konnte, wogegen sie nie ohne eine Regung von Unbehagen ihre Schmuggelware in Cherubinas Gegenwart auslud.

Und doch war das Mädchen von lange her daran gewöhnt, die Mutter nicht mit leeren Taschen nach Hause kommen zu sehen, und hatte sich wohl überhaupt nie etwas dabei gedacht. Sucht doch auch der Vogel für seine Jungen Atzung, wo er sie findet. Und überdies, wozu hat der liebe Gott die Fremden erschaffen?

Es war ja gewiß nicht um die fünfzehn Lire monatlich, daß Palmira Pampaloni, Witwe eines Exbeamten, sich auf halben Dienst bei der deutschen Dame mit dem unaussprechlichen Namen und ihrem kranken Sohn auf dem Corso Vittorio Emmanuele verdungen hatte, so gut auch dieser Zuschuß ihren Einnahmen zu statten kam. Wenn sie ihr Standesgefühl überwand und sich nun schon seit einer Reihe von Jahren zu allen feinen und groben Dienstleistungen bei der Signora Carolina bequemte — von morgens acht bis vier Uhr abends und oft noch länger, — so war es, weil in einem Haushalt bei Fremden, wäre er auch noch so bescheiden, gar manches für den eigenen abfällt, und die Pampaloni hatte außer der Cherubina noch für zwei andere Kinder zu sorgen, für Pietro, den Ältesten, der ein geschickter Marmorarbeiter war und nur zum Nachtessen und Schlafen nach Hause

kam, und für den guten, fleißigen Rafaellino, den sie ihr in diesem Frühjahr unter die Soldaten gesteckt hatten. Und für ihre Kinder hätte die Pampaloni auch das Übermenschliche getan; nur vor zwei äußersten Schritten bebte sie zurück: dem Tragen des Marktkorbes und dem Ausgehen ohne Hut, denn dadurch wäre sie nicht nur ihres Standes verlustig gegangen, sondern hätte auch die Zukunft ihrer Kinder gefährdet. Deshalb hielt sich die Pampaloni aus eigenen Mitteln einen kleinen Jungen aus der Nachbarschaft, der für einen Soldo täglich die schweren Einkäufe nach Hause trug, und daß sie sich für diese Ausgabe bei der Verrechnung schadlos hielt, wird ihr kein vernünftiger Mensch übelnehmen. Im übrigen versah sie ihren Dienst trefflich und hatte von der dankbaren Herrin dafür noch die Erlaubnis erhalten, alle Speisereste und sonstigen Abfall in dem bewußten Tüchlein nach Hause zu tragen. Von dem Dasein und Inhalt der beiden tiefen Taschen dagegen brauchte die Signora Carolina nichts zu wissen.

Nachdem sie sich die steifen Finger an dem Kohlenbecken ein wenig gewärmt hatte, kehrte die gute Frau in die Küche zurück, blies das unter der Asche glimmende Kohlenfeuer wieder an und wedelte eifrig mit dem großen Strohfächer.

Cherubina schloß unterdessen die Nähmaschine und setzte sich mit einem zusammengehefteten Ärmel an den Tisch zur Lampe, wobei sie das Kohlenbecken wieder unter ihren Stuhl stellte. Ihre Gespensterfurcht war jetzt ganz von ihr gewichen und das Behagen wuchs noch, als bald darauf der angenehme Geruch geschmorter Zwiebelchen aus der halboffenen Küchentüre hereindrang.

Während das Essen sich selber vollends fertig kochte, saß Palmira in wohligem Ausruhen bei der Tochter am Tische und weil sie sich doch immer etwas zu tun machen mußte, trennte sie mit einem kleinen Scherchen das gestickte Monogramm aus einem feinen damastenen Mundtuch. Es ist unnötig zu sagen, daß dieses Mundtuch, ein schätzbarer Beitrag zu Cherubinas Aussteuer, gleichfalls aus dem Haushalt der deutschen Dame stammte.

Freilich war es keiner von den Gegenständen, die Palmira beim Fortgehen vor den Augen der Signora Carolina in ihr Tüchlein band. Wer nun aber glauben würde, die Palmira habe sich durch ihre mütterliche Zärtlichkeit hinreißen lassen, in einem unbewachten Augenblick dieses Stück aus dem Weißzeugschrank ihrer Herrin zu nehmen und in einer ihrer tiefen Taschen nach Hause zu tragen, der würde dadurch beweisen, daß er die Frau Palmira und ihre Ehrbegriffe wenig kannte. War sie auch durch harte Schicksale zum Dienen herabgewürdigt worden, so hatte sie doch ihr Zartgefühl zu bewahren gewußt, und sie unterschied sehr genau, bis wie weit es zulässig ist, sich fremdes Gut anzueignen und wo das Unehrenhafte solcher Handlungsweise beginnt. Soweit die Dinge eßbar waren oder sonst einem unmittelbaren Bedürfnis dienten, sah sie kein Unrecht darin, von dem Überfluß anderer Gebrauch zu machen. Ein Ei, etwas Öl, eine Handvoll Kohlen, das konnte ja Signora Carolina gar nicht spüren; auch eine Zigarre dann und wann, wenn sie gerade offen herumlagen, war noch erlaubt, — ihr Pietro verstand sich so gut auf feine Zigarren, und es waren ja doch geschmuggelte. Hatte sie je einmal zu tief in die Vorräte ihrer Dame gegriffen und fühlte sich etwas schwül im Gewissen, so brachte sie am andern Morgen dem kranken Signorino eine köstlich erblühte, wie aus Wachs modellierte Kamelie oder eine Handvoll duftender Nelken mit, die ihr Neffe, der Gärtnergehilfe, heimlich in den Treibhäusern seiner Herrschaft abschnitt, und das Gleichgewicht war wieder hergestellt. Daß sie von allen Einkäufen ihre Prozente hatte, versteht sich von selbst und hieß nur ein Versehen der Weltordnung im allerbescheidensten Maße ausgleichen. Aber diese Grenze hätte sie nicht überschritten und wäre ihr die königliche Schatzkammer offen gestanden.

Oh, die Frau Palmira hatte feste Grundsätze, und sie bedurfte ihrer auch, denn täglich trat wenigstens ein- oder zweimal die Versuchung an sie heran in Gestalt einer gewissen rotbraunen

Lederbörse, welche Signora Carolina beständig zu verlegen pflegte, und welche die Palmira ihr jeden Tag suchen helfen mußte und auch gewöhnlich an irgendeinem unerwarteten Ort, zwischen den Bettüchern oder unter einem Möbel zum Vorschein brachte. Aber in den sechs Jahren, daß sie ihr diente, hatte der Signora noch niemals auch nur ein Soldo aus der rotbraunen Börse gefehlt. Ja, was das siebente Gebot betrifft, so konnte Palmira Pampaloni einmal am Tage der Abrechnung ihrem Schöpfer ruhig in die Augen blicken.

Zu dem Mundtuch nun war sie auf die einfachste Weise von der Welt gekommen. Da sie für die Signora Carolina auch die Wäsche besorgte, — und durch bessere Behandlung hatte sie ihr das feine Linnen so geschont, daß es viele Jahre länger vorhielt, als unter anderen Händen, — so war es geschehen, daß sich die Signora am letzten Montag verzählt und ihr ein Mundtuch mitgegeben hatte, das nicht auf dem Wäschezettel stand. Das Mundtuch war ihr also ohne ihr Zutun zugefallen, und sie konnte es mit um so besserem Gewissen zurückbehalten, als sie ja auch das Waschen für dieses Stück der Signora Carolina nicht in Rechnung brachte. Dieser friedliche Gedankengang malte sich in einem behaglichen Lächeln auf dem runden Antlitz der guten Frau Pampaloni.

Die Tochter machte sich ganz nahe an sie heran und sagte:

Bleiben Sie heute vollends zu Haus, Mama?

Ich werde doch bei der Hundekälte nicht spazieren gehen. Aber warum fragst du?

Cherubina sah sich im Zimmer um, drückte sich noch näher an die Mutter und antwortete:

Ich möchte Ihnen was erzählen, aber ich muß gewiß sein, daß Sie mich nicht mehr allein lassen, es ist so schauerlich.

Erzähl' nur, Hasenfuß.

Sie wissen doch, daß die Teresa vorletzten Sonntag in Trespiano oben war, um sich die Nummer und das Maß vom Grab der Cesira zu holen?

Natürlich weiß ich's, Pietro hat ja das Marmorkreuz schon in Arbeit genommen.
Nun, auf dem Heimweg — sie hat mir's nach der Hand erzählt — wollten ihr die beiden Zahlen gar nicht mehr aus dem Kopf, und sie mußte sich immer fragen: Sind nicht das am Ende die Nummern, die mir die Cesira versprochen hat? — Na, wenn's nichts nützt, so schadet's nichts, denkt sie, und trägt eine halbe Lira ins Lotto. Das Geld war denn auch richtig verloren.
Die Pampaloni nickte mit überlegenem Lächeln vor sich hin.
Die nächste Woche wollte sie noch einmal spielen, denn die Zahlen gingen ihr noch immer im Kopfe herum. Aber da kam die Not dazwischen mit dem armen Wurm, dem Kind der Cesira, das der liebe Gott in seiner Barmherzigkeit zu sich nahm, und über all dem Geläuf aufs Munizipium und dem vielen Stempelpapier, das die Herren vollschmierten, — denn Gioacchino ließ sie ja wie immer alles allein besorgen — vergaß die Teresa abermals zu setzen, was denn auch kein Schade war, denn die Nummern kamen ja doch nicht heraus.
Wohl, wohl, sagte die Mutter.
In der letzten Nacht nun, fuhr das Mädchen mit gedämpfter Stimme fort, wie die Teresa so daliegt und schläft — ach Mutter, hören Sie nicht, wie das schlürft auf dem Gang?
Mäuse sind's, sagte die Pampaloni gleichmütig.
Ja also, hub Cherubina zaghaft wieder an, die Teresa lag in tiefem Schlaf, da ging mit eins die Türe auf, und herein kam die Cesira, ganz und leibhaftig, wie sie im Leben ausgesehen, und war nichts Fremdes noch Unheimliches an ihr wahrzunehmen. Ihr Kind hatte sie auf dem Arm, das lag, als ob es schliefe.
Bist du es, Cesira? sagt die Teresa und sitzt im Bette aufgerichtet.
Ja, wie geht dir's denn, daß du so lange fortgeblieben bist?
Gut, antwortete die Cesira mit ihrer freundlichen Stimme. Da siehst du, daß ich mir mein Kind doch geholt habe.

O so komm' doch näher, daß ich dich umarmen kann, flehte die Mutter, und streckte die Arme nach dem Scheinbild aus.
Aber dieses wich weit zurück und sagte:
Laß mich, Mutter, du weckst mir sonst das Kleine auf; sieh nur, wie schön es schläft, dann fuhr sie fort:
Hör' wohl auf das, was ich dir sage. Ich bin gekommen, um mein Versprechen wahr zu machen. Zwei hast du schon und fünfundzwanzig lege ich dir hier auf die Schulter. Dabei näherte sie sich dem Bette, berührte mit dem Finger die Schulter der Teresa, die kein Glied rühren konnte, und fing an langsam abzuzählen, bis sie auf fünfundzwanzig gekommen war. Dann ging sie auf die Türe zu und sagte noch von der Schwelle zurück:
Vergiß es nicht und denk' auch an das, was ich der Cherubina versprochen habe. — Denken Sie, Mutter, das sagte sie klar und deutlich mit diesen Worten: Denk' auch an das, was ich der Cherubina versprochen habe.
Der guten Frau Pampaloni war das Mundtuch entfallen, und sie staunte mit offenem Mund.
Nun und dann? fragte sie nach Luft schnappend.
Ja, dann war die Teresa wie gelähmt in ihrem Bette liegengeblieben, und erst als es acht Uhr schlug, kam sie wieder zu sich und merkte, daß sie doch wohl geschlafen und geträumt hatte, denn sonst würde sie nicht die Aufstehenszeit verpaßt haben; Sie wissen ja, wie pünktlich die Teresa auf dem Platz ist. Sie konnte noch eine ganze Weile den Weg nicht in ihre Röcke finden, und als sie schließlich herunter kam, sah sie so weiß aus wie dieses Tuch und wankte herum, als wäre sie noch immer im Traum. Sie waren schon lange fort, Mama, und wir redeten zusammen von dem Traum oder der Erscheinung, und was die Cesira wohl habe sagen wollen. Aber die Teresa meint, da könne gar kein Zweifel sein: Zwei hast du schon, das bedeute die beiden Nummern, die sie schon vordem im Kopfe gehabt, und fünfundzwanzig hat ihr die Cesira auf die Schulter abgezählt, langsam und deutlich, da-

mit die Zahl ihr im Gedächtnis bleibe, und das, sagt die Teresa, gebe gerade ein Terno. Aber Pietro, der dazu kam, lachte uns aus. Sie wissen ja, Mutter, was er für ein Freigeist ist, und er sagte wieder solche Sprüche, wie: Ach was, Träume sind Schäume und Der Zufall regiert die Welt und Glaubt ihr denn, ihr dummen Weiber, der liebe Gott, wenn es einen gibt, habe nichts besseres zu tun, als euch Lottonummern zu schicken? und was so seine Spöttereien sind, aber am End' versprach er doch den Einsatz für die Teresa zu besorgen, denn die hätte nicht gewußt, wo aus und ein, und hatte es auch eilig, auf ihren Platz zu kommen. Aber denken Sie, Mutter, so fest glaubt sie an die Nummern, daß sie ihm zwei Lire zu setzen gab, beide auf Terno, und wenn sie gewinnt, so ist mein die Hälfte.

Weißt du die Nummern noch? fragte die Mutter eilig. Ich lauf' schnell ans nächste Lottobüro, und sehe, ob sie heraus sind. —

Dann geh' ich auch mit, rief Cherubina und sprang nach Hut und Mantel. Allein bleibe ich hier um keinen Preis.

Noch während sie redeten, war von der Straße her ein Summen und Schwirren von vielen streitenden Stimmen gedrungen, aber von den Frauen nicht beachtet worden. Jetzt wälzte sich der Lärm ganz nahe, die Nachbarn rissen Türen und Fenster auf, man vernahm fragende, klagende, tröstende Stimmen und dazwischendurch ein Gebrüll und ein Gewinsel wie von einem verwundeten Tier.

Mutter und Tochter sahen sich erblassend an und eilten ans Fenster. Draußen war es stichdunkel, aber so viel ließ sich doch erkennen, daß der Auflauf sich durch den tiefen Schnee auf ihr Haus zu bewegte und daß die Leute eine jammernde, lautschreiende Frau in ihrer Mitte führten.

Was mag der Teresa zugestoßen sein? sagte die Cherubina, der gleich eine Ahnung durch das Herz zuckte, und öffnete die Tür, denn schon strömte die Menge — Männer, Frauen und Kinder — in den Hausflur herein, und voraus schwankte, von dem kräf-

tigen Arm einer Wache gehalten, die Teresa, die mit lautem Geschrei die Luft zerriß.

Sie wurde auf einen Stuhl niedergelassen, wo sie wie eine Erstickende nach Atem rang. Viele von den Leuten waren nachgedrungen und umstanden sie mit lärmenden Äußerungen der Teilnahme, unter den Vordersten erblickte Palmira ihren Pietro, der sich von der Menge widerwillig hatte über die Schwelle schieben lassen und jetzt halb trotzig, halb bestürzt an der Kommode lehnte. Die andern, durch die achtunggebietende Gegenwart der Wache zurückgehalten, drängten sich vor der offengebliebenen Tür und redeten alle laut durcheinander. Am wildesten gebärdete sich Gioacchino, der neben der Teresa stand. Er schüttelte die Arme gegen Pietro und ließ ein ganzes Arsenal von Schimpfwörtern los, daß man hätte glauben können, sämtliche Florentiner Droschkenkutscher seien in seiner Person beisammen. Pietro ließ stumm und verbissen alles über sich ergehen, nur als die Worte Dieb und Beutelschneider fielen, machte er mit erhobenem Arm einen halben Schritt, wurde aber gleich durch eine Bewegung der Wache wieder zur Ruhe gebracht. Die kleine, tapfere Frau Pampaloni dagegen sprang entrüstet auf Gioacchino zu und schüttelte seinen Arm; sie lasse sich ihren Sohn nicht schlecht machen und noch dazu im eigenen Haus, er solle sich anständig melden, wenn Pietro ihm was schuldig sei, und im übrigen — dort sei die Tür.

Gioacchino wollte antworten, berichten, aber die Nachbarn rissen ihm das Wort vom Munde, alle redeten gleichzeitig auf die Frau Palmira ein. Doch diese hatte kaum die ersten Worte gehört, als sie die Hände vors Gesicht schlug und mit einem dumpfen Laut an die Wand sank.

Kurz nach vier Uhr wars, erzählte Gioacchino, da kam die Teresa außer Atem auf die Piazza Santa Maria Novella gerannt, wo ich Standort habe, und schreit mir schon von weitem zu, sie habe ein Terno gewonnen. Meine erste Frage war nach dem Schein,

denn ich hatte gleich so eine Ahnung, daß nicht alles in Ordnung sei. Sie habe ihn nicht, antwortet sie, der Herr Pietro habe ihr die Besorgung gemacht. — Accidente! schrei ich und herunter vom Bock, und Wagen und Pferd im Stich gelassen —
Dafür solltet Ihr in Strafe kommen, brummte die Wache — aber ich hab's ja nicht gesehen.
So rennen wir zusammen nach der Rotonda, fuhr Gioacchino fort, und unterwegs schwatzt mir die Teresa den Kopf voll, was sie alles mit dem Geld anfangen wolle, und wenig fehlte, so hätte sie gesagt: Was kostet die Stadt Florenz? — Ich kann sie bezahlen. — Aber in der Werkstätte war er nicht, und wo denkt Ihr, daß wir den saubern Herrn schließlich fanden? Drüben am Lungarno stand er unter einem ganzen Rudel Gassenjungen, da hatte er aus Schnee das Standbild des Ministerpräsidenten gemacht in Lebensgröße und ihm eine der neuen Regiezigarren in den Mund gesteckt. Danach warf die ganze Bande mit Schneeballen und schrie: Wohl bekomms! — He, Wache, ist das nicht etwa auch strafbar, den Ministerpräsidenten mit Schneeballen — he?
Von Schneeballen steht nichts in meiner Dienstordnung, murmelte die wohlwollende Wache.
Es war gewiß das erstemal, daß Herr Crispi seine eigenen Zigarren rauchte, meinte einer aus dem Haufen, und bei dieser Anspielung auf den öffentlichen Übelstand des Tabakwesens fingen alle Anwesenden zu lachen an.
Ich also eile auf ihn zu, fuhr Gioacchino fort, und sage ganz höflich: Herr Pietro, geben Sie uns gütigst den Schein? Welchen Schein? antwortet er ganz fremd, ich weiß von keinem Schein, und will wieder zielen, da fasse ich ihn am Arm, und schreie ihm in die Ohren: Den Empfangsschein vom Lotto! Wo haben Sie ihn? Heraus damit! Die Teresa hat gewonnen! Er aber, der Freche, stößt mich vor die Brust und schreit: Laßt mich in Frieden mit Euren Narreteien, ich weiß von keinem Schein! und die andern fallen auch ein und sagen ihm: Geben Sie den Empfangs-

schein, Sie hören ja, die gute Frau hier hat gewonnen. Da stellt er sich noch, als ob ihm jetzt erst ein Licht aufginge, greift sich an den Kopf und murmelt: Ich habe ja gar nicht gesetzt, ich hab's vergessen.

Was weiter geschehen war, das erzählte die Wache, welche Pietro unter den Fäusten des herkulischen Kutschers weggerissen hatte. Jetzt fuhr die Teresa, die bisher wie stumpfsinnig vor sich hingestarrt und nur leise gewimmert hatte, plötzlich wie eine Rasende in die Höhe, schlug sich mit beiden Fäusten wiederholt vor die Stirn unter tierischem, ganz unartikuliertem Schreien und ruhte nicht eher mit Toben und Wüten, als bis sie, Schaum vor dem Mund, zusammenbrach.

— —

Pietro hatte noch dazu gelogen, als er seine Versäumnis mit Vergeßlichkeit zu entschuldigen suchte. Es war sein unverantwortlicher Leichtsinn, und weil er keinen Glauben hatte, — nicht einmal an das Traumbuch, von der Kirche ganz zu schweigen, sagten die Betschwestern in der Nachbarschaft. Er war gewohnt, die Achsel zu zucken, wenn die Rede auf übernatürliche Dinge kam, und hatte die Teresa von Anfang an über ihren Wahn, daß ihre Tochter aus dem fabelhaften Jenseits wiederkehren und ihr ein Terno bringen werde, verspottet. Als er nun aus seiner Werkstätte in der Rotonda nach dem nahen Café Svizzero zum Frühstück ging, wollte er allerdings noch die paar Schritte zum nächsten Lottobüro machen, um der Teresa den Gefallen zu tun, obwohl das Geld nach seiner Meinung weggeworfen war. Doch da sah er drinnen zwei andere Marmorarbeiter mit dem schönen Oreste sitzen, einem liederlichen Kerl, der aber durch Modellstehen schweres Geld verdiente, und die drei riefen ihn zu einer Partie Briscola herein. Die Karten waren von jeher Pietros Leidenschaft gewesen, er konnte der Lockung nicht widerstehen und hatte dann richtig in Zeit einer halben Stunde die zwei Lire der Teresa verspielt.

Dies war der erste Schritt auf der Bahn des Verderbens. Von nun an hatte Pietro keine gute Stunde mehr im Haus. So oft ihm die Teresa im Flur begegnete, spuckte sie vor ihm aus, denn Gioacchino nährte in ihr den ungereimten Verdacht, daß Pietro den Schein unterschlagen und den Gewinnst für sich selbst erhoben habe. Seine Schwester, die sich mit geschädigt fühlte, ging stumm und blaß wie der fleischgewordene Vorwurf an ihm vorbei und richtete das Wort nicht mehr an ihn, nur die Mutter fand, daß man ihrem armen Pietro Unrecht tue, denn das Schicksal habe es einmal nicht anders gewollt. Daher warf sie einen stillen Haß auf die Teresa, deren verdächtigende Reden ihr hinterbracht wurden, und eines Abends, als sie ihr unter der Haustür begegnete, stellte sie sich breit vor die einstige Freundin hin.

Wenn Ihr Euch noch einmal einfallen laßt, meinen Pietro einen Dieb zu schimpfen, so gehe ich auf die Quästur, das merkt Euch. Die zwei Lire, die Ihr ihm gabt, habt Ihr zurückbekommen, und weiter ist er Euch nichts schuldig.

Ja, Ihr habt das Früchtchen soweit gebracht mit Eurem Verhätscheln, antwortete die Teresa, die jetzt auch giftig wurde.

Oho, Ihr solltet nicht so aufbegehren, er hat die Sonne wenigstens noch nicht in Würfeln gesehen, wie gewisse Leute, gab die Pampaloni zurück, wobei sie auf die vergitterten Fenster der Züchtlingszellen anspielte.

Ha, es sitzen nicht alle fest, die nicht sauber sind unterm Brusttuch. Mein Mann hat wenigstens keine Staatsgelder veruntreut, er leidet für seine freisinnigen Ansichten.

Was wollt Ihr sagen mit den Staatsgeldern? rief Frau Palmira mit zornfunkelnden Augen und trat hart auf die Teresa zu, die sich die Treppe hinauf zurückzog und noch herunter rief:

Genug, ich weiß, was ich sagen will, und andere Leute wissen's auch.

Puh, ich habe Mitleid mit Eurem schwachem Kopf, sonst würde

ich anders mit Euch reden, rief die Pampaloni ihrer Gegnerin die Treppe hinauf mit verächtlicher Geberde nach.

Aber als sie ihr Zimmer erreicht hatte, da verlangte die Natur ihre Rechte, und Frau Pampaloni fiel in den Armen ihrer Tochter in einen Nervenkrampf.

Das hatte sie nun davon, sie, eine Beamtenwitwe, daß sie unter ihren Stand herabgestiegen war und sich freundnachbarlich mit einer so geringen Person abgegeben hatte.

Das war der Dank für ihre durchwachten Nächte und für die mancherlei guten Bissen aus dem Haushalt der Signora Carolina, die sie der kranken Cesira zugesteckt. Das Gedächtnis ihres verstorbenen Mannes anzugreifen, eine Familie zu verunglimpfen, in der strengste Ehrenhaftigkeit die Richtschnur alles Handelns war! Aber so geht's, wenn man sich mit ungebildeten Menschen einläßt, denn nicht umsonst sagt das Sprichwort: Am rußigen Kessel wird man schwarz, und: Schuster bleib bei deinem Leisten. — — Freilich wußte man ja, daß die Teresa da oben nicht mehr ganz richtig war, seitdem sie sich den Kopf so acht- bis neunmal nacheinander an die Wand gerannt hatte in ihrer Verzweiflung.

Das versäumte Terno bildete noch wochenlang den Lieblingsklatsch der Nachbarschaft, und jedermann schien dem armen Pietro aufsässig geworden zu sein. Die alten Betschwestern ließen ihn nie an ihren Türen vorübergehen, ohne ihn mit anzüglichen Redensarten zu verfolgen:

Nun, Herr Pietro, sagt Ihr noch immer: Träume sind Schäume, und: Der Zufall regiert die Welt?

Nein, Pietro sagte es nicht mehr, jenes Ereignis hatte sein Gemüt verwandelt. Er wußte jetzt, daß man dem Zufall auch die Türe öffnen kann, und wollte um jeden Preis das verscherzte Glück wieder einfangen. Schlafend und wachend träumte er nur von Nummern, er studierte die ‚Kabbala' oder das Traumbuch, und all sein Erwerb wanderte Woche für Woche ins Lotto. In jedem Ereignis suchte er ein Zeichen, alle auffallenden Gegen-

stände übersetzte er an der Hand des Traumbuchs in die entsprechenden Nummern und spielte darauf. Wenn er auf der Straße einen Kapuziner sah, so bat er ihn um ein Estratto oder Terno, ging er zufällig an einem Blödsinnigen vorüber, so sagte er: Da hast du einen Soldo, sag' mir drei Zahlen. Ja, er war so einfältig, daß er einem Betrüger aus Mailand auf den Leim ging, der unter dem Namen Frate Cabbalistico auf der vierten Seite des Secolo drei unfehlbare Lottonummern gegen Posteinzahlung von fünf Lire versprach. Aber die Glücksnummern lassen sich nicht erjagen, sie fallen dem Nichtsahnenden zu; deshalb schlenderte Pietro fleißig umher, damit das Glück auch Gelegenheit habe ihn zu treffen, falls es etwa draußen vorüberginge. Er hätte es jetzt schon für eine Sünde gehalten, sich jeden Morgen in aller Frühe in der Bildhauerwerkstätte einzustellen wegen der lumpigen sechs Lire im Tag. Was er zum Leben nötig hatte, fand er zu Hause bei der Mutter, die ihren Pietro doch nicht darben lassen konnte und die sich heimlich eine dritte Tasche ins Kleid nähte, um seinen Bedürfnissen zu genügen. Das Geld zum Spielen borgte er bald da bald dort, und am Samstag abend, wenn die Nummern in allen Lottobüros ausgestellt waren, spülte er seine Enttäuschung mit Wein hinunter, den er gleichfalls auf Borg bekam. Da war es sogar schon so weit gekommen, daß ihn die Schutzleute eines Abends in halb bewußtlosem Zustand nach Hause brachten, und den Tag darauf hatte der Chronist des ‚Fieramosca' nichts Eiligeres zu tun, als seinen Lesern mitzuteilen, daß ein gewisser P. P., Sohn des verstorbenen L. P., wohnhaft in der Via della Scala, sich einen Rausch getrunken und den Vorübergehenden Ärgernis gegeben habe. Es sei tief zu beklagen, daß solche Vorkommnisse im Lichte des neunzehnten Jahrhunderts und in Florenz, der Wiege der Gesittung, überhaupt noch möglich seien. Nach diesem Ereignis hatte sich die gute Frau Pampaloni mehrere Tage nicht mehr unter die Leute getraut, denn wenn der Fieramosca auch so rücksichtsvoll ge-

wesen war, nur die Anfangsbuchstaben zu nennen, so wußte ja doch die ganze Stadt, daß ihr Pietro als Betrunkener in der Zeitung gestanden hatte. Ja, es war kein Zweifel mehr, seit jenem unseligen Terno war der gute Stern von ihrem Hause gewichen.

Doch es standen ihr noch andere Überraschungen bevor. In der untersten Schublade ihrer Kommode, deren Schlüssel schon lange abgebrochen war, lag ganz versteckt unter Cherubinas Aussteuerwäsche ein alter baumwollener Strumpf, der die Ersparnisse der Frau Pampaloni barg: was ihr die Signora Carolina an Weihnachten schenkte, was sie nach besonders glücklichen Marktgängen zurücklegte, überhaupt alles, was sie als Nebenerwerb betrachtete, pflegte sie in diesem Strumpfe aufzuheben. Cherubina trug ihr Erspartes auf die Post, die jährliche Zinsen zahlt, aber die Mutter hatte keinen Glauben an solche neumodischen Einrichtungen, und besonders dem Staat traute sie nicht über die Straße, der hat ja doch nichts zu tun als armen Leuten das Geld aus der Tasche zu nehmen. Darum schien ihr der Schatz daheim bei weitem am sichersten. Nun mußte sie sich entschließen, den lang verwahrten Notpfennig anzugreifen, denn seit Pietro nichts mehr verdienen mochte, guckte der Mangel zu allen Türen herein, und jetzt, wo es in den Sommer ging und alle besseren Leute die in einen Siedekessel verwandelte Stadt verließen, war auch Cherubina meist ohne Beschäftigung.

Als sie die Schublade aufzog, fand sie den Inhalt, die mit rotem Band gebundenen Bett- und Tischtücher, durchwühlt, und der Strumpf war leer.

Die Knie versagten ihr vor Schreck, aber sie war keinen Augenblick im Zweifel über den Täter. Ebenso schnell war sie bei sich einig, daß kein Mensch von der Schande erfahren durfte, nicht einmal Cherubina, denn was man nicht weiß, ist ja so gut, als wäre es nicht geschehen. Aber ihm eindringlich ins Gewissen reden, das wollte sie. Doch sie wartete in jener Nacht vergeblich auf seine Rückkehr, und erst in der Frühe, als sie schon zum Ausgehen

fertig war und eben noch in der Küche das Herdfeuer anblies, um den Kaffee zu wärmen, hörte sie, daß der Schlüssel in der Haustür gedreht wurde, und herein schwankte Pietro, in dem fahlen Morgenlicht so blaß wie eine Leiche. Die Mutter sah gleich, daß er nicht in der Verfassung war, eine Predigt anzuhören, sie führte ihn am Arm in seine Kammer, wo er vor ihren Blicken zusammenklappte wie ein Taschenmesser. Er hatte offenbar über Nacht stark getrunken, und die Aufregung war jetzt schon dem rührseligen Zustand gewichen. Er lag mit dem Kopf auf den Knien der Mutter, während ihm lautes Schluchzen die Brust erschütterte wie einem Kind.

Es ist nur um Euretwillen, heulte er, Euch wollte ich glücklich machen, Mutter, Eure Achtung und Liebe wieder gewinnen — oh, oh — ich habe kein Glück — kein Glück —

Er schluchzte fort, während seine Mutter ihn zu Bette schleppte, und fühlte sich ganz als Opfer seiner Kindesliebe.

Im Spätherbst sollte Cherubina Hochzeit halten. Die Nähmaschine rasselte den ganzen Tag hinter dem kleinen, niedrigen Fenster über der Straße, um noch das letzte Stück der Aussteuerwäsche fertigzubringen. Antonio, der Bräutigam, erschien jeden Abend nach Schluß der Werkstätte, sein Sträußchen im Knopfloch, um in Gegenwart der Mutter eine anständige Unterhaltung mit seiner Braut zu führen. Sie saßen auf Stühlen vor der Haustür und genossen die Abendschwüle. Der Bräutigam blies den beiden Frauen den Rauch seiner ‚Toscana' ins Gesicht und spuckte fleißig dazu aus, indem er von Zeit zu Zeit einen zärtlichen Blick oder Seufzer mit Cherubina tauschte. Die Mutter saß zwischen den beiden, wie es der Brauch verlangt, und hielt das Gespräch im Gang, während ihre Gedanken in der Stille bei ihrem Pietro waren.

Dieser hatte sich in der letzten Zeit musterhaft betragen; die dicke Wachskerze, welche die Pampaloni am Tag nach jenem unliebsamen Auftritt der Santissima Annunziata brachte, war wahrlich

nicht umsonst geopfert. Er arbeitete für einen fremden Bildhauer auf dem Viale mit großem Fleiß an einer Marmorgruppe, und sein neuer Brotherr hatte versprochen, ihn nächstes Jahr mit sich zu nehmen, weit fort an einen Ort mit unaussprechlichem Namen, der hoch oben im Norden lag und wo Pietro mit seiner Geschicklichkeit ein reicher Mann werden konnte.

Über diesen neuen Hoffnungen war das Lotto ganz in den Hintergrund getreten.

Da stellte sich eines Abends ein Mensch von herabgekommenem Aussehen und fremder Aussprache im Hause der Pampaloni ein und fragte nach ihrem Sohn. Die Frau, die gleich nichts Gutes ahnte, verweigerte die Auskunft, aber der Fremde wußte den Weg in die Werkstatt am englischen Friedhof zu finden, und am Abend, als es dunkelte, hängte er sich dem heimwärts schlendernden Pietro an. Dem erzählte er, daß er durch fortgesetztes Studium und Nachtwachen ein untrügliches ‚philosophisches System' entdeckt habe, mittelst dessen man in kurzer Zeit reich werden könne, und daß er zu Fuße damit vom Tessin herübergewandert sei, weil ihm die unverständigen Gesetze der Schweiz nicht gestatteten, seine Erfindung zu verwerten. Pietro, der sich immer gern an tönenden Worten berauschte, horchte schon bei dem ‚philosophischen System' hoch auf und verlor gleich den Kopf, als er hörte, daß es sich um eine aus den neunzig Nummern des Lotto gebildete Zahlenarabeske handelte, die in mehrmaligen Verschiebungen durchgespielt, am Ende einen ungeheuren Gewinnst ergeben mußte. Der Fremde kam eben von Neapel, wo er das Glück auf eigene Hand versucht hatte, aber in letzter Stunde waren ihm die Mittel ausgegangen, er konnte das Spiel nicht vollenden, da ihm niemand das Geld leihen wollte. Wut und Verzweiflung warfen ihn aufs Krankenlager, und als er nach Wochen das Spital verließ, war das neidische Glück an ihm vorübergeflogen und schlug ihm noch aus der Ferne ein Schnippchen, denn es wirbelte ihm in einem alten Zeitungsblatt den Be-

weis zu, daß seine Nummern in jener Unglückswoche wirklich herausgekommen waren. Er wickelte eine beschmutzte Nummer des ‚Corriere di Napoli' aus der Tasche, damit Pietro sich durch den Augenschein überzeugen könne. Dem war schon die Einbildungskraft mit der Vernunft davon gelaufen, und ehe sie die Porta al Prato erreichten, hatte er sich mit Leib und Seele dem Tessiner verschrieben.

Als die Pampaloni ihren Sohn in Gesellschaft des Fremden vorübergehen sah und die Zahlen hörte, die zwischen ihnen hin und her schwirrten, hatte sie ein Gefühl, als tue sich der Abgrund vor ihr auf. Sie schlich den beiden heimlich bis zum Café Svizzero nach und sah drinnen ihren Pietro sitzen, der sich heftig das braune Haar zerwühlte und mit gerunzelter Stirn auf einen Papierfetzen starrte, den er eilig mit Zahlen vollschrieb, während der Fremde neben ihm mit beiden Ellenbogen auf dem Tische lag und eine Schüssel Risotto auf Pietros Kosten mit solchem Ernst und Eifer hinunterwürgte, als käme er aus einer belagerten Stadt. Ein Fiasco Rotwein stand zwischen ihnen, und Pietro führte zuweilen wie im Traume sein Glas zum Mund, dann krallte er die Finger wieder in das braune Kraushaar, und dicke Schweißtropfen fielen auf das Papier, das er anstarrte, als habe er einen Feind vor sich. Der falsche Brillant an seiner zuckenden Hand schoß blaue Strahlen, die sich der armen Mutter wie Dolche ins Herz bohrten. Hätte sie mehr Phantasie besessen, so würde sie den Versucher an seiner Seite mit dem buschigen, roten Haar für die leibhaftige Verkörperung des Bösen angesehen haben, doch für eine solche Vorstellung war ihre Sinnesart zu nüchtern. Aber ihre Lippen bewegten sich wie von selbst und, als ob ein Unglücksvogel aus ihr spreche, mußte sie immerfort leise vor sich hinsagen: Das nimmt ein böses Ende.

Als Pietro nach Hause kam, gab es eine Szene. Aber diesmal kroch der Sohn nicht wie sonst unter Versprechungen, die er nicht halten konnte, zu Kreuz, sondern er setzte den Vorstellungen

seiner Mutter eine ihm sonst unbekannte, sanfte Festigkeit entgegen. Er ließ sich sogar herbei, ihr das untrügliche philosophische System des Fremden zu erklären, aber was verstehen Frauen von Philosophie?

Die Pampaloni wiederholte nur immer flehentlich aber mit dummer Hartnäckigkeit: Ach Pietro, Pietro, denk an dein Versprechen, bis der Sohn die Geduld verlor und mit der Faust auf den Tisch schlug:

Ich habe nie versprochen, mein Geld nicht in Zins zu geben.

Da dachte die Mutter einen letzten Trumpf auszuspielen, sie trat dicht vor Pietro hin, sah ihm starr in die Augen und sagte bedeutsam:

Hast du schon vergessen, wohin dich deine Spielwut geführt hat?

Aber der Vorwurf wirkte nicht, Pietro schlug ein höhnisches Gelächter auf und antwortete:

Mutter, seien Sie nicht zu streng. Woher kommen denn die Zigarren, die ich jeden Tag auf meinem Nachttischchen finde?

Die Mutter schlug beide Hände vors Gesicht und sank in einen Stuhl.

O Pietro — ist das der Dank? — Ich tat es um deinetwillen —

Gut, und ich tue es um Euretwillen, war Pietros ungeduldige Antwort, mag ein Hund so länger im Taglohn arbeiten und sich von den Abfällen fremder Herrschaften nähren. Ich will mich und Euch reich machen — ja, das will ich.

Unaussprechliche Gedanken drängten sich im Geiste der Mutter, aber sie rangen sich nicht zur Klarheit durch; Pietros Vorwurf blieb auf immer als etwas Ungeheuerliches und Unverständliches in ihrer Seele zurück.

Sie brachte der Madonna abermals eine Kerze, noch dicker und schwerer als die erste, aber die Kraft des Wunders war erschöpft. Pietro spielte, und sein Unstern wollte, daß er erst ein paar Scudi gewann. Die nächste Woche verdoppelte er den Einsatz und ver-

lor, die Woche darauf wiederholte sich dasselbe und so fort, bis das ganze System durchgespielt und Pietro um den Ertrag der letzten arbeitsamen Monate ärmer war. Da ließ er sich von seinem Brotherrn einen Vorschuß geben und begann wieder von vorne, denn es ist ja nicht gesagt, daß Nummern schlecht sind, wenn sie nicht gleich das erstemal herauskommen; nur daß er jetzt schon mit einer viel höheren Summe anfing, er mußte ja nicht nur gewinnen, sondern auch das Verlorene wieder einbringen. Doch das Lotto kümmerte sich nicht um Rechnungen und Voraussetzungen, es warf seine Nummern heraus, wie die blinde Laune es wollte, — gerade und ungerade, ohne zu fragen, ob sie mit dem System des armen Pietro stimmten, das doch auf dem Papier aufging wie ein Rechenexempel in der Schule. Zuweilen neckte das Glück den verzweifelten Spieler, indem es ganz nah an seiner Nase vorüberstrich, so daß seine Nummern nur annähernd, oder auch genau, aber in veränderter Reihenfolge herauskamen. In Pietros Adern raste ein Fieber, den Mißerfolg schlug er gar nicht an, er war überzeugt, daß das System sich erst beim drittenmal bewähren werde, aber er hatte kein Geld mehr, und niemand wollte ihm borgen. Der künftige Schwager, an den er sich in seiner Not wandte, zuckte bedauernd die Achseln, sein Brotherr verweigerte einen ferneren Vorschuß, ehe der erste durch Arbeit gedeckt sei. Und immer ging sein böser Geist neben ihm in Gestalt des Tessiners und beteuerte, wenn er bis zum nächsten Samstag zweihundert Lire aufbringe, so sei ihrer aller Glück gemacht. Der Qualgedanke ließ Pietro nicht mehr aus seinem Bann, die zweihundert Lire wurden ihm zur Zwangsvorstellung, sie schwebten ihm körperhaft vor, wie der Dolch Macbeths, er meinte sie des Nachts auf seiner Decke liegen zu sehen in Gestalt eines abgegriffenen Bankscheins, aber der Samstag rückte näher und näher, ohne daß er ein Mittel fand, das Geld zu erhalten. Er wußte, daß seine Schwester auf der Post noch eine Summe liegen hatte, die ungefähr seinem Bedürfnis entsprach, aber Cherubina hatte

von jeher jede Anspielung auf diese Summe kurz und trocken abzuschneiden gewußt. Pietro wehrte sich eine ganze Woche lang gegen die Versuchung, die von der unverschließbaren Kommode ausging, aber als es Samstag wurde und der Stundenzeiger gegen Mittag vorrückte, da konnte er sich nicht mehr halten. Sollte er denn wegen eines kleinlichen Bedenkens sein eigenes und der Seinigen Glück verscherzen? Er benutzte eine kleine Abwesenheit der Schwester und brachte das Sparkassenbüchlein an sich, mit dem er auf die Post rannte. Dort hatte er einen Bekannten an der Kasse, den er auch ohne Cherubinas Unterschrift überrumpeln zu können hoffte. Aber der Zufall wollte, daß dieser sich einen Augenblick entfernt hatte; sein Stellvertreter drehte das Büchlein um und um, sah Pietro scharf an und sagte:
Sie sind doch nicht Cherubina Pampaloni?
Cherubino, Cherubino, berichtigte Pietro entschlossen.
Während nun der Beamte, der etwas kurzsichtig zu sein schien, das Heftchen seinen Augen näher führte, kam eben der Kassierer zurück und begrüßte den Ankömmling mit einem lebhaften:
Ah, Herr Pietro! Wie geht's? Geht's gut? — Danke, mir auch.
Als der andre den Namen Pietro hörte, sagte er zwar kein Wort, doch er drückte die Augen ein, blinzelte seinen Vorgesetzten an und zog sich vom Schalter zurück.
Aber das Spiel war schon verloren. Der Kassierer hörte die Erfindung, die Pietro trotz seiner Verwirrung noch geläufig genug vortrug, mit Wohlwollen an und bedauerte nur, daß die Kasse im Augenblick leer sei. Pietro möge sich in einer Stunde wieder herbemühen und auch die Unterschrift der Schwester mitbringen — nur der Ordnung wegen.
Es schlug zwölf Uhr, als Pietro wieder auf der Piazza stand, das Sparkassenbüchlein in der Hand. Noch eine Stunde, so waren die Lottobüros geschlossen und sein Glück unwiederbringlich verscherzt. Er wollte schon im Zorn das nutzlose Büchlein von sich schleudern, da fiel ihm seine Mutter ein, die doch immer zu

ihm gehalten hatte. Er rannte atemlos auf den Corso Vittorio Emmanuele ins Haus der Signora Carolina, wo ihm die Mutter bestürzt über sein Ungestüm die Tür öffnete. St! sagte sie, unsre Signora fühlt sich heute sehr unwohl — und zog den Sohn in die Küche.

Dort erst gewahrte sie das Büchlein in seiner Hand.

Oh, Pietro! sagte sie vorwurfsvoll und brachte vor Kummer sonst kein Wort hervor.

Aber der Sohn redete heftig auf sie ein, daß sie ihm die Unterschrift der Schwester schaffen müsse, noch vor Abend könne er die Summe zurückzahlen; wenn er nicht binnen einer halben Stunde das Geld habe, so gehe er in den Arno.

Während er noch sprach, öffnete sich die Küchentüre, und Signora Carolina erschien im Morgenrock auf der Schwelle.

Sie hielt einen Zweihundertlireschein der Nationalbank in der Hand und sagte in ihrer sanften Weise:

Palmira, geht doch gleich und laßt mir den Schein wechseln, ich habe Eile.

Pietro hatte sich bei ihrem Eintritt gefaßt und höflich den Hut gezogen, denn seine guten Manieren verließen ihn nie, aber seine Augen warfen beim Anblick des Scheins verdächtige Strahlen.

Ich werde ihn wechseln lassen, Signora, sagte er zuvorkommend, während diese schon wieder die Türe hinter sich schloß, und wollte den Schein vom Küchentisch nehmen, aber seine Mutter kam ihm zuvor und riß das Papier an sich.

Den Schein her! rief er mit heiserer Stimme und rang mit der Mutter, die ihn mit Gewalt zurückstieß.

Willst du im Zuchthaus enden? flüsterte sie mit erstickter Stimme.

Ein stummer, verzweifelter Kampf entstand. Pietro gewahrte nicht, daß er der eigenen Mutter die Kehle zudrückte, er hörte nur den Schlag der Uhr, die drei Viertel auf ein Uhr verkündete.

Die Kräfte der alten Frau ließen nach, der Schein entglitt ihren Händen, die nach dem Hals fuhren, sie stöhnte: Hilfe! Hilfe! Er erwürgt mich! und taumelte dem herbeigeeilten Signorino in die Arme.

Der Kranke warf sich ungeachtet seiner Körperschwäche auf den Angreifer, der soeben mit seinem Raub die Türe gewinnen wollte, aber Pietro versetzte ihm einen Riesenfaustschlag auf den Kopf, daß er zu Boden stürzte und regungslos liegen blieb. Während ihm Geschrei und Tritte folgten, gewann Pietro das Freie, rannte keuchend und ohne Hut, noch immer von seiner fixen Idee gehetzt, zum nächsten Lottobüro, das schon geschlossen war. Dort erst kam er zur Besinnung. Er sah mit Entsetzen den Schein in seiner Hand und sagte noch atemlos zu zwei Carabinieri, die ihm entgegengetreten waren:

Verhaften Sie mich, ich habe einen Menschen erschlagen.

*

Die Mandelbäume blühten schon, als Pietro seine Strafe abgebüßt hatte.

Unterdessen war neues Kreuz über die Pampaloni gekommen. Der Signorino hatte sich zwar von jenem Schlag erholt, ohne weiteren Schaden zu nehmen, aber Signora Carolina vermochte es trotz ihrer Herzensgüte nicht über sich, die Mutter eines solchen Sohnes länger in ihrem Dienste zu behalten, und Palmira verließ reichbeschenkt, aber unter Schluchzen ein Haus, aus dem sie zwar im Lauf von sechs Jahren vieles hinweggetragen hatte, dem sie sich aber doch durch Bande der Gewohnheit und Dankbarkeit verknüpft fühlte. Sie mußte in einen viel geringeren Dienst treten, denn der harte Winter war gerade vor der Tür und die Familie ohne Haupt und Stütze. Sie trug jetzt den Marktkorb selbst und dachte nicht mehr an ihre Stellung, man konnte ihr sogar ohne Hut auf der Straße begegnen, ja es war am Ende

gar kein Unterschied mehr zwischen ihr und der Teresa, so tief hatte der Kummer um den Sturz ihres Lieblings ihr Gemüt gebeugt.

Auch war die Heirat Cherubinas zu Wasser geworden. Er wolle warten, bis der Schwager in Freiheit sei, hatte Antonio zartfühlend auf Palmiras Drängen geantwortet, aber sein Benehmen wurde so diplomatisch, daß man einsah, er wolle mit einer Familie, die die Jettatura auf dem Hals hatte, nichts weiter zu schaffen haben.

Die Cherubina sagte kein Wort, aber sie ging herum wie ein Schatten. Da kam eines Abends, als das Mädchen allein war, die Teresa verstohlen über die Treppe gehuscht, denn in Anwesenheit der Frau Palmira betrat sie das Zimmer nicht, und raunte der Cherubina zu:

Er geht jeden Tag mit einem Sträußchen im Knopfloch am Fenster der Elvira vorüber. Ich mußte es dir sagen, damit du weißt, wie du dran bist.

Daraufhin hatte Cherubina den Bräutigam in einem erzürnten Schreiben zur Rede gestellt und ihn aufgefordert, sich persönlich zu verantworten, aber er regte sich nicht. Sie verfaßte noch mit Hilfe einer schreibekundigen Vertrauten, die auch in der Romanliteratur bewandert war, eine Reihe von Schmähbriefen, worin sie drohte, ihn und die Rivalin zu erdolchen, aber auch dieser gehobene Stil vermochte die erloschene Flamme seiner Liebe nicht mehr anzublasen.

Da er fortfuhr zu schweigen, räumte die praktischere Mutter die Aussteuer zusammen und speicherte sie in dem entlegensten Winkel des Hauses auf. Das zweischläfrige Bett mit der schön gesteppten Decke und dem in langen Winternächten gehäkelten Spitzenüberwurf, das einzige Stück Hausrat, was nach toskanischem Brauch die Braut dem Bräutigam zubringt, wurde abgeschlagen und wanderte zum Möbelhändler zurück. Doch von Stunde an versank das Mädchen in Trübsinn, sie saß halbe

Tage auf einem Fleck, ohne zu arbeiten, verweigerte die Nahrung, und ihr Äußeres zerfiel sichtlich.

Frau Pampaloni führte sie nicht nur zu den bekanntesten Quacksalbern und Wunderärzten, sondern auch zu den wissenschaftlichen Größen, aber Wissenschaft und Magie waren gleich machtlos: Cherubina vermochte ohne Antonios Liebe nicht zu leben. Die unglückliche Mutter wußte nicht mehr, an welche Türe klopfen, und entschloß sich in ihrer Not zu einer neuen Spende für die Madonna. Da sie aber der Santissima Annunziata noch wegen der letzten Fehlbitte grollte, trug sie diesmal ihre Kerze in den Dom und flehte zur heiligsten Empfängnis, daß sie des Mädchens Gedanken von dem Unwürdigen abwende; sie wolle ihr dafür, sobald sie wieder bei Geld sei, ein silbernes Herz stiften. Cherubina kniete daneben und durchkreuzte insgeheim das mütterliche Gebet, indem sie der Heiligen noch viel größere Gelübde tat, damit sie ihr den Antonio zurückführe: wenn die Kerze unter den Händen des Kirchendieners gleich hell aufflammte, wollten beide es für ein Zeichen der Gewährung ansehen. Aber sei es, daß der Docht zu kurz war, oder daß die Madonna nicht wußte, welches von den beiden Gebeten erhören, das Licht schwankte ängstlich im Luftzug, und als der Diener nachhelfen wollte, verlöschte es ganz. Cherubina schlug mit einem Schrei zu Boden und mußte unter Zuckungen aus der Kirche getragen werden. Von da an öffnete sie den Mund nur noch zu Wein- und Lachkrämpfen, und ihr Zustand verschlimmerte sich so, daß die Ärzte auf Überführung ins Irrenhaus drangen, aber die Mutter wehrte sich aus allen Kräften. Sie wollte sich ihr letztes Kind nicht auch noch vom Staate rauben lassen, und mit Hilfe einer wundertätigen Nonne, welche in die Zukunft zu blicken vermochte und daselbst allem bösen Schein zum Trotz Cherubina an Antonios Seite sah, gewann man so viel Einfluß über die Kranke, daß sie vom Bette aufstand und wieder Nahrung zu sich nahm. Aber da sie in all dieser Zeit keine Arbeit mehr abgeliefert hatte, zerstreute

sich die Kundschaft, und der zerrüttete Haushalt der Pampaloni ging vollends aus dem Leim.

In solcher Verfassung fand Pietro die Familie bei seiner Rückkehr.

Er sah bleich und gedunsen aus, sein schönes Haar war geschoren, die Bewegungen schwerfällig, und ein skeptisches Lächeln stand bleibend um seinen Mund.

Ich hab' es jetzt ergründet, es ist alles nichtig, sagte er zu seiner Mutter, Kabbala und Philosophie, hohl, hohl wie ein ausgeblasenes Ei — er ahmte verächtlich die Gebärde des Ausblasens nach. — Das große Nichts regiert die Welt.

Noch im Gefängnis hatte er erfahren, daß der Tessiner ihn betrogen hatte, da die Nummern, um deretwillen er beinahe einen Mord begangen, doch nicht herausgekommen waren, und mit diesem Glauben war der letzte Faden gerissen, der ihn an eine sittliche Weltordnung knüpfte. Aber nicht sich und seine Leichtgläubigkeit klagte er an, sondern die Ungerechtigkeit des Schicksals und der menschlichen Einrichtungen. Fortan sah er in der Gesellschaft nur eine große Räuberhöhle, wo bei jedem Tritt Versenkungen drohen, und ein Gimpel, wer da glaubt, daß der gerade Weg der beste sei, und ehrliche Arbeit zum Wohlstand führe! — Jeder gegen den andern und der Staat gegen alle!

Solche Sprüche hatte er im Gefängnis von anderen Sträflingen gelernt und führte sie nun immer im Mund, ohne zu fragen, ob sie auf seinen Fall paßten, denn er war dort in eine Gesellschaft von Weltverbesserern geraten, die ihn in die anarchistische Weltanschauung einweihten, und da sein Weizen in der Kabbala und Philosophie nicht hatte blühen wollen, versuchte er sich jetzt in der Sozialpolitik. Hatte er sich zuvor verpflichtet geglaubt, seiner Familie durch einen großen Wurf den Wohlstand zu bringen, so schrieb er jetzt die ganze Menschheit in sein Schuldbuch, was noch bequemer war und ihn der kleinlichen Lebenssorge überhob. Er ließ sich von der Mutter füttern, lungerte den

ganzen Tag vor der Haustüre herum und setzte den Nachbarn in freien Vorträgen das Recht auf Brot und Arbeit auseinander. Da kam es häufig zu erregten Wortgefechten, die jedoch niemals ins Gefährliche ausarteten, wiewohl man den Lärm straßenweit hörte, weil es jedem weniger um die Sache zu tun war, die er verfocht, als um die Gelegenheit sich im Reden zu üben. Aber Pietro trumpfte alle nieder, und Frau Pampaloni pflegte mit kummervoll gefalteten Händen zu sagen: Hätte er nur studieren können, er wäre Advokat und Deputierter geworden bei seinem Genie.

Darüber war der Juni gekommen, Florenz raffte sich aus seinem Dämmerschlaf auf und rüstete mit aller Macht für die Garibaldifeier. In jedem Hause sorgte man für Beflaggung und Beleuchtung, auch die Ärmsten wollten nicht zurückbleiben, denn, sagte Pietro, ein Volk, das seine großen Männer nicht ehrt, verdient nicht, daß es ihm wohlergehe. Er selbst hatte seine Trägheit abgeschüttelt und rannte mit Pinseln und Farbenschalen Treppen auf und ab. Sein Kunsttrieb war wieder erwacht, er malte eine Leuchtschrift mit dem Löwen von Caprera, bestrich Fahnenstangen und verteilte die Näpfchen mit Öl in schönen Arabesken über die ganze Stirnseite des Hauses. Auch in Cherubina war Leben gekommen, sie hatte rote Garibaldinerblusen und dreifarbige Fahnen zu nähen und vergaß ein wenig ihren Liebesgram. Das Schönste aber war, daß auf diesen Tag auch die Teresa ihren Groll fahren ließ und wieder einmal in die Wohnung zu ebener Erde herunter kam wie in alten Zeiten. Ja, sie ließ sich sogar von Pietro ihr Ölnäpfchen füllen und an den Platz bringen, denn sie waren ja doch alle Italiener.

Auch die gute Frau Pampaloni hatte der Freudentaumel ergriffen, sie zog mit ihrer Tochter und der wiedergefundenen Teresa durch die beleuchteten Straßen, alle drei Arm in Arm und fest zusammengedrängt, damit der wogende Menschenschwarm sie nicht trenne. Trotz der atemraubenden Enge wurde auch kein Hut be-

schädigt und kein Sträußchen zerknickt. Niemand stieß und drängte, niemand trat dem Nachbarn auf den Fuß, alle hielten die Ellbogen an den Leib gepreßt, und die kleinsten Kinder konnten sich ohne Gefahr zwischen den Beinen der Erwachsenen bewegen. Florenz bewährte einmal seinen Ruf, die Stadt der Artigkeit zu sein. Wenn die zusammengeknäuelte Menschenmasse irgendwo das Vorwärtskommen sperrte, so trippelte jung und alt stehend den Takt der Garibaldihymne mit, die straßenauf und -ab über die Häupter der Menge hin mit ihren starken Flügelschlägen rauschte, alle Füße sich nach ihrem Takt zu regen, alle Herzen nach ihrem Takt zu schlagen zwang. Wenige dachten zwar an die weltgeschichtliche Bedeutung dieser roten Hemden und zerlöcherten Fahnen, aber unbewußt lag es über den Massen wie eine brüderliche Freude und selige Weltversöhnung, die sich in ungeheurem Jubelgeschrei Luft machte, als ein schwarzlockiger Bursch im roten Hemd sich an dem neuenthüllten Standbild emporschwang und einen Kuß auf seinen ehernen Mund drückte. Sogar die Polizei lernte an jenem Tag an Menschenwürde glauben, denn es war während der Feststunden, obwohl die meisten Häuser unbewacht standen, in der ganzen Stadt kein Diebstahl begangen und kein Einbruch versucht worden.

Auf dem Heimweg begegneten die drei Frauen den schwarzen Brüdern der Misericordia, die im Schnellschritt mit einer wachstuchverhüllten Trage aus einer dunkleren Seitengasse nach den flammenden Häuserzeilen von Borgognissanti einbogen. Die Menge öffnete einen weiten Durchgang, und Frau Palmira wandte rasch die Augen ab, denn sie mochte sich nicht daran erinnern lassen, daß es auch heute Kranke und Unglückliche gab. Kein Zucken ihres feinfühligen Mutterherzens sagte ihr, daß es ihr Pietro war, ihr Schmerzenskind, das die schwarzen Brüder sterbend vom Pflaster weg nach dem Spital von Santa Maria Nuova trugen. —

Wie der Streit entstanden war, das wußten die Beteiligten nachher selbst nicht mehr. Der Wirt aus der nahen Osteria konnte

nur angeben, daß Pietro, schon als er die Stube betrat, nicht mehr fest auf den Beinen gewesen. Ein paar Droschkenkutscher und der schöne Oreste hatten ihn an ihren Tisch gerufen, wo sie gemeinsam einen Fiasco leerten. Man hatte ihn mit allerhand Schraubereien gehänselt und wollte ihn veranlassen, seine Weltverbesserungstheorien zum besten zu geben, aber Pietro in seiner gehobenen Stimmung nahm die Späße übel. Doch erregter war das Gespräch erst geworden, als sich auch jener rothaarige Tessiner dazu fand, der seinen Handel mit Glücksnummern noch immer so schwunghaft trieb. Da waren beleidigende Worte gefallen, und als Pietro mit einem Stuhlfuß auf den gänzlich betrunkenen Oreste eindrang, der die Partei des Schweizers genommen hatte, war der Wirt eingeschritten und hatte die Herren ersucht, ihren Streit im Freien auszumachen. Aber kaum hatte er seine Lichter gelöscht, als ihn lautes Geschrei auf die Straße rief, und er kam eben recht, um den verwundeten Pietro in seinen Armen aufzufangen.

Wer den Stoß geführt hatte, konnte niemand sagen, aber er war gut gezielt. Als der Spitalarzt die Wunde untersuchte, stand es deutlich auf seinem Gesicht: Der ist geliefert! — und er gab sich auch keine Mühe, diese Überzeugung zu verbergen. Pietro verfolgte mit zusammengepreßten Lippen und halbgeschlossenen Lidern alle seine Bewegungen, aber er sprach kein Wort.

Im Morgengrauen standen Mutter und Schwester am Bette des Sterbenden, und ihr Jammern übertönte noch die wilden Delirien eines Typhuskranken, der im Bette nebenan lag. Einer der Krankenwärter war der Palmira Brudersohn, und durch ihn hatten die beiden Frauen den Zutritt erwirkt; auch die Teresa war mitgekommen und schluchzte auf der Schwelle.

Pietro atmete schwer, aber er hatte noch ein Wort zu sagen. Seit er die Nummern zu Häupten seines Bettes gesehen, waren alle seine Gedanken auf einen Punkt gespannt, sie hatten die ganze Nacht hindurch mit dem Tode gerungen und arbeiteten noch auf seinen halberstarrten Lippen. Die Mutter bog sich über ihn, um

dieses Wort zu erhaschen, sie konnte ihn lange nicht verstehen, dann aber fuhr sie schreiend zurück und warf sich in die Arme der Teresa.

Jetzt rief der Sterbende durch einen Blick die Schwester heran und flüsterte mit äußerster Anstrengung in ihr Ohr:

Spielen! — Blut — bringt Glück! — Ihr müßt spielen auf meinen Tod.

Pietro! Pietro! rede nicht so! schluchzte die Schwester, du wirst ja wieder genesen. — Ach Pietro, wie soll ich denn zu den Nummern kommen?

Die andern verstummten und traten näher an sein Bett.

Pietro machte mit dem Kopf eine halbe Wendung nach dem Täfelchen über seinem Bette, er seufzte, denn das Sprechen verursachte ihm unsägliche Mühe.

Das ist Nummer sieben, sagte der Wärter, der auch herangetreten war.

Pietro nickte.

Und weiter? flehte die Schwester. O Pietro, gib uns die Nummern, und Gott wird dir's lohnen.

Gib die Nummern, mein Sohn, sagte der Kapuziner, der Pietro in der Nacht das Viatikum gegeben hatte und jetzt eben wieder durch den Saal schritt. Gib die Nummern deiner armen bedrängten Familie und erwirb dir das Paradies.

Es war ganz still geworden in dem langen Saal, wo die verlöschenden Lämpchen neben den eisernen Bettgestellen flackerten, und die Dämmerung einen fahlen Schein auf die kahlen, getünchten Wände warf. Selbst der Fieberkranke schien die Schwere des Augenblickes zu empfinden, denn er hatte seinen lauten Gesang auf eine Weile eingestellt. Von rechts und links hoben sich bleiche, eingefallene Gesichter von den Kissen und lauschten andächtig nach dem Lager Pietros hinüber.

Sechsundvierzig, flüsterte dieser jetzt vernehmlich, daß man es durch den halben Saal hören konnte.

Das bedeutet eine Stichwunde, erklärte die Teresa den andern, stolz auf ihre Wissenschaft.
Und dreizehn! setzte der Sterbende hinzu, und man konnte sehen, welche Überwindung es ihm kostete, die verhängnisvolle Zahl auszusprechen.
Die Mutter schrie abermals laut auf, die andern murmelten die drei Zahlen durcheinander, die Köpfe der Kranken fielen zufrieden auf die Kissen zurück.
In diesem Augenblick war der diensttuende Arzt eingetreten.
Was soll der Unfug? sagte er barsch. Was haben die Weiber hier zu schaffen? Sorgt, daß sie sogleich entfernt werden.
Sieben, sechsundvierzig, dreizehn, war die verwirrte Antwort des Aufsehers.
Der Spitalarzt machte mit der Hand unbarmherzig ein Zeichen nach der Türe.
Aber im Weiterschreiten schrieb er schnell die Nummern in sein Taschenbuch.
Die Frauen wurden durch die Wärter hinausgeführt, wie sehr auch die unglückliche Mutter sich dagegen stemmte, und noch ehe sie die Straße erreichten, wo noch im Morgendämmern singende Gruppen mit der Garibaldihymne vorüberzogen, hatte Pietro sein junges Leben verhaucht.
Ein paar Tage später machte eine wundersame Begebenheit durch alle Blätter die Runde: Pietro hatte im Tode sein Versprechen, daß er das Glück der Familie gründen wolle, wahr gemacht, seine drei Nummern waren herausgekommen! Die Freudenbotschaft brachte die ganze Via della Scala auf die Beine, die Nachbarschaft drang im Haus der Pampaloni ein, die noch tief in ihren Gram versunken war, und nötigte der ganzen Familie Rizinusöl auf, per levarsi la gran passione, um sich von dem großen Schmerz zu befreien, wie die Florentiner sagen.
Cherubina nahm ihren Antonio, dessen Reue ihr schon durch die Nonne verbürgt war und nun auch durch ihn selbst bestätigt

wurde, zum Gatten. Sie sind jetzt wohlhabend, Frau Palmira geht wieder sorgfältig gekleidet und im Hut; den Dienst und die tiefen Taschen hat sie aufgegeben. Aber ihre Haltung ist gebückt und ihr Haar gebleicht, heimlich zieht sie's ihrem Liebling nach. Die Kinder dagegen leben im Schlaraffenland, sie haben das Höchste erreicht, was sie sich von menschlicher Glückseligkeit denken können, sie sind ‚Signori' geworden, das heißt: sie essen gut, sie trinken gut, gehen immer schön gekleidet, fahren sogar am Sonntag in den Cascinen und brauchen nichts zu arbeiten, solang der Glückssäckel, der nicht unerschöpflich ist, ausreicht. Antonio schlendert, die Zigarre im Mund, nach dem Kaffeehaus hin und zurück und ist glücklich, denn er weiß, daß ihn die ganze Nachbarschaft beneidet, Cherubina sitzt den ganzen Tag mit Reismehl bestreut am Fenster, sieht die Leute vorübergehen und ist gleichfalls glücklich. Verflossenen Allerseelentag sind sie alle zusammen zu ihrem Pietro nach Trespiano hinaufgewandert, und nachdem den Pflichten der Pietät genügt war, hielten sie ein vergnügtes Festmahl vor den Kirchhofmauern ab, denn drinnen auf den Grabsteinen zu tafeln, wie es die geringen Leute tun, das ginge gegen ihr Gefühl und ihren Stand. Die Teresa, für deren Fortkommen auch gesorgt ist, war mit dabei, sie aßen kaltes Huhn, Salat und Eier, tranken einen Fiasco Rotwein dazu und waren so guter Dinge, daß sich auch der stille Pietro drunten in seinem Grabe über das Glück der Seinigen gefreut haben muß.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Pensa

Die Fenster des Krankenzimmers waren weit geöffnet und ließen die warme Frühlingsluft herein, die sich schon mit dem Blütenduft vom Viale her mischte. Die kleine Jessie, heute zum erstenmal fieberfrei, saß im Bettchen aufgerichtet und zupfte mit ihren spitzigen Fingerchen abgeschälte Hautfetzen von ihren mageren wachsweißen Händchen und Ärmchen los. An dieser wunderlichen Unterhaltung mußte sich auch die junge Kinderwärterin beteiligen, die an ihrem Bette saß und ein Mal übers andere im Sitzen einnickte, denn sie war zwölf Nächte nicht aus den Kleidern gekommen. So oft sie aber ihr blasses Gesicht auf die Kissen niederfallen ließ, wurde sie von der Kleinen mit dem ungeduldigen Ruf: Pensa! Aber Pensa! weggestoßen und emporgezerrt, um dann gleich auf der anderen Seite wieder wie ein toter Körper vornüberzufallen.

Diese Ermattung schien sich allmählich dem ganzen Raume mitzuteilen. Die Bilder an der Wand, vom vollen Sonnenschein getroffen, blinzelten schläfrig, der hohe grüne Wandschirm zwischen Bett und Türe nickte so im Stehen ein, die Möbel knackten, als wollten sie sich recken und dehnen, und das kattunbezogene Kanapee in der Ecke sah aus, als werde es gleich alle viere von sich strecken. Auch die übellaunige kleine Rekonvaleszentin gab den nutzlosen Kampf auf und schlummerte selber ein, wobei die Schweißperlen auf ihre blasse Stirn traten. Die Wärterin aber ließ den Kopf wohlig über die scharfe Kante des Stuhlrückens herabhängen, ohne von seiner Härte eine Empfindung zu haben. Nur der Tanz der Sonnenstäubchen in dem stillen Gemach dauerte

fort, und ein paar Mücklein, die kümmerlich in den Vorhangfalten überwintert hatten und bei dem ersten warmen Sonnenblick wieder hervorgekommen waren, schwirrten in der Helle umher, wie um zu beweisen, daß es sich doch verlohnte, das bißchen Leben gerettet zu haben.

Die goldene Standuhr, die so viel bange Stunden gezählt hatte, stand heute zum erstenmal still, daß es schien, als halte die Zeit den Atem an, um den erquickenden Schlaf der Kranken und der Gesunden nicht zu stören. Sie war daher auch nicht imstande, anzugeben, wie lang dieser Schlummer gedauert hatte, doch mußte es eine ziemliche Weile gewesen sein, denn die Sonne hatte unterdessen Zeit gefunden, ihren Platz zu wechseln, und den hellen Streif, worin die Mückchen und Stäubchen tanzten, an die andere Seite des Zimmers zu verlegen.

Mit einemmal ward die Stille durch eine Klingel von der Gangtüre her unterbrochen. Schritte und Stimmen kamen über den Flur, die Tür ging nicht eben geräuschlos auf, und ein schöner junger Mann in der Uniform eines Stabsarztes erschien auf der Schwelle. Ihm folgte die Mutter der kleinen Patientin, eine Frau mit harten männlichen Zügen und strengen blauen Augen, jener Art von Augen, die nicht bezaubern, sondern gebieten wollen und die ihre Inhaberin ohne weiteres als Britin kenntlich machen.

Pensa war in die Höhe gefahren und stand ergebungsvoll mit gefalteten Händen am Bettende. Ihr Gesicht war mit Purpur übergossen, und die vom Schlummer erfrischten Augen leuchteten. Auch die Kleine war erwacht und lächelte ihrem Doktor zu, der es so gut verstanden hatte, sich in ihre Gunst zu schmeicheln, daß sie sich von ihm jederzeit geduldig den Löffel in den Mund stecken ließ und ohne Widerspruch die Medizinen schluckte, die er verschrieb. Freilich in den Augen ihrer Wärterin war dabei wenig Verdienst; Pensa würde mit Freuden Gift genommen haben, wenn er es der Mühe wert gehalten hätte, ihr welches zu verordnen.

Sie hatte auch Ursache, ihn zu verehren, den schönen jungen

Doktor mit den goldenen Litzen auf dem Ärmel, der immer so freundlich mit ihr sprach und keine Gelegenheit versäumte, ihr etwas Gutes zu tun. Während Jessies Krankheit hatte sie ihn sogar einmal zu der Mutter ihrer Patientin sagen hören: Signora, an diesem Mädchen haben Sie ein Juwel gefunden. — Ein Juwel! Ihr Leben lang hatte noch niemand die arme Pensa ein Juwel genannt, sie fühlte sich vor sich selbst emporgehoben und wäre von Stunde an für den Doktor Gusberti vom zweiten Bersaglieriregiment durch Wasser und Feuer gegangen.

Der Doktor fand den Zustand der Kleinen über Erwarten befriedigend, die Abschuppung auf gutem Wege und die Signora, die über Rückenschmerzen klagte, frisch wie eine Rose. Dann wollte er blitzschnell nach der Mütze greifen, um sich zu empfehlen, denn er liebte nicht die langen Krankenbesuche. Aber die Dame legte ihm nachdrücklich die Hand auf den Arm und sagte mit ihrer englischen Aussprache, die auch ein zehnjähriger Aufenthalt in der Toskana nicht zu mildern vermocht hatte:

Gusberti, tun Sie mir noch den Gefallen und untersuchen Sie das Mädchen, ich fürchte, sie wird mir auch krank. Sehen Sie nur, wie sie beständig die Farbe wechselt.

Gusberti hatte auf einmal keine Eile mehr. Er legte die Mütze wieder ab, zog das junge Ding, aus dessen Gesicht jetzt wirklich die Flammen schlugen, mit sich ans Fenster und stellte eine eingehende Untersuchung an. Er hatte eine angeborene Neigung für junge hübsche Mädchen, die er nicht zu verbergen suchte, und wenn er mit einem solchen sprach, gab er seiner Stimme den schmeichelnden Ton, wie ihn Erwachsene gegen hübsche Kinder anzuschlagen pflegen. Von Pensa hegte er überdies die beste Meinung, da er sie so brauchbar und treu am Krankenbette gesehen hatte, also lächelte er sie mit einer unverhohlenen Zärtlichkeit an, die dem guten Kinde wie ein Blick ins Paradies erschien, und fuhr ihr mit dem Handrücken über das brennende Gesicht. Nachdem er gewissenhaft den Puls befühlt und den Schlund besich-

tigt hatte, knöpfte er mit einer Art, die keinen Widerspruch zuließ, ihr Leibchen auf und zog das grobe, doch zum Glück saubere Hemd etwas über die Achsel herunter, um sich zu überzeugen, daß kein Scharlach im Anzug sei. Hals und Schultern waren blendend weiß und aus dem festen Stoff, dessen Poren an das Korn des Marmors erinnern, und der kindliche Schnitt eines kleinen grauen Miederchens mit Achselträgern konnte die darunter schwellende Fülle nicht mehr verbergen.

Gott, wie schön du bist, kleine Pensa! rief Gusberti mit unbefangenem Entzücken, indem er zwei Schritte zurücktrat.

Das Mädchen zog in der Verwirrung die Schultern herauf und wollte sich wieder verhüllen, aber Gusberti ließ es nicht zu, ehe er sich durch den Augenschein von der völligen Abwesenheit jedes Ausschlags überzeugt hatte. Doch tat er dies auf so schickliche Weise, daß auch die Padrona, welche danebenstand, keinen Anlaß zur Mißbilligung fand. Er verordnete gründliches Ausschlafen und guten alten Wein zur Stärkung und wollte dann eilig davonstürmen, aber die Signora rief ihm unter der Türe nach:

Und Ihre Mütze, Gusberti? Wollen Sie denn barhäuptig fort?

Er griff an den Kopf – richtig, die Mütze fehlte. Wo hatte er sie nur hingelegt? Pensa half ihm suchen, und bei dieser Gelegenheit konnte er es nicht lassen, ihr in der Ecke heimlich zuzuflüstern:

Dir fehlt nichts, aber mir um so mehr. Pensa, Pensa, du hast mir heute ein Leides angetan. Wer gibt dir denn das Recht so schön zu sein?

Pensa war elternlos und stand unter der Obhut eines geistlichen Verwandten, der seinen Pflichten vollauf genügt zu haben glaubte, als er sie im Haus des Majors Roselli unterbrachte. Sie stammte aus einer jener Soldatenehen, denen zwar nicht der Segen der Kirche, wohl aber die Anerkennung des Staates fehlt. Ihr Vater hatte als Unteroffizier bei den Carabinieri gedient, ein rauher

piemontesischer Ehrenmann, der in seinem Leben nur die eine Ungesetzlichkeit begangen hatte, ihr das Dasein zu geben. Doch führte sie seinen Namen, und er hatte gehofft, ihr dermaleinst als Unterleutnant sogar eine kleine Mitgift zu hinterlassen. Diese Aussicht, zu der ihn seine Verdienste berechtigten, war der Traum seines Lebens; brachte er es bis zum Unterleutnant, so brauchte er auch nicht mehr im Quartier zu schlafen, er konnte ein Familienleben führen und seinem Kind in Wahrheit Vater sein. Seine Frau hatte sich im Dienst herumdrücken müssen und war noch ganz jung wenige Tage nach Pensas Geburt im Spital gestorben. Aus Pietät für die Tote zog er ihre beiden Taufnamen Penelope und Elisa in einen zusammen und nannte das Kind Pensa; vielleicht wollte er auch sein ganzes inniges Gedenken in diesem selbstgeschaffenen Namen niederlegen. Pensa wurde bei guten Leuten im Sienesischen untergebracht, und der Vater sorgte nach Kräften für sie, versäumte auch nie, wenn er Urlaub hatte, sie in Staggia zu besuchen, und der stattliche Mann mit dem stolzen Zweispitz auf dem Kopf und den glitzernden Litzen auf den Ärmeln erschien dem Mädchen wie der liebe Gott auf Erden. Sein ernstes gebräuntes Gesicht und die roten Streifen auf den Beinkleidern flößten ihr eine grenzenlose Verehrung ein, sie war überzeugt, daß es keine edlere und gebietendere Persönlichkeit auf der Welt geben könne als ihren lieben Vater, und ihr innigstes Bestreben ging darauf aus, sich der Ehre ihrer Abstammung würdig zu zeigen. Er war in ihren Augen sogar mehr als der Sindaco des Orts, denn dieser ging im abgeschabten Rock, und auch bei den höchsten Gelegenheiten, wie dem Verfassungsfest und dem Geburtstag des Königs, trug er nichts Buntes als die dreifarbige Schärpe, während ihr Vater bei solchen Anlässen sogar eine große blau und rote Feder auf den Hut zu stecken hatte. Er kam auch nie mit leeren Händen, dieser gute Vater; aber die kleinen Geschenke, die er brachte, waren niemals mädchenhafter Tand, sondern zielten immer in der einen oder andern Form auf eine

sittliche Wirkung ab. Seine größte Furcht war, daß es dem Kinde einst ergehen könne wie der Mutter oder vielleicht noch schlimmer, und er hätte sie lieber weniger hübsch gesehen, obgleich der niedliche Anblick ihn doch immer mit geheimem Vaterstolz erfüllte. Oft sprach er mit ihr von den Gefahren, denen ein unbeschütztes Mädchen ausgesetzt sei, und er pflegte dann halb im Scherz zu sagen: Ich habe dich Pensa genannt, damit du denken sollst, denken, was recht und unrecht ist (von pensare = denken).
Nur brav bleiben, schloß er gewöhnlich seine Ermahnungen, das ist die Hauptsache, dann kommt das Glück von selbst.
Nun, brav wollte sie schon bleiben, das sollte ihr nicht schwer fallen, hatte sie doch an ihrem Vater und den beiden Pflegeeltern das beste Beispiel vor Augen, und daß das Glück auch einmal an sie kommen mußte, daran zweifelte Pensa nicht im geringsten, denn Gott ist ja so gut.
Einst hatte der Vater ihr eine schöne Photographie der Madonna della Seggiola geschenkt und sie dabei ermahnt, sie solle die Heilige jeden Tag bitten, daß sie ihr denken helfe, und wenn einmal das Herz mit dem Verstand durchgehen wolle, dann solle sie nur vor die Madonna treten und sie um Rat fragen; was die dazu sage, das sei gewiß das rechte. Das Bild war Pensas liebstes Eigentum, sie faßte es in einen hübschen Strohrahmen mit himmelblauen Schleifchen, die sie aus ihrer Sparbüchse kaufte, stellte ein Sträußchen steifer, künstlicher Blumen davor, welche nach ihrer Meinung der Madonna viel gefälliger sein mußten als die Blumen vom Felde, die ja gar nichts kosten und gleich verwelken, und machte von nun an all ihre kleinen Angelegenheiten mit der Mutter Gottes aus. Stundenlang konnte sie mit gefalteten Händen vor dem Bilde stehen und den schönen ernsten Knaben anstarren, zu dem sie eine leidenschaftliche Liebe gefaßt hatte, und gern hätte sie die Madonna gebeten, ihr auch einmal das Jesuskind auf den Schoß zu geben, sie wolle es gewiß nicht fallen lassen, aber das ging leider nicht an. Doch zum Lohn für ihre

Frömmigkeit bekam sie von der Madonna ein so reines Herz, daß viele ihre Einfalt für Verstellung hielten.

Schon bei der ersten Kommunion hatte sie das allgemeine Aufsehen erregt: denn als sie im weißen Kleid, von allen Sünden reingesprochen, unter den Mädchen kniete und der Priester sich eben zur Messe anschickte, hörte man plötzlich Pensas Stimme, die in hellem Jammer rief:

Ach, Herr Erzpriester, verzeihen Sie, ich hab' eine vergessen — und unter dem unterdrückten Gekicher der Mädchen und den spöttischen Blicken der Jungen lief das gute Kind aus den Reihen heraus dem Priester nach, um sein Gewissen zu erleichtern.

Warte, warte, liebes Kind, antwortete der, bis ich mit der Messe fertig bin. Knie nur dort vor dem Beichtstuhl nieder, ich komme gleich.

So mußte das unschuldigste Lamm in der ganzen Herde an dem heiligen Ort wie eine Ausgestoßene abseits knien, und in ganz Staggia sprach man noch lange von der großen Sünde der kleinen Pensa, die der alte Geistliche unter dem Beichtsiegel lächelnd mit sich hinwegnahm.

Bald nach diesem Vorfall war ihr Vater gestorben, Pensa mochte damals etwa vierzehnjährig sein, sie wußte es selber nicht so genau. Er hatte sich bei der Verfolgung eines ausgebrochenen Sträflings die Tapferkeitsmedaille und einen Messerstich in die Lunge geholt, von dem es kein Aufkommen mehr gab. Pensa wurde an sein Sterbebett gerufen. Da seine Ehe ungesetzlich gewesen, hatte er ihr trotz der langen Dienstjahre und der goldenen Medaille keine Pension zu hinterlassen — nichts als den ehrlichen Namen, sagte er, den du mir rein erhalten sollst. Denke immer, daß wir uns einmal wiedersehen, und daß ich dann Rechenschaft von dir fordern werde.

Als es schon zu Ende ging und um ihn her die Sterbegebete gemurmelt wurden, hielt er die Augen noch immer auf die Tochter geheftet und flüsterte mit dumpfem, fast drohendem Ton: Pensa,

Pensa! wobei es ungewiß blieb, ob er sie noch ein letztes Mal ermahnen wollte, seiner Worte zu gedenken, oder ob er bloß ihren Namen nannte. Darauf war er gestorben und mit militärischen Ehren bestattet worden, und Pensa fuhr des andern Morgens nach ihrem Geburtsort zurück. Sie dachte unterwegs an die vielen Kränze und Fackeln, die sie gesehen, und an das prächtig gestickte Bahrtuch, mit dem der rohgezimmerte Sarg bedeckt war, und wunderte sich, daß die Sonne noch so schön scheinen mochte, während sie doch eine Waise geworden war, und man ihren guten Vater hinausgetragen hatte, den sie erst im Himmel wiedersehen würde. Noch mehr wunderte sie sich, daß sie an das alles denken konnte, ohne sich zu Tode zu grämen, als ob es nur ein Schauspiel wäre, das man vor ihr aufgeführt habe. Und unter all diesem Vorsichhinstaunen war es doch ein großer Genuß, eine so lange Strecke in der Eisenbahn zu fahren, wenn auch nur in der dritten Klasse. Die kleine Provinzialzeitung widmete dem Dahingeschiedenen einen ehrenvollen Nachruf, worin sie betonte, daß auch dieser Tapfere den Tod fürs Vaterland gestorben sei, aber an die arme kleine Pensa schien niemand denken zu wollen. Sie durfte noch in Staggia bleiben, bis sich eine Stelle für sie fand, auch hatte ihr die Pflegemutter aus eigenen Mitteln eine schwarze Schürze gekauft, damit war aber die werktätige Liebe erschöpft. Darauf hatte dann Pensa ihre Siebensachen zusammengepackt, Weißzeug und Kleider, womit sie anständig versehen war, und obendrauf die Madonna della Seggiola. Das alles wurde in eine roh gehobelte hölzerne Lade gestopft, ganz ähnlich dem Sarg, in dem sie ihren Vater hinweggetragen hatten, und unter dem Schutz des geistlichen Verwandten fuhr das Mädchen nach Florenz, und zwar zu ihrem Entzücken diesmal in der zweiten Klasse.

In Florenz ging das Staunen erst recht an. Gar nicht zu reden von dem Riesendom, in den man ihren kleinen Heimatort samt Kirche und Rathaus bequem hineinstellen könnte — so dachte wenigstens Pensa —, und von den steinernen Menschen, denen

man auf Schritt und Tritt in den Weg kam, als ob sich nicht ohnehin Leute genug auf den Straßen drängten, — auch im Hause des Majors gab es so viel zu sehen, daß das arme kleine Hirn nicht wußte, wie es all die Eindrücke verarbeiten sollte. Da liefen gestreifte Teppiche über alle Gänge und gar noch die Treppe hinab — Pensa drückte sich hart ans Geländer, um ja nicht darauf zu treten; gelbe, halbverschossene Damaste, wie sie sonst nur die Geistlichen tragen, waren als Zierat an den Wänden aufgehängt und in einem Zimmer, das nach Fiesole sah und ganz vollgestopft war mit den unbegreiflichsten Gegenständen, stand ein eiserner Mann, inwendig hohl, mit einem Helm auf dem Kopf und leeren Augenhöhlen, wie der leibhaftige Popanz, — der zehnjährige Denis nannte ihn den ‚Ritter Niemand' und machte sein kleines Schwesterchen damit fürchten. — In diesem Zimmer saß die Padrona stundenlang vor einer Staffelei und malte Bilder: der beste Anstreicher von Staggia machte keine schöneren. Der Major trug eine Uniform, die fast noch prächtiger war als die ihres Vaters und flößte ihr eine unsägliche Scheu ein, noch mehr aber fürchtete sie sich vor der Signora, deren Kleider im Gehen rauschten, ohne daß man die Seide sah, und deren Aussprache ihr ungeheuer vornehm dünkte, weil sie kein Wort davon verstand. Der Diener faßte die Teller mit Handschuhen an und niemand spuckte auf den Boden.

Denis, der Prachtjunge mit den blonden Pagenlocken und den blauen Augen der Mutter, nur ohne deren starren Ausdruck, saß halbe Tage lang über seinen Büchern, die mit bunten, merkwürdigen Bildern geziert und in einer unbekannten Sprache geschrieben waren; er sagte, es sei Englisch. Abends pflegte er ihr zu erzählen, was er gelesen hatte, die Abenteuer des Robinson oder wundersame Märchen von reisenden Königssöhnen, die herrenlose Bettelmädchen aufgriffen und zu Königinnen machten. Solche Geschichten, an deren Wahrheit Pensa keinen Augenblick zweifelte, brachten ihre Phantasie vollends aus Rand und Band,

denn sie wußte, daß Engländer vornehme und ernsthafte Leute seien, und wie sollten die dazu kommen, Geschichten zu drucken, die nicht wahr sind? Geschichten ganz anderer Art waren es freilich, die sie von ihren Mitangestellten in Küche und Vorzimmer zu hören bekam, wirkliche Studien aus dem Leben und mit scharfem Dienstbotenrealismus vorgetragen; indessen davon nahm sie nur soviel auf, als sich mit ihrem eigenen Wesen vertrug. Auch hatten die einschneidenden Ermahnungen ihres Vaters ihr einen so heiligen Abscheu vor leichtfertigen Grundsätzen beigebracht, daß sie allem, was nicht wohlanständig war, mit unverhohlener Entrüstung begegnete. Das zog ihr die mitleidige Geringschätzung der andern und den Spitznamen: die Heilige, die ‚Santarellina' zu. — Als sie einmal statt der Köchin die Einkäufe besorgen sollte, brachte sie trotz zeitig erteilter Winke alles um so viel billiger nach Hause, daß ein zwischen den Lieferanten und der Köchin vereinbartes Vertragsverhältnis zu Schaden kam. Noch am selben Abend wollte Salvatore, der Bursche des Majors, sie im Dunkeln küssen und erhielt dafür eine gepfefferte Ohrfeige. So hatte sie sich in dem fremden Haus eine ingrimmige Feindin geschaffen und noch am gleichen Tag ihren einzigen wohlwollenden Beschützer verloren.

Davon merkte sie indessen nichts und würde sich auch nicht darum gekümmert haben, da sie die Liebe der Kinder und das Zutrauen ihrer Herrin besaß. Vor dieser fürchtete sie sich etwas weniger, seitdem ihr toskanisches Ohr sich an die scharfen Zischlaute gewöhnt hatte und sie ihr Italienisch zu verstehen anfing. Freilich hatte sie zu diesem Zweck die eigene Sprache umlernen müssen, doch das war nicht so schwer. Sie wußte jetzt, daß, wenn ihre Herrin von einem Schiff sprach, ein Gebäude gemeint war, und daß man ihr einen Löffel bringen mußte, wenn sie nach einem Kutscher rief. Ihre Gelehrigkeit ging sogar so weit, daß sie ein paar englische Wörter aufschnappte, und wenn sie Jessie herzte, konnte sie bald ganz wie die Padrona ‚baby, sweet baby' dazu sagen.

Die Kinder sprachen zu Pensas Trost „ganz wie unsereiner", desgleichen der Major, aber diesem ging das Mädchen immer aus dem Weg, ohne zu wissen, warum.

Sie war schon über ein Jahr im Hause, als Jessie am Scharlachfieber erkrankte, und das Übel zeigte von der ersten Stunde an ein ernstes Gesicht. Pensa blieb vierzehn Tage und Nächte mit der kleinen Kranken vom Rest des Haushalts abgesperrt, und das Essen wurde ihr vor die Tür gebracht. Die Eltern betraten das Zimmer fast nur, wenn der Arzt kam, denn den Major hielt der Dienst fern, die Mutter aber wollte die Gefahr der Ansteckung für Denis, der ihr Liebling war, verringern. Sie besorgte selbst den Unterricht des Knaben, der keine Unterbrechung leiden durfte, wenn Denis auf den Herbst für eine englische Schule reif sein sollte. Alle Fasern ihrer Seele hingen an der Hoffnung, diesen Knaben, in dem sie ein Stück England erblickte, zu einem vollendeten englischen Gentleman zu erziehen. Für die kleine Jessie dagegen war nicht mehr viel Raum im Mutterherzen übrig, vielleicht weil das Kind zu sehr dem Vater glich, vielleicht auch, weil die Kleine selbst bei jeder Gelegenheit zeigte, daß sie viel mehr an ihrer toskanischen Wärterin hing als an der Mutter. In ihren Fieberdelirien verlangte sie nur nach Pensa und wandte ungeduldig den Kopf hinweg, wenn die Mutter an ihr Bett rauschte. Wie suchte aber auch das Mädchen diese Liebe zu verdienen! Geräuschlos huschte sie in Strümpfen über die Steinfliesen des Bodens, denn man hatte der Reinlichkeit halber die Teppiche entfernt, hielt den Atem an, wenn die Kleine einmal einschlief oder trabte mit Jessie, nebst allen Kissen und Decken auf dem Arm, nächtelang im Zimmer auf und ab. Die Vorschriften des jungen Doktors waren ihr heiliger als die zehn Gebote, und seit er sie ein Juwel genannt hatte, wäre sie auf seinen Wink zum Fenster hinausgesprungen. Ihr Herz klopfte, wenn sie nur seinen Schritt auf dem Gang hörte; aus Angst für das Kind, dachte sie, dessen Leben an dem Hauch seines Mundes hing. Die Mi-

nuten, die er am Krankenbett verbrachte, ließen sie die Wonne der Seligen ahnen, welche im Anschauen des Höchsten leben. Ihre Seele erwachte dann zu einer höheren Tätigkeit, in der sie ihr selber unbekannte Talente entfaltete. Sie verrichtete ihre Handleistungen mit dem Geschick einer gelernten Krankenwärterin, und das Lob, das sie von ihm erntete, war die Speise, die ihr Leib und Seele frisch erhielt und sie zu neuen Mühen stählte. Und gar jene eine unvergeßliche Nacht, wo die Kleine in wilden Phantasien lag und der junge Doktor bis zum Morgengrauen an ihrem Bettchen saß.

Der Vater schnarchte im Nebenzimmer, und Pensa kauerte auf einem Schemelchen am Fußende des Bettchens, die Arme um beide Knie geschlungen, und wie in schauernder Ehrfurcht in sich selbst zusammengesunken. Die metallenen Litzen an Gusbertis Uniform warfen Blitze in ihre Augen, sein blasses Gesicht, auf das die gedämpfte Nachtlampe dunkle Schatten warf, schien einem höheren Wesen anzugehören. Auch sein Säbel dort in der Ecke, der von dem herabgedrückten Schein des Lämpchens getroffen wurde, erinnerte sie an das Schwert des Erzengels, der den Drachen schlug. Ach, und das Glück, ihn von Zeit zu Zeit sagen zu hören:

Pensa, fülle den Eisbeutel frisch — so ist's recht — und jetzt gib ihr ein Schlückchen Limonade.

Als er gar einmal sagte: Setze dich doch lieber in den gepolsterten Lehnstuhl, du mußt müde sein, armes Kind, — da war es ihr gerade, als hätte der liebe Gott gesagt: Komm, liebe Pensa, und setze dich zu mir auf ein goldenes Stühlchen ins Paradies. Immer hatte der junge Mann ein gutes Wort für sie übrig. Als ihm die Signora bei den ersten sichtbaren Zeichen der Besserung sagte:

Nächst Gott gebührt Ihnen der Dank für diese Rettung, da erwiderte Gusberti lächelnd: Nächst Gott gebührt der Dank unsrer guten, kleinen Pensa, die so wacker ihre Pflicht getan hat.

Nie verließ er das Krankenzimmer, ohne ihr ein Gläschen starken Rotwein aufgenötigt zu haben, denn der Speiseschrank stand zu seiner unbeschränkten Verfügung, und die wohlwollende Teilnahme, mit der dies geschah, war dem Mädchen noch eine bessere Herzstärkung als der Wein.

*

In dieses Paradies war jetzt die Schlange gekrochen. Gusberti dachte zwar nach einer halben Stunde schon nicht mehr an seine leichtfertige Liebeserklärung, es war einfach eine Redensart, wie er sie hübschen jungen Mädchen jeden Standes schuldig zu sein glaubte, aber Pensa, die seine Worte für voll nahm, dachte den ganzen Tag und alle folgenden Tage ihres Lebens daran. Gleich nach seinem Weggang schlich sie in ihre eigene kleine Kammer, um der Madonna zu erzählen, daß sie den schönen, lieben, guten jungen Doktor mit den goldenen Litzen auf dem Ärmel heiraten wolle, und sie wartete ängstlich, ob die Heilige nicht vielleicht ein böses Gesicht dazu mache. Aber die lächelte weiter in ungetrübter Schönheit und Mutterwonne. Nein, sie hatte nichts dagegen, die gute Madonna, — sie hielt ja selber ihr liebes Kind am Busen.
Pensa zweifelte gar nicht, daß er an einem der nächsten Tage kommen werde, um ihre Hand anzuhalten, und sie freute sich schon, was die Mädchen in Staggia für Augen machen würden, wenn sie hörten, daß die kleine Pensa den schönsten Offizier von Florenz, mit goldenen Litzen auf den Ärmeln, geheiratet habe.
Wenn Gusberti von nun an das Zimmer betrat, schlugen in ihrem Gesicht Flammen auf, und sie machte Miene, davonzulaufen; wenn er zu ihr sprach, so entfärbte sie sich und bebte. Dem jungen Mann entging ihr verändertes Betragen nicht, und nun begann auch er, sie mit anderen Augen anzusehen. Bei Gelegenheit preßte er ihren Arm, daß ihr fast ein Schmerzensschrei entfuhr, aber sie lächelte glückselig. Eines Tages, als er sie allein unter der Türe fand, sagte er: Lege doch das plumpe Halstuch ab, das deinen

reizenden Wuchs verdeckt, — und fortan waren die heranreifenden Formen für aller Augen sichtbar.

Die jungen Leute aus der Nachbarschaft, die Pensa bisher für ein Kind gehalten hatten, fingen jetzt an, ihr lange Blicke nachzusenden. Sie erschien mit einem Male größer und entwickelter, ihre Augen hatten einen feuchten Glanz, der allen auffiel. Wenn sie flink und gewandt die Straße hinabging und der kurze Rock sich so knapp um das feste, zierliche Persönchen legte, blieb jeder Vorübergehende stehen und sah ihr nach Der Ruf ihrer Tüchtigkeit hatte sich verbreitet und erwarb ihr auch Verehrer mit redlichen Absichten. Der Bäckergesell, der jeden Morgen das Brot ins Haus brachte, trug jetzt immer eine frisch aufgeblühte Rose im Mund, um seinen Herzenszustand anzuzeigen, und ließ diplomatisch fallen, er denke daran, bald einen eigenen Hausstand zu gründen und, wenn Pensa gesinnt sei wie er, so könne man ‚von etwas reden'. Pippa, die dicke Köchin, war wütend und hätte dem Mädchen am liebsten Gift gegeben, denn sie hatte selber ein Auge auf den hübschen Domenico geworfen und bezog die stumme Blumensprache zuerst auf sich. Wenn der Major die Neckereien und Anzüglichkeiten hörte, die zwischen den Dienstboten hin- und hergingen, so pflegte er zu sagen:

Greif zu, Pensa, wenn dir einer im Leim hängt, sonst gehst du leer aus, — aber die Padrona, die ein so zuverlässiges Mädchen nicht verlieren mochte, nahm Pensa gegen all das Drängen in Schutz und bestärkte sie dadurch unwissentlich in ihren abenteuerlichen Liebesträumen.

Die jungen Engländerinnen, die im Haus verkehrten und die alle mit mehr oder minder Geschick den Pinsel führten, fanden, daß Pensa einen malerischen Kopf habe, und versuchten sich der Reihe nach an ihrem Konterfei. Auch der Padrona gingen die Augen auf über den Schatz, den sie im Hause besaß, und sie ließ Pensa des öfteren Modell stehen, was dem guten Kinde einen ganz übertriebenen Begriff von seiner eigenen Schönheit beibrachte.

Natürlich konnte Pensa nicht schweigen von ihrem Glück, sie mußte die kleinen Geschenke der Malerinnen vorzeigen und machte dadurch die beiden andern Mädchen, die im Hause dienten, rasend vor Eifersucht. Der dicken Pippa, welche schreiben konnte und deshalb die Korrespondenz der andern Dienstboten besorgen mußte, diktierte sie einen Brief an ihre Pflegeeltern, in dem die Stelle vorkam:

Könntet ihr nur sehen, wie schön ich geworden bin, das Herz würde euch im Leibe lachen. Wenn ich am Camposanto vorbeigehe, so freuen sich sogar die Toten, und bald werdet ihr noch etwas ganz anderes von mir hören.

Der Major allein wollte ihre Schönheit nicht gelten lassen und krittelte sogar an dem hübschen Pastellbildchen herum, das seine Frau von ihr gemalt hatte, indem er mit dem Zirkel in der Hand bewies, daß Pensa eine zu kurze Nase und zu dicke Lippen habe. Nur wenn er ihr allein auf der Treppe oder im Hausflur begegnete, so urteilte er milder, denn dann konnte es wohl vorkommen, daß er stehenblieb und sie zu ihrem Schreck unter das Kinn faßte. Einmal geschah sogar etwas ganz Sonderbares. Jessie, die vom Fieber so geschwächt war, daß sie das Gehen erst wieder lernen mußte, war am Abend noch ganz angekleidet auf Pensas Schoß entschlafen, und das Mädchen träumte mit weit offenen Augen vor sich hin, indem sie das Kind mit beiden Armen umschlungen hielt. Da kam der Major leise aus dem Nebenzimmer herein, in dem Gäste saßen. Er beugte sich einen Augenblick über sein schlafendes Kind herab, um seine Atemzüge zu belauschen, und strich ihm ein herabgefallenes Löckchen aus der Stirn. Dann fuhr er, wohl aus Versehen, sachte über Pensas entblößten Arm, von dem der Ärmel bis zum Ellbogen zurückgerutscht war, und küßte leise das schmale Handgelenk. Pensa schlug ihre verträumten Augen ohne Ausdruck zu dem Padrone auf, es schien ihr am Ende gar nichts mehr wunderbar in dieser verzauberten Welt.

Auch Gusberti kam denselben Abend noch auf einen Augenblick

herein, aber die Signora war dabei und nahm ihn wieder mit fort zu den Gästen. Pensa konnte aus dem Nebenzimmer hören, wie er einer jungen Engländerin angenehme Dinge sagte. Darüber verfiel sie plötzlich in große Traurigkeit. Sie hatte in den letzten Tagen die Dienstboten mehrmals erzählen hören, die Padrona gehe damit um, den schönen Gusberti durch die Hand einer wohlhabenden Landsmännin für seine Aufopferung zu belohnen. Dieses Gerede fiel ihr jetzt wieder ein, und das Herz wurde ihr schwer wie Blei.

In jener Nacht lag sie lange, lange vor der Madonna auf den Knien, um sie anzuflehen, sie möge doch dem schönen Gusberti verbieten, die große Engländerin mit dem platten Busen zu heiraten, sie wolle ihr dafür ihre silberne Uhr geben, die sie von der Padrona zum Geschenk erhalten hatte und auf die sie so stolz war. Nachdem dieses Opfer gebracht war, fühlte sie sich ruhiger und glaubte nun mit einigem Recht auf den Beistand der Heiligen zählen zu können.

Der Erfolg schien ihr recht geben zu wollen. Gusberti hatte zwar eine Zeitlang mit dem Gedanken an die englische Heirat gespielt, denn die Aussicht, die Uniform ausziehen und eine Privatpraxis gründen zu können, lockte ihn. Aber schließlich mochte er sich doch nicht entschließen, die eine Fessel mit einer andern zu vertauschen, und für den Augenblick hatte die hübsche Pensa mit den verzauberten Augen, die ihm überallhin folgten, wirklich von seiner leicht entzündlichen Phantasie Besitz ergriffen.

Er kam nach wie vor, so oft es ihm seine Zeit zuließ, um, wie er sagte, nach seiner Freundin Jessie zu sehen, aber er vermied es, Miß Dolly zu begegnen. Im Studio der Signora pappte er für Denis einen papiernen Drachen zusammen. Beide Kinder vergötterten ihn und waren nicht aus seiner Nähe wegzubringen. Pensa saß auf erhöhtem Stuhl vor der Herrin und sah verzückt nach Gusberti hinüber, wie er seinen schönen Kopf mit dem gewellten Haar auf die Arbeit niederbeugte. Sie hätte zehn Jahre

ihres Lebens darum gegeben, ihm nur einmal mit der Hand über den glänzend schwarzen Scheitel fahren zu dürfen. Was ihr versagt war, durfte sich die kleine Jessie erlauben, die legte sich von hinten über Gusberti herein und zerzauste ihm lachend das Haar. Er fuhr von Zeit zu Zeit herum, hob rasch den Störenfried auf den Arm, küßte die kleinen Händchen und Füßchen und setzte dann das Kind mit einem verzehrenden Blick auf Pensa zu den Füßen der hübschen Wärterin nieder. Diese, blaß vor Bewegung, zog die Händchen, die er geküßt hatte, gleichfalls an die Lippen und drückte leise, inbrünstige Küsse darauf. Die Signora pinselte daneben eifrig fort und ward nur böse, wenn sie Pensas Kopf nicht in der vorgeschriebenen Stellung halten konnte.

Eines Tages fand Pensa auf dem Mosaiktischchen im Malraum unter anderen Papieren eine Besuchskarte Gusbertis. Diese brachte sie heimlich an sich und versteckte sie in der Kiste bei ihren wenigen Habseligkeiten. Hier las sie auch zum erstenmal seinen Vornamen Attilio, der ihr so wunderschön deuchte, daß sie ihn immer leise vor sich hinsagen mußte. Auch ein seidenes Taschentuch mit seinem Monogramm hatte sie hier verborgen; es war einmal im Kinderzimmer liegengeblieben, und Pensa glaubte kein Unrecht zu tun, indem sie es unterschlug. Wenn sie sich auf einen Augenblick allein sah, so kniete sie vor der Lade nieder und zog die beiden Reliquien hervor. In dem Tuch hing noch der Duft, den er auf sich zu tragen pflegte, und gab ihr ein Gefühl seiner Gegenwart, wenn sie ihr Gesicht darin vergrub. Sie meinte, an den beiden Gegenständen schon ein Stück von ihm selber zu besitzen.

*

Warme, wunderbare Johannisnacht! Der Himmel blieb auch nach Sonnenuntergang tiefblau, und die zarten Federwölkchen, die darin schwammen, konnten die hervorbrechende Sternenfülle nicht dämpfen. Vom Arno stiegen die ersten Raketen auf, um

den Beginn der Festlichkeiten anzuzeigen. Auch den dämmernden Viale hinab wogte es von Gruppen geputzter Menschen, alles strebte dem Flusse zu. Ein dumpfer Lärm, wie das Gebrause des Meeres, drang von dort herauf. Pensa stand allein am Fenster, nachdem sie das Kind zu Bette gebracht, und weinte leise vor sich hin. Die andern Dienstboten waren alle dem Johannisfeuer nachgegangen und ließen sie allein das Haus hüten. Zwar fragte Pensa wenig nach dem Feuerwerk, aber in dem Gedränge hätte sie hoffen können, ihm zu begegnen, denn heute war ganz Florenz auf den Beinen. Da hatte ihr eben noch die alte Gemüsefrau, Domenicos Mutter, angeläutet, der hätte sie sich anschließen können, da die Pippa und die Flavia nichts von ihr wissen wollten, aber die beiden waren heimlich weggelaufen, ohne ihr ein Wort zu sagen, und dachten nicht ans Zurückkehren. Zuletzt war auch noch Salvatore gegangen unter dem Vorgeben, daß er nur drunten an der Festung ein paar Worte mit einem Kameraden reden müsse, Pensa sah ihm nach, wie ihm die rote Zottelquaste seiner Mütze im Nacken tanzte, bis ihn die Dunkelheit verschlang. Auch er vergaß das Wiederkommen.

Jetzt war kein Laut mehr im Hause zu hören als die Atemzüge des schlafenden Kindes. Wer blieb auch am heutigen Abend in der dumpfen Wohnung zurück?

Tiefe Dunkelheit spann sich über die Festungsanlagen, der Springquell plätscherte eintönig, und der schwarze Weiher mit seinen flimmernden Wellchen schien sich ins Unendliche auszudehnen. Dahinter stand die schwere Masse der Festung mit Pulverturm und Mauern kohlschwarz auf dunklem Grund; den grünen Doppelkranz, der sie umgibt, hatte die Nacht verschlungen, aber der Duft seiner Lindenblüten erfüllte die nahe Dunkelheit. Eine dauernde Helle am westlichen Himmel machte die Stelle kenntlich, wo das Feuerwerk abgebrannt wurde; das Knattern und Prasseln war aus der Ferne zu vernehmen. Dazwischen tönte dann und wann ein Hornsignal von der Festung.

Pensas Tränen waren schon getrocknet, und ihre Gedanken flogen nach jener hellen Stelle am Horizont, von wo die zischenden Feuerschlangen in die Nacht hinauffuhren. Die letzte Gruppe der Vorübergehenden, die sie noch drunten in der Dunkelheit unterschieden hatte, war eine junge Dame am Arm eines Offiziers gewesen, gewiß ein junges Ehepaar, und der Mann mochte wohl so schön und gut sein wie Gusberti und auch so lustig, denn sie hörte sein Flüstern und Lachen bis herauf. Und die junge Frau in dem duftigen Sommerkleid, wie glücklich mußte die sein, daß sie das Recht hatte, sich so öffentlich auf seinen Arm zu stützen, seinen Säbel an ihrer Seite klirren zu hören. Ach, was für glückselige Menschenkinder gibt es doch in dieser Welt! Pensa träumte den beiden nach, es schien ihr, als sei der schöne Offizier Gusberti, und als wandle sie selbst in Hut und Spitzenkragen wie eine Dame an seiner Seite, sie und er allein mit ihrer Seligkeit im Menschenschwarm wie auf einer Insel, — und oben am Fenster stehe ein fremdes junges Mädchen und beneide sie um ihr Glück.

Da tönte ein leiser Klingelzug. Pensa fuhr zusammen, auf der Straße war es ganz still, sie hatte niemand kommen hören, da ihr Fenster nicht nach der Haustür ging.

Sie zündete ein Lämpchen an und legte ängstlich die Sperrkette vor, ehe sie mit der üblichen Frage, wer außen sei, die Gangtür öffnete.

Eine fröhliche Stimme gab Antwort, und als Pensa am ganzen Leibe zitternd die Kette zurückzog, erschien Gusberti auf der Schwelle.

Ah, du bist's, Pensa! sagte er. Ist deine Herrschaft zu Hause? Sie haben dich doch nicht ganz allein gelassen? fuhr er fort, ohne auf Pensas stammelnde Antwort zu warten, indem er sich mit heimlicher Freude in dem leeren Vorzimmer umsah. Er kannte das Gesinde zu gut, um zu glauben, daß auch nur eines von ihnen in der Johannisnacht zu Hause geblieben sei, wenn die Herrschaft fort war.

Wahrhaftig, ganz allein ist das arme Kind, fuhr er fort, Pensas Hand ergreifend. Und fürchtest du dich denn nicht in der leeren Wohnung? — Ich muß dir wohl ein wenig Gesellschaft leisten, nicht? — Ich hoffe, du schickst mich nicht fort, Pensa. Ich möchte doch auch noch meine kleine Freundin Jessie küssen; sie schläft am Ende schon? Darf man sie noch sehen?

Pensa blickte ihn von unten herauf an, ihr Lämpchen in der Hand, das im Luftzug flackerte. Was brauchte er sich nur so zu verstellen? — Als ob er nicht wüßte, daß die Herrschaft schon in aller Frühe mit Denis aufs Land gefahren war! Als ob sich's nicht von selber verstände, daß sein Kommen nur ihr galt!

Aber das nahe, unerhörte Glück schwebte wie ein Schrecken über ihr, daß sie nicht einmal zu lächeln vermochte und nur mit ganz ernsthaftem Gesicht sagen konnte:

Wollen Sie eintreten, Herr?

Gusberti bedurfte dieser Aufforderung nicht, denn er stand schon innen und drückte leise die Tür ins Schloß. Wie sie so vor ihm stand im kurzen Röckchen und dem spannenden Jäckchen von Rosakattun, das der hohe Gürtel abschloß, war sie der allerniedlichste Armvoll, der ihm jemals vorgekommen, und es schien ihm geradezu eine Sünde, sich dieses reizende, blasse Kind mit den dunklen Märchenaugen als die Frau eines Bäckers zu denken. Es war ja wahrlich ein gutes Werk, wenn er sie vorher auch nur auf kurze Zeit durch seine Liebe glücklich machte, ehe sie dem trübseligen Los ihres Standes verfiel.

Hast du denn inzwischen auch an mich gedacht, Pensa? fragte er, einen Arm um ihren Leib legend.

Sie sah ihn leuchtend an; eine Antwort war überflüssig.

Und weißt du, daß ich all' die Zeit an dich gedacht habe? fuhr er fort und senkte seine Augen tief in die ihrigen. Hast du mich denn behext mit deinem Namen, daß ich nichts tun kann als an dich denken?

Ach, ich bin ja nur ein armes Mädchen, brachte sie mit versagender Stimme hervor.

Er lächelte und fragte leichthin, ob man denn arm sei mit solchen Augen und solchem Haar, und dabei zog er den Hornkamm aus ihrem Scheitel, daß die reiche Flechte schwer in den Nacken sank.

Pensa! Pensa! rief er plötzlich jubelnd und breitete beide Arme nach ihr aus. — Du mußt die Meine sein.

Da war es nun gesprochen, das große Wort. Ein Seufzer unendlicher Erleichterung riß sich von ihrem Busen, während sie stumm seinen Armen nachgab und mit dem Kopf gegen seine Brust sank.

Er küßte ihren Scheitel mit den aufstrebenden krausen Härchen und schwelgte in dem natürlichen Duft der blonden Haare, in denen er sein Gesicht begrub.

Nicht wahr, mein süßer, kleiner Schatz hat keine Eile, den mehligen Bäcker zu heiraten und ihr Leben unter Mehlstaub in der Bäckerstube zu verbringen?

Pensa lächelte und schüttelte den Kopf. Wie mochte er nur so unnütz fragen! Aber es klang alles so lieb und gut, und es verstand sich von selbst, daß er ihren Bund jetzt durch einen langen Kuß besiegelte. Pensa gab ihn mit einem Ernst und einer Feierlichkeit zurück, die den jungen Mann in Erstaunen setzten. Dann wollte sie sich aus seinen Armen winden, da er sie aber nicht losließ, war es doch so süß, sich noch von ihm festhalten zu lassen; die Schuld lag ja nicht an ihr. Ach, und war sie erst seine Frau, dann sollte auch die Pippa den Domenico haben, und alle Menschen sollten glücklich sein!

Nun aber war's genug des Kosens, nun sollte er wirklich gehen und sollte erst morgen wiederkommen, um mit der Padrona zu sprechen und alles ins reine zu bringen. Gusberti verstand sie nicht und suchte sie auch nicht zu verstehen. Ihr frischer, roter Mund war ihm zum Küssen recht, aber auf sein Geplauder zu achten, das verlohnte doch eigentlich nicht der Mühe. Er wollte sie aufs neue in die Arme ziehen, doch Pensa faßte so ernstlich und innig bittend seine Hände, daß er stutzig ward.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Was willst du denn, närrisches Kind? Warum schickst du mich denn fort, da wir es doch so gut haben können? Wer weiß, wann wir wieder beisammen sind wie heute?

Aber haben wir denn nicht dazu unser ganzes langes Leben? antwortete sie, sich seiner Liebkosungen erwehrend.

Ja, wenn wir uns nur immer sehen könnten, wann wir möchten! Aber deine Padrona hält dich ja unter Schloß und Riegel, daß man dich kaum von weitem zu Gesicht bekommt.

O Gott! stammelte Pensa erbleichend. Sind wir denn nicht —

Sind wir denn nicht verlobt? hatte sie sagen wollen, aber sie brachte das Wort nicht mehr über die Lippen. Es war ihr wie im Traum, wenn man die Empfindung hat, jählings mit großer Gewalt von einer Höhe herabzustürzen.

Beide hatten sich jetzt verstanden und sahen sich eine Zeitlang sprachlos in die Augen. Pensa schlug eine Hand vors Gesicht und zitterte so, daß sie sich an der Tischkante halten mußte.

O Gott, o Gott! rief sie mit versagender Stimme. Warum kommen Sie denn hierher, wenn Sie es nicht redlich mit mir meinen? Glauben Sie denn, ich sei so eine?

Gusberti suchte sie zu beschwichtigen. Nein, gewiß, er hatte keine niedrigen Gedanken, er kannte und liebte ihr reines Herz, und wenn er nur in anderen Verhältnissen wäre — Hier stockte er, um keine Lüge zu sagen, und fuhr dann mit größerem Feuer fort: Siehst du, auch ich bin arm, liebe Pensa, und kann dir keine Zukunft bieten. Aber weil wir arm sind, sollen wir darum auch noch freiwillig auf alles Glück verzichten? Laß es uns doch dem Schicksal, das uns übel wollte, zum Possen tun, daß wir selig sind. —

Aber seine Sophistik hatte keine Gewalt mehr über sie. Ein namenloser Schreck hatte sie erfaßt. Sie dachte nur noch an ihren Vater und an alles, was sie ihm versprochen hatte. Nur ehrlich bleiben, das ist das erste! Sie riß sich los und flog nach ihrer kleinen geweißten Kammer, deren Türe offen stand.

Attilio folgte erstaunt und unwillig, er wußte sich ihr Betragen noch nicht ganz zu reimen. Aber auf der Schwelle blieb er jählings stehen.

Mitten in der Kammer stand das wohlbekannte Kinderbettchen mit seinen Spitzen und blauseidenen Kissen, in dem unter einem weißen Tüllschleier die kleine Jessie schlummerte. Die Nachtlampe schien über das gerötete, lächelnde Unschuldsgesicht. Am Boden aber kniete Pensa vor einem metallenen Kruzifix, das neben ihrem eigenen Bette hing, und rief leidenschaftlich:

Wenn Sie es gut mit mir meinen, so gehen Sie! Ich habe niemand auf der Welt, mich zu beschützen, niemand als diesen hier!

Attilio stand regungslos auf der Schwelle. Eine Flut unaussprechlicher Gedanken wirbelte ihm durch den Kopf. In der Rührung, die ihn übermannte, sah er sein Unrecht ein und kam sich fast wie ein Verbrecher vor. Er ließ die Augen durch das ärmliche Kämmerchen schweifen.

Die kahlen getünchten Wände und die Lade von Pappelholz, die des Mädchens ganzen Besitz barg und ihr zugleich noch vor dem Bett als Betpult diente, sahen ihn mit stillem Vorwurf an. Solche Armut wollte er noch berauben! Er war selbst armer Leute Kind, und seine einzige Schwester, für die er nicht sorgen konnte, mußte als Erzieherin fremdes Brot essen. Sie war bildschön und achtzehn Jahre alt. Der Gedanke, daß vielleicht im gleichen Augenblick eben solch ein Räuber über ihre unbeschützte Schwelle dringe, machte ihm das Blut gerinnen.

Gleichwohl kämpfte noch die Leidenschaft mit der besseren Erkenntnis, und ein ungerechter Ärger mischte sich darein. Warum hatte das törichte Mädchen nicht von Anfang an deutlich gesprochen? Und wie kam sie dazu, sich solche Tollheiten in den Kopf zu setzen?

Gut, ich gehe! antwortete er endlich zögernd auf ihr wiederholtes Flehen. Ich gehe, weil du es haben willst. Du bist recht grausam, aber dein Wille soll geschehen. Und so — gute Nacht!

Er eilte fast taumelnd von dem jähen Wechsel seiner Empfindungen durch das Vorzimmer und die Treppe hinab. Köstliche Nachtluft wehte vom Mugnone her und kühlte seine erhitzte Stirn. Er nahm einen weiten Umweg an der Festung hin, um nicht in den heimwogenden Menschenschwarm zu geraten. Gott sei Dank, daß er mit reinem Gewissen dieses Haus verlassen hatte! Wie sich das arme Kind an ihn festklammern wollte fürs Leben, an ihn, der ihr doch keine Stütze sein konnte! Es hätte gewiß ein unglückliches Ende genommen. Nun sollte es aber auch ganz aus sein, er wollte künftig die Versuchung meiden und ihr nicht mehr begegnen. Ohnehin tat er gut, sich von diesem Hause fernzuhalten, wo noch ein anderer Fallstrick auf ihn lauerte, denn daß trotz seiner Zurückhaltung der Heiratsplan nicht aufgegeben war, dafür kannte er seine englische Freundin.

Das Geknatter vom Arno her war jetzt verstummt, nur kleine Rauchwölkchen zogen noch als die letzten Reste des Feuerwerks unter dem hellen Himmel hin. Wie diese kleinen Wölkchen, so schmolz das Bild der armen Pensa von seinem Horizont hinweg. Nach ein paar Wochen war sie vergessen.

Pensa aber vergaß nicht. Sonst gedankenlos und lustig wie eine Meise, ließ sie jetzt den Kopf hängen und schien ihrem Namen Ehre machen zu wollen. Und doch ging ihr Denken nicht weiter, als daß ihr Attilio fehlte, der für sie Licht und Lebensluft gewesen war. Sie hatte getan, was recht war, und er war im Unmut von ihr gegangen. Über diesen Punkt, der all ihre Begriffe umwarf, kam sie nicht hinweg. Hatte man sie denn nicht gelehrt, daß, wer recht tut, auf Belohnung zählen darf?

Mit der muntern Laune hatte sie auch ihr Fleiß und ihre Tüchtigkeit verlassen. Statt ihre Arbeit zu verrichten, stand sie am Fenster oder auf dem unbeschützten Balkon in der Sonnenglut und mußte sich jeden Tag für dieselben Versehen ausschelten lassen.

Wenn sie morgens in die Küche kam mit überwachtem Gesicht und vernachlässigtem Haar, das sich vom Scheitel wegsträubte, so sagten die Dienstboten neckend:
Unsre Heilige bereitet sich aufs Kloster vor — und die Pippa fragte höhnisch, ob vielleicht die Heiligkeit Schaden genommen habe, weil man in Sack und Asche traure. Der geohrfeigte Salvatore brummte, indem er vorsichtig den Wassereimer aus dem Brunnen zog:
Unsereiner ist ihr zu gering, sie hat die Achselstücke im Kopf.
Pensa sah einem nach dem andern ins Gesicht, als wundre sie sich, was all das Reden bedeute, füllte schweigend ihre Wasserkanne und ging mit gesenktem Kopf davon.
Die kühleren Stunden des Tages verbrachte sie mit den Kindern im Schatten des Festungsgartens, wo Denis auf seinem kleinen Dreirad das Radfahren versuchte und Jessie mit Hacke und Schaufel im Boden wühlte. Pensa sah sich unterdessen fast die Augen aus dem Kopf, denn sie meinte, einmal müsse er doch hier vorbeikommen. Da er fern blieb, wurde sie kühner und ging häufig durch die Straße, aus der sie ihn sonst hatte kommen sehen, zuerst scheu und mit niedergeschlagenen Augen, bereit, beim ersten Auftauchen einer Uniform in die nächste Seitengasse zu entweichen, dann immer häufiger und entschlossener; aber Gusberti war nirgends zu sehen, und sie wußte nicht, daß er unterdessen die Wohnung gewechselt hatte.
Wenn sie ihm einen Brief schriebe? —
Aber nein, sie kannte die Mängel ihrer Handschrift und schämte sich. Und dann, was würde er von ihr denken? — besser warten, einmal mußte er ja doch wieder kommen, denn das Fernsein tat so weh, und sie beurteilte seine Empfindungen nach den ihrigen. Aber die Wochen gingen hin, und Gusberti wurde mittlerweile im Hause ein Verschollener.
Eines Morgens ging sie im Auftrag der Padrona auf den Blumenmarkt unter den Loggien. Zwischen den gefüllten Blumenkörben

und den hohen Kübeln, in denen die fremdländische Flora schmachtete, drängte sich die vornehme Damenwelt in hellen Sommerfarben, Müßiggänger im weißen Flanellanzug und gelben Schuhen standen gaffend daneben, da und dort tauchte auch eine Uniform auf, aber Er war nicht darunter. Pensa füllte ihr Körbchen mit Gardenien und glühendroten Rosen an langen Stielen, die sie vorsichtig mit feuchtem Moos bedeckte, um sie frisch nach Hause zu bringen. Da fiel ihr Blick auf einen offenen Schreibtisch unter den Loggien, an dem ein blasser, junger Mann vor einem Tintenfaß und einem Stoß Papier saß. Zwei Bauern verließen ihn soeben, indem sie ein paar Münzen auf den Tisch warfen und einen großen Brief mit fortnahmen. Jetzt kam ein dralles Dienstmädchen, den Korb am Arm, heran und ließ sich ein Schreiben aufsetzen.

Pensa blieb stehen und horchte, aber nicht aus Neugier. Ein großer Gedanke arbeitete in ihr, während sie scheinbar mit Eifer die Auslage einer Strohhutverkäuferin musterte. Die dralle Magd hatte viel auf dem Herzen, denn sie lag mit rotem Gesicht über den Schreibtisch hereingebeugt, und die Feder des Schreibers kritzelte nur so über das Papier hin, daß die Tinte spritzte. Dann bezahlte sie vergnügt und ging.

Pensa trat zaghaft heran und zog sich unschlüssig wieder zurück, da ihr ein Soldat zuvorkam. Der wollte auch gern einen Brief bestellen, hatte aber kein Geld und wurde darum vertröstet. Der Schreiber, der Pensas Bewegungen schon lange beobachtet hatte, wandte sich jetzt laut an diese:

He, schönes Kind! Soll ich Ihnen eine Epistel schreiben an Ihren Liebsten? Für Sie tue ich's umsonst.

Pensa fuhr erschrocken auf, da er aber ihre Gedanken erraten hatte, konnte sie nicht mehr zurück.

Umsonst brauchen Sie es nicht zu tun, stammelte sie, indem sie über und über errötend herantrat.

O wenn Sie etwas daran wenden wollen, so habe ich hier das allerschönste Briefpapier zur Auswahl.

Er zog seine Schublade auf und blätterte in einem Stoß farbiger Papiere, die mit wunderbaren Bildchen und Goldleistchen verziert waren. Bei ihrer Padrona, die doch so viele Briefe schrieb, hatte Pensa nie eine ähnliche Pracht gesehen. Eine Taube mit rosenrotem Briefchen im Mund schien ihr endlich das passendste Sinnbild. Sie zog zaghaft eine Lira aus ihrer Börse, fragte, ob das genug sei, bat den Schreiber, den Brief auch ja freizumachen und wollte sich hastig entfernen.

Jener hatte den Bogen schon zurechtgelegt und die Feder eingetaucht, jetzt rief er:

Halt, halt, was soll ich denn schreiben?

Das Kind stand sehr bestürzt, sie hatte geglaubt, das sei seine Sache. In seinem Gesicht las sie Wohlwollen und Redlichkeit, deshalb sagte sie:

Schreiben Sie, was Sie für das Beste halten, Sie verstehen das besser als ich.

Der Blasse lächelte, er hatte in solchen Dingen Erfahrung.

Machen wir zuerst die Anschrift, wie heißt der junge Mann, dem Sie schreiben wollen?

Attilio, flüsterte sie fast unhörbar.

Attilio, und weiter! Den Familiennamen! Ich nehme an, er hat auch einen Familiennamen.

Den Familiennamen, das fehlte gerade noch! Hier auf offenem Platz den Namen nennen, den sie auch zu Hause nur mit halber Stimme auszusprechen wagte. Sie sah jetzt, daß sie sich mit diesem Brief auf ein Unternehmen eingelassen hatte, das über ihre Kräfte ging, aber es half nichts: hatte sie A gesagt, so mußte sie auch B sagen.

Sie nannte endlich den Namen Gusberti, aber so leise, daß sie ihn ein paarmal wiederholen mußte, bis endlich der Schreiber mit vorgestülptem Ohr den Klang auffing. Damit war aber die Pein noch nicht zu Ende. Der Quälgeist wollte jetzt auch Titel, Stand und die Wohnung wissen, von der Pensa selbst keine

Ahnung hatte. Sie war der Meinung gewesen, die Post und der Schreiber würden diese Angelegenheit untereinander abmachen, und sie brauche nur zu bezahlen. Endlich hatte er ihr soviel abgefragt, als allenfalls zur Auffindung des Empfängers ausreichen mochte. Nun ging es erst an den Brief. Der Schreiber mußte ihr begreiflich machen, was ein Brief für ein Ding sei, und daß ein Inhalt nicht für alle Fälle gleichmäßig passe. Dies war Pensa neu, denn sie hatte noch nie einen Brief bekommen und wußte nur, daß die Mädchen in Staggia sich alle mit ihren Herzensangelegenheiten an den Drogisten wandten, der die Korrespondenz des ganzen Ortes besorgte und immer im voraus wußte, was not tat.

Nun, wie stehen Sie denn mit Ihrem Attilio? fragte endlich der Schreiber scherzend, um der Sache näher zu kommen. — Will er bald Hochzeit machen?

Um Pensas Mund zuckte es, und Tränen traten in ihre Augen.

Ich habe ihn seit vielen Wochen nicht gesehen.

Das ist ja schändlich von ihm, sagte eine fremde Männerstimme neben ihr.

Ein Kranz von Zuhörern hatte sich in der Stille um sie her gebildet, die sich an der Einfalt des hübschen Kindes weideten. Pensa blickte weder rechts noch links und schien sich in sich selber verkriechen zu wollen, als sie ihr ängstlich gehütetes Geheimnis vor so viel fremden Augen bloßgestellt sah. Der Schreiber aber brachte, teils aus eigener Eingebung, teils durch freundliche Beihilfe der Zuhörer eine schwungvolle Epistel fertig, worin die Sehnsucht eines liebenden Herzens mit allen Künsten der Rhetorik geschildert war. Dann wurde der Brief verlesen und fand den Beifall aller Umstehenden. Pensa hörte schamrot, aber glückselig vor Bewunderung des Kunstwerks zu und genoß im voraus die Wirkung, die es tun mußte. Ein eleganter junger Mann, der den Strohhut nach hinten zurückgeschoben trug, stand

hart neben ihr und sagte, indem er sich mit einem buntseidenen Tuch die Stirn wischte:

Dieser Attilio muß ja ein Tigerherz haben. Laß dir raten, schönes Kind, und halte dich an mich, — ich bin nicht so grausam.

Pensa lief voll Schreck mit ihrem Brief davon, ließ aber die Blumen liegen, die der elegante junge Mann sogleich an sich nahm, um sie ihr nachzutragen. Nun brauchte es Bitten und Drohungen, ehe sie sich der ungebetenen Begleitung entledigen konnte, darüber wurde es spät, und die Mittagstafel wartete auf die Blumen. Endlich war sie frei und setzte sich in einen Dauerlauf. Eine Brieflade inmitten einer Haustür mit blinkendem Metallschild darüber erweckte ihr Zutrauen. Dahinein warf sie im Vorübereilen ihren Brief, ohne sich mehr mit Lesen des Metallschilds aufzuhalten. Es war der Privatschalter eines sehr beschäftigten Advokaten, und die Liebesbotschaft lief Gefahr, im Papierkorb einer Schreibstube ein frühes Ende zu finden, aber der schützende Genius der Liebenden kam in Gestalt eines Bürodieners, um die Briefe des Advokaten zu sichten, und beförderte Pensas Epistel in den nächsten Postkasten, von wo sie denn auch mit einiger Verspätung in die rechten Hände gelangte.

Ein paar Tage vergingen, während deren Pensa die Stunden seit Absendung des Briefes zählte, aber Antwort kam keine. Da, als sie schon zu verzweifeln anfing, begegnete sie dem Doktor des Abends unter den Platanen auf dem Heimweg von einem Spaziergang. Denis gab zuerst Laut und rannte ihm entgegen, aber Pensa hatte ihn schon vorher erkannt. Er schlenderte langsam heran mit erheucheltem Gleichmut, die Hand auf des Knaben Schulter, und hob Jessie, die ihm an Pensas Hand entgegenlachte, auf die Arme. Aber als Denis sich mit des Doktors jungem Rattenfänger, der eine neue Bekanntschaft war, zu balgen anfing, trat Gusberti näher heran und sagte mit unbefangen freundlichem Gesicht zu Pensa:

Ich habe deinen Brief erhalten, Kind. Du mußt mir nicht mehr

schreiben; ich weiß schon, was du mir sagen willst, aber das geht vorbei. Alles geht vorbei auf dieser Welt, weißt du?
Pensa verstand ihn nicht, es war ihr nur, als höre sie hundert Glocken klingen. Von seinen roten Streifen ging ein Purpurschein aus und verhüllte ihr die ganze Welt, daß er und sie allein da zu sein schienen und alles andere, auch die Kinder, in eine weite Ferne gerückt.
Ich glaubte, Sie seien böse auf mich, sagte sie leise.
Ich bin nicht böse auf dich, liebes Kind, entgegnete er väterlich, du hast ganz recht gehabt, und ich war ein Tor. Jetzt hab' ich längst alles eingesehen und bin dir zugetan, wie einer lieben, kleinen Schwester. Aber schreibe mir nicht mehr, und, wenn du mir eine Liebe antun willst, so vergiß auch du die Torheiten, die ich dir gesagt habe. Bleibe so schön und gut wie bisher, und ich bin gewiß, daß es dir noch einmal recht gut gehen wird.
Wenn er glaubte, mit diesen Worten einen Strich unter das Vergangene zu machen, so täuschte er sich gründlich. Die arme Pensa nahm nur noch auf, was ihrer Leidenschaft Nahrung gab; alles andere fiel fremd und unverstanden an ihr nieder. Wie er neben ihr stand, groß und schlank in seiner spannenden Uniform, war sie nur damit beschäftigt, sich seine Züge, die ihr wieder ganz neu schienen, fester ins Herz zu prägen. — War's möglich, daß sie einmal in einer seligen Stunde ihren Kopf an seine Brust gelehnt hatte? Es schien ihr jetzt, als habe sie damals die Seligkeit gar nicht so voll empfunden, wie sie gesollt hätte, und wie sie sie jetzt empfinden würde, wenn diese Stunde wiederkäme. Daß es zwischen ihnen aus sein sollte, das drang gar nicht in ihr Verständnis.
Sie ließ sich auch nicht im mindesten irre machen, sondern fragte schüchtern, aber ohne ihre großen Augen von ihm abzuwenden, wann er wiederkommen werde.
Diese Hartnäckigkeit erzürnte den jungen Mann, der nicht begreifen konnte, was sie überhaupt noch bei ihm suchte. Er

wurde jetzt ganz schroff, um der Torheit schneller ein Ende zu machen.

Hast du mich denn nicht verstanden? sagte er. Ich hab' es dir rund und deutlich gesagt, und damit sei es genug. Zu meiner Frau kann ich dich nicht machen, und zu etwas anderem bist du zu gut. Ich will, daß du nicht mehr an mich denken sollst.

Pensa sah ihn unverwandt an, während er sprach, und zwei große, runde Tränen bildeten sich an ihren Wimpern.

Nicht mehr an Sie denken? wiederholte sie langsam, als sei ihr der Sinn ganz unfaßbar.

Nun tat sie ihm doch wieder von Herzen leid in ihrer hilflosen Liebe. Er nahm sie freundlich bei der Hand und suchte sie zu trösten.

Komm, weine nicht, meine gute, kleine Pensa. Es wird ja auch eine Zeit kommen, wo wir uns wiedersehen und wie gute, alte Freunde miteinander plaudern können. Und unterdessen weißt du, daß ich dir von Herzen gut bin. Und wenn du je einmal in Not kommen solltest, dann denke an einen, der dich sehr lieb hat, der dir zugetan ist wie ein Bruder, und schreibe mir. Vorher aber nicht, das mußt du mir versprechen.

Als er schon verschwunden war, blickte sie noch immer auf die Stelle, wo er gestanden hatte, und lächelte glückselig vor sich hin. Er hatte ja gesagt, daß es ihr noch sehr gut gehen müsse, — wie konnte es ihr gut gehen ohne ihn, das mußte er doch wissen! — Wenn sie nur bald in Not käme und seiner bedürfte, damit sie ihm schreiben könnte! Vorher wollte sie es ja gewiß nicht tun, sondern wollte sich in allem gehorsam zeigen; nur daß sie nicht mehr an ihn denken dürfe, das mußte ein Scherz gewesen sein, denn das war ja ganz unmöglich. Unterdessen war sie glücklich, nur wieder einmal sein Gesicht gesehen zu haben, und sie behielt an seinen Worten eine süße Labung, mit der sie ihre sehnsüchtigen Gedanken wie hungrige Waisenkinder wieder eine Zeitlang nähren konnte.

Im Hochsommer ging die Signora mit Kindern und Dienerschaft ins Seebad. Pensa hatte diesem Zeitpunkt schon lange

mit stiller Angst entgegengesehen, denn Florenz verlassen, hieß für sie ins Grab steigen. Aber sie wurde nicht gefragt, die Kinder brauchten eine Aufsicht. Dort an dem rauschenden Strand von Viareggio, in der kräftigen Seeluft, die sich mit dem heißen Duft der harztriefenden Pinien mischte, beim Anblick der unendlichen, herzerweiternden Ferne, in der die lustigen Segel schimmerten, hätte eine stärkere Seele ihr Gleichgewicht wiedergefunden. Aber auf die dumpfen Kinder der Natur übt die große Mutter keine Heilkraft. Die arme Pensa, die nicht denken konnte, genoß nicht die Wohltat, sich vom eigenen Ich zu befreien und erlöst im großen Weltfrieden aufzugehen, denn sie hatte kein Ich und war selbst nur ein Stück des immer treibenden Lebens. Woher die Kraft nehmen, um dieser dunklen Gewalt zu entfliehen? Der Hochsommer lag mit drückender Schwüle über der Landschaft, und das Meer dampfte die Glut zurück, die es empfing. Längst war alles Liebeswerben in der Natur vorüber, die Blumen waren verblüht und schossen in Samen, keine flackernden Leuchtkäfer durchschwärmten mehr die Nächte. Zwischen den Kastanienästen fütterten die Nachtigallen ihre junge Brut und hielten Singschule. Die ganze Natur brütete in gesättigter Stille und Schöpferkraft.

Pensa fand unter den vielen fremden Menschen keine Ansprache und blieb mit ihren Gedanken allein. Aber sie dachte nicht viel. Das Bild des schönen jungen Mannes, der sie so glühend geküßt und dann mitten im Aufruhr ihres Blutes allein gelassen hatte, stand unverrückt wie die Einbildung eines Geisteskranken vor ihren Sinnen. Oft fielen ihr die Worte ihres sterbenden Vaters ein: Nur brav bleiben, dann kommt das Glück von selbst. Jetzt war sie brav geblieben, aber wo war das Glück?

Das unablässige Donnern der Wellen betäubte ihren schwachen Kopf, und die Seeluft entkräftete ihren blutarmen Körper. Und dann die endlosen Nächte, gegen die die Ewigkeit eine Kurzweil ist! Jeden Morgen fürchtete sie sich vor dem Wasser, in das sie

die schreiende Jessie mit Gewalt hineintragen mußte, aber die Padrona kannte kein Erbarmen. Sie nahm ihr Kind auf den Rücken und schwamm vor den entsetzten Augen der Badegäste hinaus, bis ihr roter Schwimmanzug nur als ein kleiner Punkt in weiter Ferne sichtbar war. Darüber vergaß Jessie die Furcht und plätscherte vergnügt im Wasser, beide Ärmchen um den Hals der Mama gelegt, wie ein Nereidenkind. Kamen sie endlich zurück, so mußte die arme Pensa dran glauben. Diese hing, blau vor Kälte und Furcht, an einem Seil an der seichtesten Stelle, wo die Welle kaum ihre Knie bespülte, aber die Signora zerrte sie weg und drückte sie ins Wasser bis an den Hals.

Miß Dolly war gleichfalls in Viareggio und verkehrte mehr als je im Hause. Pensa beobachtete sie aus der Ferne, und ihr einziger Trost in aller Trübsal war es, daß die Madonna Wort gehalten und dem schönen Gusberti nicht erlaubt hatte, die Engländerin zu heiraten.

Noch eine andere Erscheinung tauchte in dem kleinen Badeort auf, mit der Pensa sich angelegentlich beschäftigte. Es war eine reizende Schwarzhaarige von stolzem Wuchs, aber sehr bescheiden gekleidet, die jeden Morgen mit einem kleinen, kränklichen Knaben auf den Nettuno und an den Strand kam. Der Schnitt ihrer Züge erinnerte an Gusberti und übte auf Pensa eine unwiderstehliche Anziehung. Bald wurde die Schöne auf das blasse, kleine Mädchen mit den großen verträumten Augen aufmerksam, die ihr unverwandt überallhin folgten. Da geschah es einmal, daß sie auf dem Heimweg ihre Taschenuhr aus dem Gürtel verlor. Sie beachtete es nicht und ging eilig weiter, aber Pensa hatte das kleine goldene Ding in den Sand fallen sehen. Flugs war sie zur Stelle und rannte mit ihrem Fund atemlos hinter der Schönen her, wobei sie auf dem lockeren Sande und mit Jessie auf dem Arm gar nicht schnell genug vorwärts kommen konnte. Auf ihr Rufen blieb endlich die Fremde stehen und nahm bestürzt aus den Händen der freudestrahlenden Pensa ihr Eigen-

tum entgegen. Einen Moment blickte sie zweifelhaft in Pensas feines Gesichtchen, dann griff sie in die Tasche, aber Pensa wurde dunkelrot, hob zur Abwehr beide Hände auf und lief eben so schnell wieder davon. Das freundliche Lächeln, mit dem ihr die Fremde von nun an auf dem Nettuno zunickte, tat ihr in der Seele wohl, aber sie wagte sich nie zu nähern aus Furcht, die Schöne möchte ihr abermals Geld anbieten, sondern lehnte nur mit Jessie an der Terrasse und starrte zu ihr hinüber.

Ihr Herz hatte sie nicht betrogen, denn die schöne fremde Erzieherin war Attilios Schwester und ging bald im Hause Roselli aus und ein. Miß Dolly schloß sich ihr mit Feuer an, und die beiden wurden unzertrennliche Freundinnen. Pensa litt Qualen der grausamsten Eifersucht, wenn sie sah, daß Miß Dolly Olimpia und ihren Zögling im Nachen hinausruderte, während Denis nachschwamm und die beiden Mädchen durch Wassergüsse zu belästigen suchte. Auch Pensa wurde zuweilen auf diesen Nachenfahrten mitgenommen zur Aufsicht für Jessie, die mit dem fremden Knaben spielen wollte, und Olimpia richtete gelegentlich das Wort an sie, aber sie konnte aus ihren verwirrten Antworten nicht klug werden, und Miß Dolly sagte ihr, daß das Mädchen zwar eine treue Kinderwärterin, im übrigen aber so dumm sei wie ein Fisch.

Nachdem die Dinge so weit gediehen waren, kamen die Damen überein, Attilio eine Falle zu stellen. Dolly konnte sich den schönen Offizier nicht aus dem Kopf schlagen, Olimpia war eingeweiht, und Frau Roselli gab überhaupt niemals einen Plan auf, den sie gefaßt hatte. Ein Fest in der Familie bot den willkommenen Anlaß, und so setzten die Signora und Olimpia eines Tages ein gemeinsames Brieflein an den Doktor auf, worin er zu Familienpicknick und Nachenfahrt mit Musik und farbigen Lampen eingeladen wurde. Eine Nachschrift der Signora lautete:

Damit Sie nicht klagen können, ich mache Sie von ihren Berufspflichten abwendig, habe ich auch einen ärztlichen Fall für

Sie in Bereitschaft. Unser kleines Kindermädchen, das Sie kennen, ist zusammengeschmolzen wie der Mond im letzten Viertel, und das schwache Licht ihres Verstandes brennt so trübe, daß wir fürchten, es werde bald ganz ausgehen. Also kommen Sie in Person und sehen zum Rechten.

Umgehend kam ein Schreiben von Gusberti zurück, worin er sich in höflichen Entschuldigungen überbot. Die Manöver hätten ihm für Arbeit gesorgt, schrieb er, das ganze Spital liege voll Soldaten, die am Sonnenstich erkrankt seien. Da man mit dem Fieber keinen Waffenstillstand schließen könne, so dürfe er nicht daran denken, seinen Platz zu verlassen. Dann folgte eine Flut von Grüßen, Empfehlungen, verehrungsvollen Handküssen usw., daß ein jedes, groß und klein, seinen Teil bekam, und auch der Miß Dolly geschah höfliche Erwähnung, zum Zeichen, daß der kleine Schlich durchschaut sei.

Nachschrift: Unsrer guten Pensa geben Sie Eisenpillen und verbieten ihr das Baden.

Ein Rezept lag bei, und Pensa schluckte die Pillen, die Er verschrieben hatte, mit einer Inbrunst, als wäre es der Leib des Herrn. Aber ihr Befinden besserte sich nicht, und sie war überzeugt, daß sie nach Florenz zurückkehren oder sterben müsse. Da schlug endlich die Stunde der Erlösung. Es kam ein Brief mit fremdem Poststempel, infolgedessen die Padrona augenblicklich zusammenpackte und mit Denis nach England reiste. Pensa wurde mit Jessie und der Dienerschaft nach Florenz geschickt.

Als sie spät am Abend in der Stadt einfuhr und vom Bahndamm her die Lichter der Festung glänzen sah, fühlte sie sich dem Leben zurückgegeben. Auf der Straße meinte sie, die erste Person, die ihr entgegenkomme, müsse Er sein, sie sah sich auf dem Pflaster nach den Spuren seiner Fußtritte um und nahm tiefere Atemzüge, um die Luft einzusaugen, die auch er atmete. Gusberti betrat zwar jetzt das Haus so wenig wie vorher, aber sie konnte doch hoffen, und so lang sie hoffte, lebte sie. Es war doch nicht

wie in Viareggio, wo sie gewiß sein durfte, in dem eleganten Menschenschwarm am Molo und abends bei der Musik auf dem Nettuno nur unbekannte, gleichgültige Gesichter zu sehen. Hier konnte jeder Ausgang sie mit ihm zusammenführen, und wenn sie fleißig am Fenster stand, so mußte sie ihn ja ein oder das andere Mal vorübergehen sehen. Niemand verbot ihr jetzt auf dem Balkon zu stehen oder mit Jessie sich draußen herumzutreiben, so lange sie wollte. Die andern Dienstboten führten zwar stillschweigend ein Register über ihre Vergehen, das auf die Rückkehr der Herrin wartete, aber sie wagten ihr nichts zu sagen, denn es war allgemein angenommen, daß Pensa die besondere Gunst des Majors besitze.

Eines Abends stand sie mit der Kleinen unter der Haustür, als ein buckliges Weiblein in abgetragener schwarzer Seide und zerrissenem Spitzenumhang vorüberging. Es blieb einen Augenblick stehen, sah Pensa scharf an und sagte:

Mädel, soll ich dir wahrsagen? Ich bin die Sonnambula.

Pensa wich ängstlich in den Hausflur zurück und starrte das Weib bezaubert an, zwischen Lust und Grauen schwankend. Sie errinnerte sich, dieses Gesicht schon einmal gesehen zu haben. Unlängst war sie jenseits des Arno in einen Menschenauflauf geraten, und da hatte die Sonnambula in einem Kreis von Zuschauern, — Landleuten und Vorstadtbewohnern, — am Boden gelegen und unter Zuckungen mit geschlossenen Augen Fragen, die ihr gestellt wurden, beantwortet, während ein Mann mit metallener Schale umherging und Münzen einstrich. Schon damals hatte das Wunderbare des Mädchens Phantasie mächtig angezogen, aber sie scheute sich vor den vielen Zeugen und duckte sich vorbei. Jetzt, während die Habichtsaugen des Weibes auf ihr ruhten, war die gute Pensa, noch ehe die Hexe eine Probe ihrer Kunst gegeben hatte, bereit und willig ihr aufs Wort zu glauben.

Du hast einen Stachel im Herzen, begann diese, und wenn ich dir nicht helfe, gehst du daran zugrund.

Ein tiefer Seufzer Pensas machte sie kühner.

Du hast dein Herz an einen jungen Mann gehängt, der dich lieber hat als seine beiden Augen, aber ihr habt euch entzweit und könnt ohne meinen Beistand nicht mehr zusammenkommen.

Können Sie mir helfen, Frau Somnambula? fragte das Mädchen zitternd.

Jetzt machte die Alte sich erst ein wenig kostbar, aber nach einigem Hin- und Widerreden bestellte sie Pensa auf den nächsten Sonntagmorgen in ihre Wohnung im Borgo Stella. Sie war eine von den vielen Schwindlerinnen, die in Florenz ihr Wesen treiben und von der Einfalt der Landbewohner und der städtischen Dienstboten, meist weiblichen Geschlechts, leben.

Bei der ersten Begegnung mit Pensa war sie sich darüber klar, wes Geistes Kind sie vor sich hatte. Sie hielt es nicht einmal für nötig, nähere Erkundigungen über den Fall einzuziehen. Als Pensa verstört und ängstlich in ihrem übelriechenden Schlafzimmer saß, sagte sie ihr auf den Kopf zu, sie wisse schon alles, und die arme Einfalt merkte nicht, daß sie selber sich Wort für Wort ihr Geheimnis entlocken ließ. Sie war ganz betäubt vom Geruch der Büchschen und Näpfchen, die umherstanden, und warf von Zeit zu Zeit scheue Blicke auf eine schwarz und weiße Henne mit ausgerauftem Schwanz, die traurig auf dem schmierigen Boden hin- und herspazierte. Trotz ihrer Unwissenheit war es Pensa nicht unbekannt, daß schwarz und weiße Hennen mit ausgerauftem Schwanz in der Hexerei eine wichtige Rolle spielen.

Zweierlei Tuch, eine böse Geschichte, sagte jetzt die Alte. Da braucht's starke Stricke, um den zu binden.

‚Binden' bedeutet in der Sprache der Wahrsager die erste Maßregel, durch welche der geliebte Gegenstand für die Einwirkung des Zaubers empfänglich gemacht wird.

Lege einmal einen Zwanziglireschein auf den Tisch, damit ich sehe, ob ich ihn festnageln kann.

Einen Zwanziglireschein! Dem Mädchen sank das Herz bis

in die Knie, denn sie hatte in ihrem Leben noch keinen besessen. Aber gestern war ihr der Monatlohn ausbezahlt worden, volle fünfzehn Lire, und Pensa hatte das Geld eingesteckt, um unterwegs ihre neuen Schuhe und das Aufbessern eines alten Kleides zu bezahlen; den Rest wollte sie wie gewöhnlich in der Postsparkasse anlegen. Welch ein Glück, daß sie dieses Geld wenigstens bei sich trug. Die Sonnambula war natürlich viel zu uneigennützig, um für sich selbst etwas zu verlangen, und daß die Unsichtbaren sich bezahlen lassen, hatte Pensa nie gehört, aber die Frau setzte ihr auseinander, daß dem Geld etwas dämonisches innewohnt, welches Macht über die Geister gibt. Der Schein mußte in Pensas Besitz gewesen sein, wenn er seinen Zauber üben sollte, sonst hätte ja die Sonnambula ebenso gern eine eigene Banknote auf den Tisch gelegt. Das alles war dem Mädchen ganz überzeugend. Sie zog ihre kleine Börse hervor, und die Hexe war klug genug, sich mit dem Zehnlireschein zu begnügen, da der Rest aus gewechselter Münze bestand.

Das Papier wurde auf den Tisch gelegt, und die Alte spießte den Schein mit einem Schlag auf der Platte fest.

Ich muß jetzt mit ihm selber sprechen, sagte sie und zog aus einer Schublade einen Pack schmieriger Karten hervor. Sie trieb allerlei Hokuspokus mit Mischen und Abheben, bis der Karobub hervorkam, wobei sie Pensa erklärte, das sei Er.

Aber Er wollte sich nicht gefügig zeigen, und die bösen Schwarzen schoben sich dazwischen. Da brach die Alte in Verwünschungen aus, packte schnell das ganze Spiel zusammen, den Karobuben nach oben, und stimmte, fest auf die Karten blickend, einen sinnlosen Singsang an:

Attilio bist du,
Attilio sollst du bleiben,
Zu deiner Pensa soll dein Herz dich treiben.
Sei bei Tag und Nacht
Nur auf sie bedacht,

Hab' nicht Rast noch Ruh,
Fahr der Hölle zu!

Über diesen Schluß war das gute Mädchen sehr erschrocken, und die Alte hatte Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß, was ein rechter Zauberspruch sei, immer mit einer Verwünschung enden müsse.

Dann entließ sie Pensa mit der Beteuerung, daß der Geliebte ihr jetzt unfehlbar begegnen werde. Der aufgespießte Zehnliresch ein blieb natürlich auf dem Tisch der Gauklerin zurück.

Pensa sah sich fast die Augen aus dem Kopf, aber sie konnte nirgends eine Spur von Gusberti entdecken. Offenbar hatte ihr Augenlicht abgenommen vom vielen Weinen. Den ganzen Rest des Tages verbrachte sie in fiebernder Erwartung, indem sie im Kinderzimmer mit Jessie am Fenster stand. Dabei geschah es, daß die Kleine ein hölzernes Pferdchen auf die Straße fallen ließ, und Pensa huschte schnell die Treppe hinab, es zu holen. Es dämmerte bereits, aber das Lämpchen im Treppenhaus war noch nicht angezündet und Pensa erschrak heftig, als im Dunkeln eine Männergestalt ganz unerwartet vor ihr auftauchte. Ein leises Klirren begleitete jede Bewegung der Gestalt und regte Pensas leicht entzündete Einbildung zu einer geheimnisvollen Tätigkeit auf. Sie sah trotz der Dunkelheit ganz deutlich Attilios Züge mit allen Einzelheiten, die ihr jetzt erst wieder klar wurden, denn sie hatte ihn so lange nicht gesehen. Sie war gewiß, daß die unsichtbaren Gewalten, die ihr jetzt dienten, ihn in ihren Weg geführt hatten, und erstaunte nicht im mindesten, als zwei Arme sich plötzlich um ihren Hals legten und eine gedämpfte Stimme flüsterte:

Reizendes Geschöpf!

Pensa fiel mit einem langen Seufzer in die Arme, die sich ihr entgegenstreckten. Aber ebenso schnell fuhr sie mit einem halblauten Schrei zurück, denn etwas Fremdes hatte sie berührt, und ihre

Augen, die sich jetzt an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannten den wohlwollenden Padrone.

Nun, nun, es wird doch noch ein Scherz erlaubt sein, sagte er und suchte sich des Mädchens wieder zu bemächtigen, aber Pensa stieß ihn empört zurück und flog im hellen Entsetzen die Treppe hinauf.

Auch diese Enttäuschung brachte sie nicht zum Bewußtsein. In kurzem war sie ganz in der Gewalt der Betrügerin, die sie ebenso plump wie frech zum besten hielt. Vielleicht war es sogar weniger der Glaube an Wunderkräfte, als das Bedürfnis, ihrem übervollen Herzen endlich Luft zu schaffen, was das Mädchen nach allen fehlgeschlagenen Versuchen immer wieder zu der Sonnambula führte. Das Bedürfnis wurde in kurzem zur Gewohnheit wie ein schmerzstillendes Betäubungsmittel, von dem der Kranke nicht mehr lassen kann. Konnte sie ihn nicht sehen, so mußte sie wenigstens von ihm sprechen, seinen Namen nennen. Sie wurde erfinderisch im Ersinnen von Vorwänden, um sich ihren Pflichten zu entziehen und zu der Sonnambula zu eilen.

Gleich in den ersten Tagen war sie dort auf der Treppe zwei jungen Mädchen begegnet, die sich bei ihrem Anblick mit den Ellbogen anstießen, und Pensa hörte wie eine zur andern sagte:

Das ist das Dienstmädchen, das den Offizier heiraten will.

Sie schämte sich sehr und machte, daß sie die Treppe vollends hinunter kam, aber doch nahm sie die aufgefangenen Worte für eine gute Vorbedeutung.

Oft hörte sie auch vom Nebenzimmer aus mit an, wie die Kartenschlägerin in ihrem wohlausgestatteten Salon vornehme Kundschaft empfing. Wie sollte das arme, unwissende Kind an der Allmacht der Wundertäterin zweifeln, wenn es herrschaftliche Wagen vor der Tür anfahren und seidene Kleider auf der Treppe rauschen hörte! Mit der Zeit wurde sie in die Angelegenheiten der andern Kunden eingeweiht und war sogar einmal mit Grauen Zeugin, wie ein betrogenes Mädchen an ihrem treulosen Liebhaber

Rache nahm. Die Decke zitterte von den Dolchstößen, die das kleine bucklige Weiblein mit wilder Kraft ins Gebälk führte, während der Schatten ihres bewaffneten Armes wie ein schwarzer Dämon im Zimmer auf und niederhuschte und gräßliche Sprüche und Verwünschungen dazwischen tönten. Ein großes, starkknochiges Mädchen stand mit zusammengebissenen Lippen, blaß wie eine Leiche, daneben; sie hielt die Kerze in der krampfhaft geschlossenen Hand und sah verzückt von Nachgier dem Mordgeschäft zu. Pensa aber lag unterdessen betend und ächzend in einer Zimmerecke und hatte ihren Rock über den Kopf geschlagen, um nicht zu sehen noch zu hören. Bei jedem Stoß schrie sie auf und wimmerte wie eine Verzweifelte:

Herr, schenke ihm die ewige Ruhe! — — Und das ewige Licht leuchte ihm! —

Amen! Amen! wiederholte schauerlich ruhig das große, blasse Mädchen.

Von da an wagte Pensa den Blick nie wieder nach dem großen Querbalken, der unter der Decke der Mansarde hinlief, zu erheben, aus Furcht, es möchte Blut herunterträufeln. Aber aus den Händen der Sonnambula gab es jetzt kein Entrinnen mehr, denn das arme Ding fürchtete fast noch mehr ihre Rache, als es auf ihren Beistand hoffte, und es waren unter den Mädchen, die die Kundschaft bildeten, schreckliche Geschichten von ihrer Allmacht und Bosheit im Umlauf.

An Pensa zog sie sich ein Schäfchen heran, das sie von Zeit zu Zeit sorgfältig schor und dann schonte, bis ihm die Wolle wieder nachwuchs.

Wenn die Ärmste, was mit der Zeit nicht ausbleiben konnte, an irgendeiner Ecke auch nur die Schöße von Gusbertis Uniform erblickte, so war es Verdienst der Sonnambula und mußte mit einem Geldgeschenk belohnt werden. Die unzähligen Fälle, wo die gleiche Verheißung sich als trügerisch erwiesen hatte, waren dann schnell vergessen. Von der Furcht, daß sie ihrer Wohltäterin

kein Geld anbieten dürfe, war Pensa längst zurückgekommen, ihr Monatslohn ging regelmäßig diesen Weg, und schon war das Sparbüchlein in Angriff genommen. Das Anspießen von Banknoten blieb gleichfalls im Schwung, und wenn diese fehlten, ließen sich sogar Silbermünzen verwenden. Dafür wurden auch die Karten immer gefügiger, der Karobub ließ sich jetzt nicht mehr lange bitten, sondern kam auf den ersten Ruf der Sonnambula zum Vorschein, und Herzdame fiel immer in seine Nähe. Wenn Gusberti bei einer Zusammenkunft, zu der man ihn durch die Geister beschieden hatte, nicht erschien, so wußte der Karobub des andern Tages den unabweisbaren Abhaltungsgrund mit Bestimmtheit anzugeben. Wie leicht verzieh sie ihm dann seine Kälte, die schroffen Reden, die sie von ihm gehört, und die immer wieder getäuschten Erwartungen. Ach, und wie gern ließ sie sich von dem Karobuben all die süßen Worte wiederholen, die ihr zuerst Herz und Sinne verwirrt hatten.

Wäre nur der Padrone nicht gewesen, der ihr neuerdings die Ausgänge beschränkte und ihr überhaupt auf die Finger sah, so sehr es seine häufige Abwesenheit zuließ. Seit der Begegnung auf der Treppe hatte er ihr einen Groll bewahrt, der bei jeder Gelegenheit durchbrach. Beim kleinsten Versehen drohte er ihr mit Entlassung, weil er sah, wie der Gedanke, fort zu müssen, sie erschütterte. An diesen Dienst waren ja all ihre Hoffnungen geknüpft. Sie suchte ihm dann auf eine scheue ängstliche Weise alle Befehle an den Augen abzulesen, hielt sich dabei aber, von einem brutalen Funkeln seiner Augen gewarnt, immer in der Entfernung. Er hätte übrigens keinen zudringlichen Scherz mehr gewagt, denn das dumme, taktlose Ding wäre ja imstande gewesen, sich bei ihrer Herrin zu beklagen.

In der ganzen Nachbarschaft fiel Pensas heimliches Wesen und ihre herabgekommene Kleidung auf, aber nur die Pippa war dem Geheimnis auf der Spur. Mit der Witterung des Hasses hatte sie das verblendete Geschöpf umschlichen und ihr die unglückliche

Leidenschaft aus den Augen abgelesen. Doch schwieg sie weislich, um ihre Entdeckung bei guter Gelegenheit mit Nutzen zu verwerten.

Der Oktober versendete seine letzten Gluten, als die Signora von der Reise zurückkam. Sie wunderte sich gleichfalls über Pensas schlechten Aufzug und schenkte ihr Kleidungsstücke, die unter Pippas immer wachen Augen zum Trödler oder ins Pfandhaus wanderten, um die Wahrsagerin zu befriedigen. Das unselige Geschöpf ging jetzt schon in einer dicken Wolke umher, in der es die Außenwelt nicht mehr erkannte.

Als das Frühjahr herankam, waren ihre kleinen Ersparnisse ganz erschöpft: die Sonnambula hatte ihr nach und nach in kleinen Posten gegen zweihundert Lire abgenommen. Doch darüber machte sie sich keinen Kummer, denn das Geld konnte nach ihrer Meinung gar nicht besser angelegt werden; war sie einmal Gusbertis Frau, so brauchte sie ja für nichts mehr zu sorgen.

Um die Zeit der fälligen Hausmiete aber legte die Sonnambula mit einemmal ihre Schraube fester an. Sie brauchte eine größere Geldsumme, die sollte ihr Pensa schaffen, die immer so gut bei Kasse zu sein schien.

Sie begann damit, das arme Kind durch allerlei Andeutungen von einer sehr gefährlichen Nebenbuhlerin zu ängstigen und ließ sich endlich von der gepeinigten Pensa mit Mühe das Versprechen entreißen, daß sie den Geist ihres Liebhabers herbeischwören wolle, um endlich seine Gesinnung einmal auf den Grund zu erforschen. Aber den Geist eines Lebenden zu rufen, sei eine schwere und gefährliche Sache, und die Beschwörung koste viel Geld.

Pensa war gleich bereit, das Nötige zu schaffen, wie, wußte sie selbst noch nicht. Sie wagte dem Weib nicht zu gestehen, wie sehr sie auf dem Trocknen war, sie hatte eine unbestimmte Ahnung, daß ihr dann die Geisterwelt ihren Schutz entziehen würde. Einen Vorschuß ihres Lohnes zu erhalten, war bei dem strengen Ordnungssinn der Padrona ganz unmöglich. Sie bettelte sich bei den

Freundinnen kleine Darlehen zusammen und versetzte alle Geschenke, die sie im Lauf des Jahres empfangen hatte, aber die Summe, welche die Somnambula brauchte, war nicht aufzubringen. Sie dachte in ihrer Herzensnot daran, dem geistlichen Oheim schreiben zu lassen, aber dieser Einfall wurde als aussichtslos wieder verworfen.

Ein schön gearbeiteter Handleuchter von schwerstem Silber war schon vor längerer Zeit durch Jessie in ihre Schlafkammer verschleppt worden. Niemand hatte je danach gefragt, und Pensa war gewohnt, sich jeden Abend darin ihr Lichtstümpfchen anzuzünden. Das gute Kind hatte in seinem Leben auch nicht nadelsgroß von fremdem Eigentum an sich gebracht, jetzt aber hetzte die Leidenschaft sie durch dick und dünn, — ihr Gewissen verwirrte sich und sie versetzte auch den Leuchter.

Auf dem Heimweg aus dem Leihhaus war ihr nicht wohl zumute und sie mußte zum erstenmal seit langer Zeit viel an ihren Vater denken. Wenn sie den im andern Leben wiederfand und ihm Rechenschaft gab von allem ihrem Treiben, — das Versetzen des Leuchters durfte er nicht erfahren. Vor sich selber tröstete sie sich mit der Gewißheit, daß sie lang vor dem Verfalltag wieder im Besitz von Geld sein mußte, — wer würde denn dem Leuchter ansehen, daß er unterdessen im Leihhaus gewesen!

Und doch trotz aller Gedankenlosigkeit ging ihr jeden Abend, wenn sie ihr Lichtstümpfchen auf den bloßen Tisch stellte, ein Stich durchs Herz.

Die Stunde der Beschwörung verbrachte sie auf Befehl der Wahrsagerin im Gebet auf ihrer Kammer, aber als sie sich des andern Tages zitternd einstellte, um ihr Urteil zu vernehmen, empfing die kleine Bucklige sie mit einem Strom von Vorwürfen.

Hätte sie gleich gewußt, was sie jetzt wisse, so würde sie sich die viele Zeit und Mühe und Pensa die Kosten erspart haben. Warum das dumme Ding ihr nie gesagt habe, daß ihr Offizier bettel-

arm sei und nie daran denken könne, ein Mädchen ohne Mitgift zu heiraten?

Sie wollte sich so der unbequem werdenden Kundschaft entledigen, denn nach diesem letzten großen Aderlaß war bei Pensa doch nichts mehr zu holen. Diese saß wie verdonnert auf ihrem Stuhl, und der Fächer war ihr vor Schreck entfallen. Um das zu erfahren, brauchte sie wahrlich die Hilfe der Geisterwelt nicht, es war ja nur, was sie von Anfang an wußte und was zu vergessen sie keine Kosten gescheut hatte. Aber auch jetzt gingen ihr die Augen nicht auf, sie war vielmehr überzeugt, wenn die Sonnambula nur nicht so böser Laune wäre, so könnte sie gewiß die Dinge zu ihren Gunsten lenken.

Die Alte aber wollte sich auf nichts weiter einlassen; sie wirtschaftete schlürfend auf und ab, indem sie Pensas jammervollen Blicken auswich, räumte Fläschchen und Büchschen auf die Seite und setzte ihr dabei die Bedingungen einer Offiziersehe auseinander.

Jedoch die Sonnambula hatte gut reden. Das war alles unanfechtbar, und Pensa sah es auch ein, aber sie hatte den Boden nicht mehr unter den Füßen. Sie mußte doch fortfahren, Attilio zu lieben, heute wie gestern und so weiter in alle Ewigkeit, weil diese Liebe nachgerade mit allen ihren Lebensorganen verwachsen war.

Ist denn gar nichts zu machen? fragte sie ängstlich.

Was soll denn zu machen sein? schnauzte die Alte sie an. Wenn du gescheit bist, schlägst du dir die Sache aus dem Kopf und heiratest den Bäcker.

Pensa stand auf und näherte sich schweigend der Tür. Sie war ganz blaß, und ihre Unterlippe zitterte ein wenig, aber sonst beherrschte sie ihre Erregung.

Halt, wo willst du hin? rief die Hexe betroffen über dieses entschlossene Gebaren. Bleibe hier und mache dir Luft. Mit einem solchen Schwert im Herzen kann man nicht fortgehen, als wäre

nichts geschehen. Komm, setz' dich in den Lehnstuhl und weine dich aus, das wird dir gut tun.
Aber Pensa verlangte nach keiner Erleichterung. Der Wahn, solange künstlich von der Wahrsagerin genährt, war ihr Leben gewesen, in der Welt der nüchternen Wirklichkeit gab es keinen Platz mehr für sie. Vor ihrem Geist stieg die unklare Vorstellung von einer blanken Wasserfläche auf, wo sie ihre Verzweiflung untertauchen und Ruhe finden konnte. Sie schüttelte den Kopf auf allen Zuspruch und strebte zur Tür hinaus.
Was hast du vor? schrie die Sonnambula erschrocken und umklammerte das Mädchen.
Nichts, was Sie angeht, Signora Sonnambula, entgegnete Pensa mit Fassung und machte sich los. — Was Ihre Mühen betrifft, von denen Sie vorhin sprachen, so habe ich Sie immer bezahlt, so gut ich konnte. Für den Anteil, den Sie an mir genommen haben, danke ich Ihnen. Aber es wäre nicht so weit mit mir gekommen, wenn Sie mir von Anfang an keine Hoffnungen gemacht hätten.
Oho, soll jetzt ich schuld sein? rief das Weib erbost. Hab' ich dich geheißen, dein Herz an einen Mann hängen, der über deinem Stand ist, was?
Ich mache Ihnen auch keine Vorwürfe, Signora Sonnambula, aber es wäre eben manches besser nicht geschehen, sagte Pensa, vor deren Geist jetzt plötzlich wieder der entwendete Leuchter stand. Wenn sie tot war, wer sollte dann den Leuchter aus dem Pfandhaus zurückholen? Und mit welcher Stirn dort oben vor ihren Vater treten, wenn der Leuchter durch sie ihrer Herrschaft verloren ging?
Die Hexe hatte sich während des Gesprächs zwischen Pensa und die Tür zu schieben gewußt, jetzt erspähte sie den Moment und drehte schnell den Schlüssel um, den sie in die Tasche steckte. In diesem Zustand durfte sie das Mädchen nicht fortlassen, denn so dumme junge Dinger sind zu jedem Narrenstreich fähig, und die Polizei steckt ja gleich ihre Nase in alles.

Mamma mia! rief sie daher einlenkend. Das ist doch noch lange kein Grund zum Verzweifeln. Wenn du seine Frau nicht werden kannst und ohne ihn nicht leben willst, nun, es ist schon manches Pärlein zusammengekommen, ohne den Sindaco.

Nein, nein, sagte Pensa erschrocken. Und meine Ehre und der gute Name meines Vaters, für den ich einmal Rede stehen muß! Soll man mit Fingern auf mich deuten? Wenn Sie nichts Besseres wissen, so lassen Sie mich fort, denn ich will sterben.

Aber wenn er dich zu sich nimmt und dich bei sich behält sein Leben lang? sagte die Alte dringlich, indem sie Pensa bei den Schultern faßte. Wenn er für dich sorgt, dich hegt und pflegt, was kann dir denn daran liegen, ob die andern dich für seine rechtmäßige Frau ansehen oder nicht?

Pensa blickte sie überrascht und zweifelnd an. Von dieser Seite hatte sie die Frage noch nicht betrachtet.

Und können Sie das machen, Signora Sonnambula? fragte sie zaghaft.

Ob ich das machen kann! entgegnete die Alte mit einer Gebärde der Überlegenheit.

Pensa dachte nach. Sie stieß einen langen Seufzer aus. In der Kirche könnte er sich wenigstens trauen lassen, wandte sie nach einer Weile schüchtern ein. Das Weib gab einen Laut der Zustimmung von sich.

Und wollen Sie es wirklich dahin bringen, daß er mich ganz wie seine Frau ansieht, hob das arme Kind wieder an, und liebt und ehrt und nie verläßt? Denn ich könnte ja die Schande nicht ertragen, ich würde sterben vor Jammer und Reue.

Nie soll er dich verlassen, Kind, dafür laß nur mich sorgen, das habe ich ganz in der Gewalt. Wir geben ihm ein Pulver ein, das macht, daß er dich sein Leben lang mit verliebten Augen ansehen muß. Nicht wahr, so gefällt dir's, und jetzt wirst du nicht mehr unzufrieden mit mir sein?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Pensa erhob noch ein paar schwache Einwendungen, dann bat sie sich Bedenkzeit aus, um den schweren Schritt zu überlegen.

Die Hexe sah ihr erleichtert nach, als sie flinken Schritts in ihrem schwarzen Schleierchen, den Fächer in der Hand, die Treppe hinabging, und hoffte, daß sie auf weitere sechs Monate vor Pensas Vorwürfen Ruhe haben werde.

Als Pensa nach Hause kam, überraschte die Köchin sie durch die Frage nach dem silbernen Handleuchter. Die Padrona habe danach verlangt, und er sei doch zuletzt in Pensas Zimmer gewesen, aber niemand könne ihn finden. Pensa stand mit Rot übergossen und stammelte, sie wisse von nichts.

Die Pippa sah sie scharf von der Seite an und fragte, in welchem Leuchter sie denn des Abends ihr Licht anzünde, worauf Pensa stotternd bekannte, sie habe schon lange keinen Leuchter und stelle das Kerzenstümpfchen auf den bloßen Tisch. Für diese auffallende Nachlässigkeit wußte sie aber keinen Grund anzugeben, und die Pippa sah mit Genugtuung, daß sie die Scheinheilige auf einem Fehl ertappt hatte. Jetzt war sie entschlossen, sie rasch zu Fall zu bringen, denn so lange Pensa im Haus war, bekam sie täglich eine Dosis Gift zu schlucken. Sie hatte sich wieder an den hübschen Bäcker heranzumachen gewußt und gab sich den Anschein, als suche sie ihn aus christlicher Nächstenliebe über sein Mißgeschick zu trösten, aber heimlich schäumte sie vor Wut. Denn Domenico pflegte, sobald er Pensa nur aus der Ferne sah, mit einem Seufzer zu sagen:

Wenn eine Gewisse gewollt hätte, so wäre sie jetzt versorgt und brauchte sich nicht mehr im Dienst herumzudrücken.

Und wenn ihm dann die Köchin den Trost gab, es sei wohl sein Heiliger im Himmel, der diese Heirat hintertrieben habe, denn Pensa stecke voll von Heimlichkeiten und stehe im Hause in schlechtem Ruf, so antwortete er mit leuchtenden Augen:

Seht, Pippa, dieses Mädchen dürfte getan haben, was sie wollte,

ich würde sie heute noch zu meiner Frau machen und die Augen zudrücken, wenn sie nur Ja sagte.

Pensa war inzwischen wohl durch die Frage nach dem Leuchter beunruhigt worden, da aber nicht weiter davon die Rede war, fühlte sie sich bald wieder sicher. Sie wußte nicht, daß der stille, tödliche Haß an ihrer Seite ging und Wand an Wand mit ihr schlief. Gewissensbisse empfand sie keine. Hätte sie denn zaudern dürfen, wo die Liebe Attilios auf dem Spiele stand? Ihre Gedanken, die bei dem plötzlichen Angriff Pippas wie aufgescheuchtes Wild auseinandergeflogen waren, kehrten schnell auf die alten Weideplätze zurück. Sie lag die ganze Nacht in wohliger Schlaflosigkeit und spann sich behaglich in ein neues Hoffnungsgespinst ein. Sie meinte, sie überlege den Vorschlag der Sonnambula, in Wahrheit aber war sie schon ganz entschlossen, sich mit dem zu begnügen, was Attilios Liebe ihr gewähren konnte. Wenn sie erst beisammen hausten und sie unter seinem Schutze stand, dann würden die Leute sie schon mit Achtung behandeln, und wenn er gar in die kirchliche Trauung willigte, so war sie ja fast so gut wie seine rechtmäßige Frau. Was den Leuchter betrifft, so fand sich gewiß auch ein Rat. Sie wollte jetzt nur anstandshalber ein paar Tage warten und dann der Sonnambula mitteilen, daß sie ihren Vorschlag annehme.

Ehe sie aber zu diesem Gang Gelegenheit fand, fiel ein Donnerschlag auf ihr Haupt.

Gusberti kam, die strahlende Miß Dolly am Arm, und machte Brautbesuch. Olimpia war auch dabei, und Pensa konnte aus dem Nebenzimmer, wo sie mit Jessie spielen mußte, die Freudenrufe und die schallenden Küsse hören, die zwischen den Damen getauscht wurden, während die Posaunenstimme des Majors alles mit Glückwünschen übertönte. Pensa fiel ohnmächtig auf den Teppich. Auf Jessies Geschrei kam die Pippa gelaufen und netzte des Mädchens Stirn mit Wasser.

Die schlaue Florentinerin war augenblicklich auf der Höhe ihrer

Aufgabe. Sie erblickte äußerste Gefahr im Verzug, denn wenn Pensa den Gegenstand ihrer wahnsinnigen Träumereien sich entrissen sah, so wurde der Platz für Domenico frei. Da mußte ein Riegel vorgeschoben werden.

Sobald die Kleine zu Bett gebracht war, rannte Pensa, ohne zu fragen, noch am Abend nach dem Borgo Stella. Die Sonnambula erschrak, als das Mädchen ohne Tuch und Schleier wie eine Wahnsinnige zur Türe hereinfiel. Aber sobald ihr die Nachricht an den Kopf geworfen war, erlangte sie auch ihre dreiste Stirn wieder.

Das kommt von deinem langen Besinnen her, sagte sie frech. Glaubst du denn, so ein schöner, junger Mann werde ewig auf dich warten? Da hast du's jetzt; wer nicht zugreift, geht leer aus.

Dann aber ließ sie sich durch Pensas Verzweiflung erweichen und gab ihr ein wenig blaues Pulver in einem Stückchen Papier. Wenn es gelang, dieses Pulver der Miß auf den Kopf oder auch nur über das Kleid zu streuen, so mußte der Bräutigam seine Braut verlassen und zu Pensa zurückkehren. Die Alte trieb ihre Menschenliebe so weit, für dieses Pulver keine Bezahlung zu verlangen.

Pensa hatte nicht viel Zeit zu verlieren, denn die beiden Namen standen schon am Munizipium angeschlagen. Sie rannte ein paar Tage lang wie eine Besessene durch alle Straßen, die kleine Jessie immer mit sich schleppend, um Miß Dolly zu begegnen. Damit das Kind zufrieden war, kaufte sie ihm Leckereien, und das Geld dazu nahm die Unglückliche vom Schreibtisch ihrer Herrin, wo immer ein Häuflein Kupfermünzen lag. Jetzt, wo Tod und Leben auf dem Spiele stand, konnte sie nicht mehr ängstlich Recht und Unrecht wägen. Der erste Schritt war ja schon getan, als sie den Leuchter versetzte. Da Miß Dolly nirgends zu finden war, streute sie in ihrer Angst einen Teil des Pulvers auf die Schwelle ihrer Haustür; das war auch gut, aber nicht so wirksam, wie auf der Person selber.

Aber beim Nachhausekommen fand sie Miß Dolly in eigener Person bei ihrer Padrona im Vorzimmer stehend, wo sich die beiden Freundinnen voneinander verabschiedeten. Dolly war gekommen, die Signora zur Hochzeit einzuladen!

Schnell zog Pensa den Rest ihres Pulvers hervor und schüttete ihn der Miß auf das englische knapp sitzende Kleid. Dabei verfuhr sie so ungeschickt, daß Dolly sich verwundert umsah und fragte: Was machst du da?

Am selben Tag sagte die Pippa so nebenbei zu der Padrona: Fällt es Ihnen nicht auf, Signora Padrona, wie sonderbar die Pensa in letzter Zeit geworden ist? Was hatte sie heute nur an der Tasche der Miß Thompson zu schaffen?

Die Signora sah Pippa mit starren Augen an, wie sie zu tun pflegte, wenn sie den Sinn einer Rede nicht begriff, und drehte sich weg, ohne zu antworten.

Noch am selben Tag wollte sie Geld wechseln lassen und nahm mehrere Pfund in englischen Papierscheinen aus dem Schreibtisch. Aber ihre Schneiderin kam mit einem neuen Kleide dazwischen, das sogleich anprobiert werden mußte, deshalb ging sie eilig ins Nebenzimmer, ohne zuvor das Geld zu verschließen. Jetzt kam die Pippa, die alle ihre Bewegungen überwachte, auf den Zehenspitzen hereingeschlichen, nahm den obersten Schein fort und trug ihn auf ihre Kammer. Ihn verstecken war zu gefährlich, auch mochte sie vor sich selbst keine Diebin sein, daher verbrannte sie ihn.

Ein paar Minuten später bat sie ganz ruhig die Pensa, doch einmal einen Blick auf die kleine Standuhr zu werfen, die auf dem Schreibtisch der Padrona stand und für die einzig zuverlässige im Hause galt, denn sie selber dürfe nicht vom Herde weg, solang sie die Ente am Spieß habe.

Als die Signora zurückkam und das Geld zu sich stecken wollte, bemerkte sie gleich, daß ein Fünfpfundschein fehlte. Sie rief der Kammerfrau, damit sie ihr suchen helfe. Die Pippa trat

mit dem Kochlöffel in der Hand unter die Küchentür und sagte:
Er wird wohl vom Tisch geflogen sein, als ich die Pensa hineinschickte, um auf die Uhr zu sehen.
Natürlich war alles Suchen fruchtlos. Die Signora ging ins Kinderzimmer, wo Pensa mit völlig entgeistertem Gesicht neben Jessie am Boden kauerte, und fragte nach dem Schein. Pensa sah angstvoll aus allen Tiefen ihres Elends zu der Herrin auf, aber sie verstand nicht, was man von ihr wollte. Es stand jetzt anderes auf dem Spiel, als ein elender Papierschein, sie wußte ja nicht, ob das blaue Pulver wirken werde, da sie die Hälfte schon vorher weggeschüttet hatte.
Die Padrona wiederholte ihre Frage: Hast du nicht einen Papierschein vom Schreibtisch wirbeln sehen, als du in mein Studio tratst?
Ich war nicht in Ihrem Studio, Signora, sagte die Unglückliche, deren Kopf nicht mehr im Gleichgewicht war.
Wie, du warst nicht in meinem Studio? rief die Signora entrüstet. Ich sah dich doch selbst aus der Türe gehen, und die Pippa sagt, sie habe dich hineingeschickt.
Pippa, die auf dem Gang horchte, verging beinahe vor Wonne. Das war ja sichtbar Gottes eigene Hand, der die Pensa verderben wollte, und sie kam sich selber schon fast von Schuld gereinigt vor.
Das Kind erinnerte sich jetzt wieder an seinen Gang und sagte unschuldig:
Ach ja, ich sollte auf die Uhr sehen.
Die Herrin wandte ihren harten durchdringenden Blick nicht von ihr ab. Heute zum erstenmal fiel ihr Pensas verändertes Aussehen auf, und zugleich ging ihr Pippas Bemerkung wieder durch den Kopf: Was hatte sie nur an der Tasche der Miß Thompson zu schaffen?
Doch setzten diese Eindrücke sich nicht in einem deutlichen Ver-

dacht fest. Pensas Treue und Einfalt waren ja in zu guter Erinnerung, auch ging es ihr nicht in den Kopf, daß eine Menschenkennerin ersten Ranges wie sie so gröblich sich getäuscht haben könnte.

Aber sie war in tiefster Seele erschüttert durch den Vorfall, weniger des Geldes wegen, dessen Verlust gleichwohl empfindlich war, als daß so etwas in ihrem Haushalt geschehen konnte, den sie bisher für ein Muster von Zucht und Ordnung angesehen hatte.

Sie versammelte alle Dienstboten in ihrem Studio und redete ihnen scharf ins Gewissen. Sie hätte es nie für möglich gehalten, daß ein Dieb unter ihnen sei, und habe auch jetzt auf niemand einen bestimmten Verdacht. Aber die Tatsachen sprächen zu klar, das Geld sei verschwunden. Dieser Raub sei aber so dumm wie frech, denn das Wechseln des fremden Geldes müsse unausbleiblich den Dieb verraten. Der Schuldige könne daher gar nichts Besseres tun, als ein offenes Geständnis ablegen und den Raub zurückerstatten, worauf er straflos ausgehen würde. Bedenkzeit bis zum nächsten Morgen wurde gewährt; ließ der Schuldige diese ungenützt verstreichen, so hatte er die Folgen sich selbst zuzuschreiben.

Diese Rede hatte, wie begreiflich, keinen anderen Erfolg, als daß sämtliche Dienstboten eine schlaflose Nacht verbrachten, denn der Verdacht hing jetzt über jedem Haupt. Sämtliche — mit Ausnahme Pensas. Diese blieb ganz stumpf in der allgemeinen Aufregung und träumte von der Wirkung des blauen Pulvers und daß Attilio sie wieder in die Arme nehme; aber als sie sich an ihn schmiegen wollte, wich er zurück und immer weiter zurück, daß sie ihn nicht mehr erreichen konnte.

Die schüchterne Bemerkung Salvatores, ob sich die Padrona nicht vielleicht bei dem Geld verzählt habe, war von dieser fast empört zurückgewiesen worden, denn sie täuschte sich nie. Gleichwohl ließ es ihr keine Ruhe, sie verbrachte den halben Abend vor

der Schublade ihres Schreibtisches zählend und rechnend, aber das Ergebnis blieb immer das gleiche. Von Durchsuchung ihrer Leute nahm sie als gänzlich aussichtslos Abstand. Sie wartete jetzt bestimmt darauf, daß der Schein ihr am andern Morgen stillschweigend in den Weg gelegt werde; natürlich wartete sie vergebens. Schon in den letzten Tagen hatte sie bemerkt, daß die Kupfermünzen, die sie in einem Döschen auf dem Schreibtisch hielt, zu verschwinden pflegten, aber wegen der Geringfügigkeit der Summe hatte sie nicht nachgeforscht. Das war also nur ein Versuch gewesen, und das dicke Ende kam nach. Solcher Verdorbenheit gegenüber ziemte keine Schonung, und sie war entschlossen, unnachsichtlich gegen den Schuldigen vorzugehen, wer es auch sei.

Am Vormittag verlangte Pippa eine Unterredung. Sie kam mit ganz niedergeschlagener Miene und begann. Das Herz gehe ihr fast in Stücke, sagte sie, aber länger zu schweigen wäre ein Verbrechen gegen die gute, edle Padrona, gegen ihre eigene Person und gegen alle andern, die unschuldig seien wie sie. Sie habe schon lange bemerkt, daß die Pensa stehle, ihr selbst sei früher verschiedene Male Geld abhanden gekommen, sie habe die Diebin fast auf der Tat ertappt, hätte ihr aber nichts beweisen können. Auch seien es ja nur Kleinigkeiten gewesen, und sie wollte ihr Zeit gönnen zur Reue. Auch in den letzten Tagen müsse sie wieder kleine Summen gestohlen haben, denn man wisse ja, daß sie kurz zuvor ganz auf dem Trockenen gewesen sei, und doch habe Salvatore mitangesehen, wie sie in der Stadt sich mit Leckereien vollstopfte.

Salvatore hatte nur gesehen, wie Pensa der Kleinen Schokolade gab; selbst hatte sie keine gegessen. Aber der Schuß war wohlgezielt, denn dafür kannte Pippa ihre Herrin, daß ihr nichts so zuwider war wie das Naschen, und daß sie diese Sünde am schwersten vergab.

Sie stockte ein wenig, und ehe sie in ihrer Anklage fortfuhr, bat

sie die Padrona, Pensas viele gute Eigenschaften und ihre große Jugend zu bedenken, sie sei ja fast noch ein Kind.
Kind oder nicht! antwortete die Padrona hart. Verdorbene Kinder sind noch schlimmer als lasterhafte Große. Kannst du beweisen, was du gesagt hast, so soll sie meine ganze Strenge fühlen.
Es falle ihr schwer genug zu reden, antwortete die Pippa, aber da sie selber in Gefahr sei, dürfe sie nicht zögern. Wenn ihr die Padrona nicht glauben wolle, so möge sie sich auf den Monte di Pietà begeben und nach einem gewissen silbernen Leuchter fragen, der auf so rätselhafte Weise verschwunden sei. Dort könne sie den Leuchter finden und auch erfahren, wer ihn gebracht habe. Sie denke, wer den Leuchter genommen, der habe auch den Schein. Denn auf dem Wege gebe es keine Umkehr mehr, der führe Schritt für Schritt zur Verdammnis.
Bei diesen letzten Worten kehrte Pippa die Augen noch oben und stieß einen tiefen Seufzer aus. Die Padrona antwortete nicht und entließ sie mit Mißtrauen, denn Pensa war ihr bisher als ein Spiegel ehrlicher Einfalt erschienen, Pippa dagegen kannte sie als lügnerisch und selbstsüchtig. Dennoch hatten unleugbar schon gestern die Zeichen nicht günstig für Pensa gestanden. Frau Roselli beschloß vor allem einmal, ihre Lade zu durchsuchen, und entfernte das Mädchen unter einem Vorwand auf ein halbes Stündchen aus dem Hause. Pensa empfing den Auftrag zerstreut und schien sich an den gestrigen Vorfall nicht mehr zu erinnern. Wahrlich, wenn sie schuldig war, eine solche Gleichgültigkeit erschien noch strafbarer als das Vergehen selbst.
Die kleine Lade in Pensas Kammer stand harmlos offen und enthielt nur ein wenig Weißzeug, ein paar verschossene Seidenbänder, eine Schnur unechter Korallen in einem Schächtelchen und andern wertlosen Jahrmarktstand. Frau Roselli wunderte sich über diese Dürftigkeit, denn sie hatte Pensa immer reichlich mit Geschenken bedacht, wo mochte das alles hingekommen sein?

Sie konnte sich nicht verhehlen, daß das Mädchen Heimlichkeiten hatte. Übrigens strömte die Lade einen starken Wohlgeruch aus, für den sie keine Erklärung wußte. Endlich fand sie in einem Winkel sorgfältig zusammengewickelt und versteckt ein buntes Seidentuch mit den verschlungenen Initialen A und G. Dieses Tüchlein, das sich durch seinen Duft verriet, war nicht Pensas Eigentum, soviel stand fest. Die Signora wußte sogar, wem es gehörte, denn der Doktor hatte es noch während Jessies Krankheit vermißt und danach gefragt, weil es ihm von der Schwester gestickt und ein liebes Andenken war. Die Besuchskarte Gusbertis, die gleichfalls in der Lade lag und der Richterin vielleicht die Augen geöffnet hätte, kam unglückseligerweise nicht zum Vorschein, denn sie hatte sich zwischen ein paar Heiligenbildchen geschoben. Diese Entdeckung veränderte mit einem Male ihre Gesinnung gegen das Mädchen, und ihre Gedanken wurden zu lauter Spürhunden auf der Fährte der Verbrecherin.

Hatte Pensa dieses Tuch genommen, so konnte sie ebensogut noch manches andere gestohlen und zu Geld gemacht haben, wahrscheinlich war das Tuch nur zu wertlos für das Pfandhaus.

Auf der Stelle nahm sie eine Droschke und fuhr nach dem Monte di Pietà; von dort brachte sie den silbernen Leuchter und die Gewißheit von Pensas Schuld nach Hause.

Das Mädchen war unterdessen schon zurückgekommen und bügelte Jessies Spitzenkleidchen. Sie bemerkte nicht, daß um sie her geflüstert wurde und daß man ihr auswich, sie fühlte nichts als die dumpfe, tödliche Angst, daß das Pulver wirkungslos bleibe, denn die Somnambula, bei der sie in der Eile gewesen, hatte ihr gesagt, wenn nur die Hälfte davon auf das Kleid der Braut gekommen sei, so könne sie für nichts stehen.

Sie wurde gleich zu der Herrin gerufen, die ihr noch einmal mit richterlichem Ernst die Frage nach dem Schein vorlegte. Pensa beteuerte, sie wisse von nichts. Da fragte die Signora nach dem silbernen Leuchter. Das Mädchen wurde blaß wie eine Leiche,

aber ihr Unstern trieb sie zu leugnen. Nun wickelte die Signora den Leuchter aus einem Tuch und hielt ihn der Unglücklichen vor die Augen. Pensa senkte den Kopf, am ganzen Körper zitternd, und brachte kein Wort hervor.

Hast du also den Leuchter genommen, ja oder nein? ging das Verhör fort.

Ja, sagte sie fast unhörbar.

Und wozu brauchtest du das Geld?

Pensa schwieg. Wenn sie von der Sonnambula und ihrem Treiben erzählt hätte, so wäre ihr vielleicht verziehen worden, aber sie fühlte, daß sie auch auf der Folter nicht den geliebten Namen über die Lippen gebracht hätte. Sie mußte sich ganz durchsuchen lassen, ihre Tasche umdrehen, selbst ihre kleine zerrissene Börse öffnen, aus der nichts herausfiel, als ein einziger Centesimo. Sie solle sagen, wo sie den Schein hingebracht habe, wer ihre Helfershelfer seien, die ihr das Gestohlene bargen. Pensa blieb bei der Beteuerung, sie habe den Schein nicht genommen.

Hast du auch dieses Tüchlein nicht genommen?

Diese Anklage erschien ihr noch als die schrecklichste von allen. Sie sollte aus niedriger Habsucht den bestohlen haben, der ihr das teuerste auf der Welt war! Sie brach in Tränen aus und schluchzte, sie habe das Tüchlein gefunden und es nur behalten, weil es so gut roch.

Und den Schein hast du wohl auch gefunden? fragte ihre Herrin mit eisigem Hohn. Roch er wohl auch gut?

Nein, bei den Seelen meiner Lieben im Fegefeuer! Bei den Schmerzen der Madonna! Nein! schrie Pensa und griff an ihren Kopf, der mit ihr im Kreise ging.

Die Padrona sah schrecklich aus, ihre blauen Augen starrten. Der unerhörte Undank und die verstockte Schlechtigkeit dieses jungen Geschöpfes erschütterten sogar ihre Fassung. Die Lügnerin, die Diebin, die Komödiantin! Am wohlsten wäre ihr gewesen, wenn sie sie auf der Stelle hätte züchtigen dürfen, aber das verboten

die Landesgesetze. So sollte sie wenigstens auch die Strenge dieser Gesetze fühlen!

Sie packte das Mädchen, das keinen Widerstand leistete und an allen Gliedern zitterte, so fest, daß sich ihre Nägel durch den Ärmel ins Fleisch bohrten, schleppte und stieß sie in ihre Kammer, die sie hinter ihr abschloß. Da sollte sie bleiben, bis die Carabinieri sie abholten auf die Quästur. Dort würde man ihr den Mund schon öffnen.

Ist ein Opfer gefallen, so erwacht das Tier im Menschen und verlangt vom Blute zu lecken; wenn ein Wesen moralisch getötet ist, fällt das Urteil der anderen wie eine Hyäne darüber her und zerfleischt die Leiche. Jeder hat noch etwas gegen den Gerichteten beizubringen, und man freut sich, daß sein Schicksal zwar hart, aber auch verdient ist. Hier kam noch der schwere Umstand hinzu, daß durch Pensas Fall alle anderen gereinigt wurden und wieder frei aufatmen konnten. Ein jedes wollte jetzt ihre Verworfenheit von Anfang an gewittert haben. Hatte man sich denn jemals ihr anschließen können? Ihre scheinheilige Miene war allen zuwider gewesen; nicht umsonst hieß sie im Haus die Santarellina. Ja, jetzt war die Tugend und Heiligkeit am Tage.

Frau Roselli, die sich nicht leicht erzürnte, dann aber eiskalt und unerbittlich war, fühlte bei diesen Reden den Stein auf ihrer Brust immer kälter und schwerer werden. Sie wollte gar keine Schonung kennen und nur die Rückkehr ihres Gatten abwarten, um das Mädchen verhaften zu lassen. Jessie, die nach ihrer Pensa schrie, wurde von der Mutter erbarmungslos abgestraft und in einen dunklen Winkel gesperrt. Das Gift dieses Einflusses mußte ihrem Fleisch und Blut mit aller Strenge ausgetrieben werden, dann wollte sie eine englische Bonne ins Haus nehmen, die ihr Vertrauen verdiente.

Die Nachricht von dem schweren Fall der kleinen Scheinheiligen wurde in der ganzen Nachbarschaft herumgetragen. Domenico ward zuerst benachrichtigt.

Denkt Euch nur, einen ganzen Koffer voll gestohlener Wäsche, sagte die Pippa. Dutzende von seidenen Taschentüchern, der Leuchter, das Geld! Dafür kommt sie auch heute noch ins Gefängnis, Ihr könnt selber zusehen, wie man sie abführt.

Domenico schlug beide Hände vors Gesicht und schluchzte wie ein Kind. So jung und ein solches Schicksal!

So jung und so schlecht! rief Pippa. Ihr könnt Gott danken, daß er Euch vor der Schande bewahrt hat. Ich habe es immer gedacht, stille Wasser sind tief, aber ich mochte nichts sagen, weil ich Euch so versessen sah auf die Pensa. Jetzt tätet Ihr gut Euch zu besinnen, wo gediegene Eigenschaften zu suchen sind.

Sie sah selbstzufrieden umher und fühlte sich auch innerlich sehr gehoben vom Gefühl ihrer Reinheit.

Pensa lag in ihrer Kammer, mit ausgestreckten Armen über die kleine hölzerne Lade hergeworfen, als wäre hier eine Freistatt. Sie war ganz zerbrochen vom Bewußtsein ihrer Schuld und der Unschuld, die sie nicht beweisen konnte. Wenn sie nur alles erzählen könnte, wie es von Anfang an gegangen, wie sie ihr Herz an den schönen Offizier gehängt hatte und von der Somnambula betrogen worden war. Aber wie dieses Geständnis über die Lippen bringen? Und vor diesen kalten, blauen Augen, die nie etwas törichtes geträumt hatten, — das war ganz unmöglich.

Die Drohung, sie den Gerichten auszuliefern, war für Pensa dasselbe, wie etwa die Aussicht in einen Kessel mit siedendem Wasser geworfen zu werden. Schon der Gedanke, als Zeugin auf die Quästur zu müssen, hätte sie ja an allen Gliedern zittern gemacht! Und wenn Er von dieser Schande erfuhr, ihr Abgott, der schon ohnehin für sie verloren war! Der in den nächsten Tagen eine andere zum Altar führte, der sie nun nie wieder in seine Arme schloß! — Bei diesem Gedanken vergaß sie sogar das Schrecknis, das vor ihr stand, und die ganze Last ihres Jammers fiel mit einem Ruck auf jene andere Seite.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Major wollte von so äußersten Maßregeln, wie der Einmischung der Quästur, nichts wissen.

Die Polizei ist keines Menschen Freund, setzte er seiner Frau auseinander. Lieber möchte ich einem Dieb noch Geld geben, nur damit er schweigt und mir keine Untersuchung zuzieht. Das gäbe endlose Vorladungen, und schließlich hätten wir noch die Prozeßkosten zu bezahlen, denn das Mädchen hat ja nichts, und der Staat tut keinen Schritt umsonst. Von dem gestohlenen Geld bekommt man sowieso nichts mehr zu sehen.

Diesen Standpunkt konnte seine Frau nicht begreifen, ihr war es gar nicht so sehr um ihr Geld, sie verlangte Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person und der Zweckmäßigkeit, Gerechtigkeit im Abstrakten. Für solche Verbissenheit hatte nun seinerseits der Major kein Verständnis, und es gab einen kleinen Ehestreit, wo nordische und südliche Anschauungen hart aufeinanderfuhren, wo aber ausnahmsweise der Gatte Meister blieb. Er hatte seiner Frau klar gemacht, daß die Verhandlungen sie möglicherweise den ganzen Sommer in der Stadt festhalten könnten.

Als der Major die Kammer betrat, fand er Pensa noch immer mit dem Kopf auf ihrem Koffer liegend, das lose Haar nach vorn gefallen und die Arme hilflos herabhängend. Sie glich einem Opfer, das auf den Streich des Henkers wartet. Die Sonne spielte auf ihrem Nacken, der aus dem verwaschenen Kattunjäckchen vortrat, und vergoldete die kleinen Löckchen. Als sie den Padrone erkannte, zog sie sich noch mehr in sich selbst zusammen, daß sie ein ganz kleines Häufchen ward, und hielt die Augen gesenkt. Er hieß sie aufstehen.

Der Major war gekommen, um das Mädchen durch gütliches Zureden zum Geständnis und so weit wie möglich zur Herausgabe des Geldes zu bewegen, dann wollte er sie ohne Aufsehen entfernen. Aber beim Anblick der schönen Sünderin vergaß er das Geld. Das war also die freche, kleine Person, die die gekränkte Tugend zu spielen wagte, wenn er sich nur einen unschuldigen

Scherz erlaubte! Jetzt hatte sie sein Haus bestohlen und teilte offenbar den Raub mit einem Liebhaber. In seinen grobgeschnitzten Zügen spiegelte sich eine grausame Freude, sie so in seiner Gewalt zu sehen. Er hätte sie schütteln und schlagen oder in den Armen zusammenpressen mögen, so reizte ihn diese hilflos hingesunkene Gestalt.

Pensa hatte aus seiner Anrede die Hoffnung geschöpft, daß sie in ihm ein menschliches Herz finden werde, und lag vor ihm auf den Knien. Sie wiederholte schluchzend und stammelnd die Beteuerung ihrer Unschuld. Den Leuchter habe sie freilich in großer Not aufs Pfandhaus getragen, aber nur um ihn am ersten des Monats, wenn ihr der Lohn ausgezahlt würde, zurückzuholen. Wozu sie das Geld so nötig gehabt, wollte sie auch jetzt nicht sagen. Der Major überzeugte sich, daß der entwendete Schein nicht mehr in ihrem Besitz sein konnte, und daß ein Gefühl, stärker sogar als ihre Todesangst, sie abhalte den Mitschuldigen zu nennen. Sein Grimm wandelte sich in Eifersucht und entzündete das rasende Verlangen, dieses verlorene Geschöpf, das in seiner Sünde und seinem Jammer so unwiderstehlich war, an sich zu reißen.

Er redete ihr zu sich zu fassen und stellte sich, als glaube er an ihre Unschuld. Er wolle bei der Padrona einen Aufschub erwirken und inzwischen sehen, was er für sie tun könne. Er sei von jeher ihr Freund gewesen, sie habe niemand, der es gut mit ihr meine, niemand als ihn. Wenn andere sie in die Klemme gebracht hätten, er wolle sie wieder herausziehen. Er werde schon einen Ausweg finden, er täte ja alles für sie. Die Padrona freilich bestehe darauf, ihren englischen Bankschein wieder zu bekommen, und der Schein sei nun eben nicht mehr in Pensas Händen — er sei nie in Pensas Händen gewesen, nein, gewiß nicht. Aber es gebe noch andere englische Scheine, die dem entwendeten Schein so ähnlich sähen, wie ein Ei dem andern, denn die Nummer des Scheins habe die Padrona aufzuschreiben versäumt. Er wolle keine Mühe

sparen und einen ganz gleichen Schein finden, den solle seine kleine Freundin morgen früh der Padrona geben, und eine Erklärung würde man schon zusammen ausdenken.
Ob sie denn eine Schuld eingestehen könne, die sie nicht begangen habe? wandte Pensa schüchtern ein.
Ja, da sei nun nichts zu machen, antwortete leichthin der Major. Das müsse sie als Buße für andere Sünden ansehen, die sie wohl begangen haben werde. Ob die kleine Pensa denn keine Sünde auf dem Gewissen habe?
Er fuhr ihr mit seiner breiten Hand über den Nacken am Kopf herauf, daß die spröden Haare unter seinen Fingern knisterten, und wollte sie um den Leib fassen, aber sie sträubte sich. Ihr Herz, das schon angefangen hatte aufzuschwellen, zog sich wieder ganz bang zusammen, und sie fiel von einem Schrecken in den anderen.
Du bist ein Gänschen, sagte der Major, indem er sie freigab, aber du wirst schon noch einsehen, wer es gut mit dir meint. Ich gehe jetzt fort und ruhe nicht, bis ich einen Bankschein habe, der für den vermißten gelten kann. Niemand im Hause darf erfahren, daß wir einverstanden sind. Ich komme erst in der Nacht wieder, wenn alles still ist, und bringe dir den Schein. Dafür mußt du aber ein bißchen erkenntlich sein, denn kein anderer Padrone täte, was ich für dich tun will.
Kein anderer ließe sich bestehlen und würde noch selber das Gestohlene ersetzen, fügte er in Gedanken hinzu, aber er sprach es nicht aus, da er Pensa auf diesem Punkt so empfindlich sah. Mit schweren Schritten ging er aus dem Zimmer und schloß wieder hinter sich ab.
Später wurde ihr durch Salvatore das Essen gebracht. Das wäre eigentlich Pippas Geschäft gewesen, aber diese scheute sich, das Zimmer Pensas zu betreten. Es kam ihr fast vor, als sollte sie der Leiche einer von ihr Gemordeten ins Gesicht sehen. Hätte man die Pensa gleich aus dem Haus geschafft, so wäre alles gut

gewesen, und sie hätte nicht mehr an das Unglückskind zu denken gebraucht, aber sie noch immer in der Nähe zu wissen und ihr Stöhnen zu hören, das war unheimlich. Wenn sich der Padrone ihrer annahm, so hatte sie nichts dagegen und wollte mäuschenstill dazu sein. Sie wünschte ja keineswegs ihren Untergang, und daß sie nicht im Haus behalten würde, dafür bürgte die Entschlossenheit der Padrona.

Salvatore redete dem Mädchen gutmütig zu, ein wenig Speise zu nehmen, aber sie wollte nichts als ein Glas Wasser. Er fragte, ob er sonst nichts für sie tun könne, sie schüttelte den Kopf. Dann schlich er auf den Zehenspitzen ganz nahe zu ihr heran und flüsterte durch beide Hände:

Traue dem Padrone nicht, er meint's nicht gut. — Pensa wußte selber, daß sie ihm nicht trauen durfte. Was blieb ihr noch übrig?

In ihren angstvollen Augen stieg ein letzter, schrecklicher Gedanke auf, noch ungewiß und formlos, aber er setzte sich fest und nahm Gestalt an. Salvatore sah ihn nicht. Er sagte ihr, daß er von der Padrona den Befehl habe, Jessies Bettchen hinauszutragen, und erzählte, wie das Kind nicht aufhöre, nach Pensa zu verlangen. Jetzt machte sich des Mädchens Verzweiflung Luft, sie warf sich mit Schreien über die kleinen Kissen her und wollte das leichte Eisengestell nicht loslassen, bis der Bursch es ihr mit sanfter Gewalt aus den Armen wand. Also sollte sie nicht einmal das Kind wiedersehen, an dem sie hing, wie wenn es ihr eigenes wäre! Nun erschien sie sich erst ganz verstoßen und gerichtet.

Aber auch einen andern sollte sie nicht wiedersehen, von dem zu lassen noch schrecklicher war. War sie auch von der verfluchten Hexe betrogen worden, und gehörte er jetzt der Engländerin, ganz konnte er doch die arme, kleine Pensa nicht vergessen haben, die er einst so glühend in den Armen gehalten hatte. Ihr schwaches Hirn machte eine äußerste Anstrengung und suchte mit Sammlung nachzudenken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als Salvatore zurückkam, um auch das Waschgerät zu holen, fragte sie ihn, ob er die Wohnung des Stabsarzts Gusberti kenne, und sie sprach diesmal den Namen ohne alles Zögern aus. Er bejahte und brachte ihr auf ihre Bitte heimlich Papier und Schreibzeug. Den Brief versprach er mit aller Bestimmtheit noch am Abend zu bestellen, sollte er auch heimlich weglaufen müssen und sich acht Tage Arrest zuziehen.

Pensa dachte jetzt gar nicht mehr an ihre schlechte Handschrift, sondern schrieb ohne Besinnen, wie ihr das Herz eingab, alle Worte aneinanderhängend:

Herr Doktor, Sie haben mir einmal gesagt, ich solle Ihnen nicht mehr schreiben, und es geschieht auch nicht, um Sie zu belästigen. Aber Sie haben auch gesagt, wenn ich in Not sei und Sie brauche, soll ich Sie rufen. Jetzt bin ich in großer fürchterlicher Not. Kommen Sie heute noch vor Mitternacht unter mein Fenster und pfeifen Sie leise. Dann erfahren Sie alles. Ich will fort und fort beten, daß Sie den Brief rechtzeitig erhalten. Wenn Sie nicht heute nacht kommen, so können Sie mir nicht mehr helfen. Dann beschwöre ich Sie nur, nichts Schlechtes von mir zu glauben, denn es ist nicht wahr. Die Sonnambula war an allem schuld, und weil ich Sie nicht vergessen konnte.

Ihre bis in den Tod getreue Pensa.

Verzeihen Sie auch das einfache Schreiben, ich hatte keine Zeit, so schöne Sachen hineinzusetzen.

Da sie schon im Zug war und noch ein Blättchen übrig hatte, schrieb sie auch an die Padrona:

So wahr ich von Gott Verzeihung hoffe, ich weiß nichts von dem Schein. Es ist alles so, wie ich gesagt habe. Nur wegen des Leuchters bin ich schuldig und bitte, daß Sie mir vergeben und die Jessie nicht mehr schlagen, das Kind versteht ja nichts davon.

Der Brief war abgegangen und allmählich wurde es still im Hause. Jessies Geschrei war verstummt, das Kind mußte einge-

schlafen sein. Jetzt kam der Major nach Hause. Pensa hörte seinen Tritt vom Vorzimmer her und seine schallende Stimme, die ihr noch rauher vorkam als sonst. Nebenan gingen die Pippa und das Kammermädchen flüsternd zu Bett.

Die Stunden vergingen. Pensa betete angstvoll, daß Er doch kommen möge. Drunten auf dem Viale wurde es auch still, und so oft noch ein später Fußgänger vorüber ging, flog sie ans Fenster. Es war gerade eine Nacht wie an jenem Johannisfest. Der helle Himmel sah mit weißen Wölkchen und mit wenigen, durch den Mondschein getrübten Sternen ins Zimmer. Doch dafür hatte Pensa kein Auge, nur an dem Lindenduft erkannte sie, daß es wieder war wie dazumal. Sie wartete und wartete in einer Überreizung, die fast Freude war.

Jetzt schlich es über den Gang nach ihrer Kammer. Das war der Padrone. Der Schlüssel wurde gedreht, aber innen war noch ein Riegel, den hatte sie vorgeschoben. Er war zwar schwach, aber er genügte für ihre Sicherheit. Es klopfte, sie schlich an die Türe.

Öffne, Pensa, ich bin's, hieß es leise.

Ich weiß, aber ich öffne nicht.

Närrchen, ich habe ja den Schein. Mach doch auf.

Ich will den Schein nicht.

So ging das Geflüster noch eine Zeitlang hin und her. Der ungeduldige Mann rüttelte von außen an der Türe, aber der Riegel blieb fest.

Nun, so geh ins Verderben! sagte er endlich im Zorn und entfernte sich.

Jetzt war alles entschieden, aber nun faßte sie auch eine furchtbare Angst. Wenn Attilio nicht erschiene, wenn er den Brief nicht erhalten hätte! Wenn sie sterben mußte, ohne den Trost seines Anblicks! Und hatte sie denn den Mut zu sterben? Wie würde sie aussehen, wenn der Morgen kam? Und die ewige Strafe, die auf dem Selbstmord steht!

Jetzt schlich es abermals auf dem Gang. Der Major kam zurück.

Sei doch vernünftig, Pensa, ich mein' es ja gut mit dir.

Die Versuchung begann aufs neue. Sollte sie öffnen, die Todsünde auf sich laden? Dann konnte sie sich retten, aber das Grauen vor dem Mann, der ihr Elend mißbrauchte, stieß sie zurück.

Sollte sie sterben und in die ewige Verdammnis fallen? Aber vielleicht ist Gott barmherziger als die Menschen — man nennt ihn ja den lieben Gott!

Da ertönte ein leiser Pfiff auf dem Viale. Gott sei Dank! Er ist gekommen. — Er! Sie hatte kein anderes Gefühl mehr, als hinunter zu ihm — in seinen Armen sterben!

Er war es wirklich. Er hatte den Brief noch spät zu Hause vorgefunden, als er von seiner Braut kam. Mit Mühe entzifferte er Handschrift und Orthographie. Was mochte nur das kleine Mädchen von ihm wollen? Wie lästig diese Störung! Aber der Brief klang so angstvoll. Gewiß, sie war in Not und bedurfte seiner. Sei es, was es sei, er mußte ihr helfen.

Es war nicht mehr weit vor Mitternacht, als er sich auf den Weg machte. Unter dem wohlbekannten Fenster pfiff er leise. Etwas Weißes wurde sichtbar, er hörte seinen Namen nennen.

Jetzt wuchs die Gestalt in die Höhe und erschien hoch oben auf dem Fensterbrett. Ein Schrei und ein Sausen durch die Luft, dann fiel ein schwerer Körper neben ihm zu Boden.

Er war in seinem Entsetzen zuerst zurückgesprungen. Jetzt eilte er hinzu und beugte sich über die Gefallene. Er richtete den armen, zerschmetterten Leib in seinen Armen empor, wie sie es gehofft hatte, und beim Schein eines Streichhölzchens erkannte er, daß das Leben schon erloschen war.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein Rätsel

Ein seltsamer Fund geriet unlängst in meine Hände.

Ich pflegte von Florenz aus häufig die Steinbrüche des Monte Ceceri zu besuchen und hielt mich dort gerne in den Felsenkammern auf, die durch die Absprengung der Steine entstanden sind. Da diese Steine, zum Häuser- und Straßenbau dienend, meist in langen Stufen gebrochen werden, so haben sich unregelmäßige Treppen gebildet, die märchenhaft in das Innere des Berges zu führen scheinen. Um dem Einsturz vorzubeugen, hat man starke Pfeilermassen stehen lassen, welche die triefende Decke der Kammern tragend an die Felsenbauten der Alten erinnern. Das durchgesickerte Wasser steht als dunkler See auf dem Boden, und durch seitliche Luken sieht wie durch Fenster der blaue Himmel herein. Viele solcher Kammern sind wegen Erschöpfung des Gesteins verlassen, und das Geröll darüberliegender Brüche hat ihren Eingang bis zu halber Höhe verschüttet.

In einer dieser Kammern saß ich an einem warmen Frühlingsabend, hörte tief unten im Tal die Mensola rauschen und betrachtete mir die zerklüfteten Flanken des Berges, wo zwischen rötlichem Geröll nur die wilde Myrte und einzelne schmächtige Zypressen sproßten. Da machte ich eine unerwartete Entdeckung. Zwischen zwei vorstehenden Steinen an geschützter Stelle stak ein in schwarzes Leder gebundenes Taschenbuch. Ich zog es vorsichtig heraus, und nachdem ich es eine Zeitlang zweifelnd in den Händen gedreht hatte, nahm ich mir die Freiheit, es aufzuschlagen. Seine Blätter waren mit Tinte beschrieben, in einer steifen, aufrecht stehenden Schrift, die von rechts nach links lief und mir

auf den ersten Blick unverständlich schien, dazwischen mengten sich Zahlen und gekritzelte Figürchen. Die ersten Seiten fehlten, und in die geheften Blätter eingeschoben lagen andere, von verschiedenem Format, die mit denselben fremdartigen Zeichen bedeckt waren.

Lange hielt ich das unordentliche Heftchen in der Hand und suchte nach einem Schlüssel zu dieser Geheimschrift, in der ich nichts erkennen konnte als die O. Da kam mir plötzlich der Einfall, mein kleines Taschenspiegelchen herauszuziehen und neben die Schrift zu halten. Freudige Überraschung! Die verworrenen Züge ordneten sich sofort im Glase, die Hieroglyphen erwiesen sich als gewöhnliche Spiegelschrift, und die ersten Worte, die ich entzifferte, waren deutsch. Doch war das Lesen mit dem winzigen Spiegelchen sehr unbequem, und zuweilen liefen Querlinien mitten durch das Geschriebene und vermehrten die Schwierigkeit.

Aber das Wenige, was ich gelesen, ließ mir keine Ruhe, und ich nahm den wunderlichen Fund mit nach Hause, wo ich ihm mit einem größeren Handspiegel und zwei angezündeten Kerzen zu Leibe ging. Nachdem ich die Schrift nicht ohne Mühe entziffert hatte, suchte ich, so gut es gehen wollte, einige Ordnung hineinzubringen, indem ich Wiederholungen wegließ, kleine Zusammenziehungen vornahm und nach der Wahrscheinlichkeit die Reihenfolge herstellte.

Als sie endlich ins Reine geschrieben war, erhielt sie die Gestalt, in der sie hier vorliegt:

*

Ich stand auf dem Domplatz von Pisa.

Es war eben Mittag, die letzten Schläge der Uhr zitterten noch durch die glühende, unbewegliche Luft. In der blendenden Helligkeit standen die Marmorkolosse, Dom, Battistero und Campanile traumhaft, ohne Schwere da, als wüchsen sie soeben aus dem grünen Flaume des Bodens heraus. Hier wohnt die Einsamkeit

in ihrem marmornen Königssitz, umflutet von unerträglichem Glast, mit dem sie jeden Eindringling wie mit einer wabernden Lohe zurückscheucht.

Nur wie ein leises, leises Schwirren tönt der Lärm der Stadt herüber, in der Entfernung rollt ein Wagen vorbei, aber niemand soll mir einreden, daß seine Insassen Wesen von Fleisch und Blut seien. Es muß ein Stück Jenseits sein, auf dem ich stehe, und ich bin keineswegs sicher, wie es um meine Leiblichkeit bestellt ist. Wenn nicht mein kurzer Schatten neben mir aufs Pflaster fiele, würde ich nicht glauben, daß ich da bin. Ob meine Stimme wohl einen Laut hat? — Ich möchte sie gern versuchen, aber sie wagt sich nicht hervor in dieser Stille, ich fühle mich so aufgehoben, so nicht vorhanden in der dünnen, körperlosen Hitze, die mir selbst das Gefühl der Schwere nimmt.

Ich erhebe nacheinander meine Arme und Beine, um mich zu überzeugen, daß sie mein sind. Meine Bewegungen sind langsam und schattenhaft, und meine Gedanken gehen leise wie auf Filzsocken. Ich kann mich nicht auf meinen Namen besinnen. Es scheint mir, als würde ein grauer Schleier langsam über mein Gehirn gezogen, und ein dumpfer Schmerz in den Schläfen läßt mich nicht denken. Ich muß irgendwo in der Sonne geschlafen haben, denn mein Geist ist noch umflockt wie von zerrissenen Gespinsten und meine Glieder steif vom Liegen. Seltsamer, unbegreiflicher Zustand! Ich weiß nicht, wer ich bin. — — —

Der Himmel ist überall gleichmäßig tief und blau, eine hoch gewölbte saphirne Kuppel, unter der kein Wölkchen wandert und kein Vogel singt. Immer unheimlicher blicken mich die Dinge an, es ist, als sei die Erde plötzlich im Schwung erstarrt und liege in atemlosem Erwarten von etwas Ungeheurem. Weiß und geisterhaft glüht die Sonne, als müsse sie einem Weltbrand leuchten, und die Luft hat sich regungslos in sich selbst verkrochen. Die Einsamkeit starrt mir ins Gesicht mit ihren leeren, weißen Sphinxaugen, die mir mein Ich genommen haben. — Trotz der Hitze

überrieseln mich eisige Schauer. Dann fängt mit einem Male alles zu wogen und zu branden an. Mir schwindelt, ich habe keinen Halt in der wallenden Unendlichkeit, das Ankertau ist mir entschlüpft, die Wirbel stürzen auf mich ein und reißen mich hinunter. — — —

Die Tür des Battistero steht offen, und ich trete schwankend hinein. Ich mache ein paar Schritte in der leeren Rotunde, ich fühle meinen Atem, der aus- und eingeht, also bin ich doch. Ich setze an, ein wilder unmelodischer Ton entringt sich meiner Kehle und durchläuft im Echo den Raum. Ich betaste mein Gesicht, meine Arme, ich übe meine Glieder im Laufschritt, ich tanze, also bin ich doch.

Dann tauche ich meinen Kopf ins Taufbecken und wasche meine Hände, daß das Wasser nach allen Seiten spritzt. Jetzt wird mir wohl, und eben wollte ich neue Daseinsproben mit mir anstellen, als ein Mensch, den ich zuvor nicht wahrgenommen hatte, in mein Sehfeld fiel. Es war ein ältlicher, etwas beleibter Herr in heller Sommerhose und grau gewürfelter Jacke, offenbar ein Reisender, denn er trug den Feldstecher an gelbem Riemen über die Schulter geschnallt. Die Störung war mir lästig, ich schüttelte das Wasser aus den Haaren, trocknete Gesicht und Hände mit dem Taschentuch und verließ den Tempel. — — —

Ich bin, das ist kein Zweifel, aber wer bin ich? Mit welchem Namen unterscheide ich mich von meinen Mitgeschöpfen? Wo war ich vorher, und was will ich hier? — — Ich weiß es nicht! O ewige Vorsehung — ich habe keine Antwort auf diese Fragen!

Aus aller Kraft klingle ich jetzt an der Tür des Camposanto, daß der Kustode herbeistürzt und seine Schlüssel hervorzieht. Das hindert mich aber nicht, noch immer weiter zu klingeln, denn der Ton der Klingel macht mir Freude. Ich nehme ihn für einen Beweis meines Daseins.

Signore, Signore, es ist offen, schnaubt der Custode.

Meinetwegen, so treten wir ein.

Totenstille empfängt mich, um die weißen Bogengänge flutet das unerbittliche Licht, der saftige Rasen leuchtet und lacht in unnatürlich dunklem Grün, übersättigt von all den Leibern, die ihn genährt haben, und die schwarzen Zypressen stehen hoch und regungslos, riesige Schildwachen des Todes. Ich entziffere die Inschriften auf den blanken Grabsteinen und könnte schreien vor Wut. Jeder dieser armen Narren, die hier unten vermodert sind, hat seinen Namen hinterlassen, der auf diesen Steinen sein wesenloses Dasein weiterführt, und ich lebe und weiß nicht, wer ich bin! Ich kann gehen, singen, tanzen, kann einwirken auf die Dinge außer mir, aber ich weiß nicht, wie ich heiße!

Lange Zeit habe ich vor mich hingestarrt, um meine Gedanken zu sammeln, aber umsonst. Keine Erinnerung kommt mir zu Hilfe. Ich kehre meine Taschen um, ich stöbere nach einer Besuchskarte, einem Brief, einem Paß. Da ist nichts, nichts, das mir auf die Spur hilft — nur eine Börse mit Geld und ein Taschentuch, das ich an allen Enden umdrehe, es hat nicht einmal einen Namenszug.

Was ist mit mir vorgegangen?

War das immer so mit mir? Habe ich vielleicht eine schwere Krankheit durchgemacht, in der mein Gedächtnis verlöscht ist? Was soll nun aus mir werden?

Ich versank am Ende in gedankenloses Brüten und sah der Entpuppung einer Zikade zu. Ihr falbes Gehäuse war der Länge nach wie Glas geborsten, daß der neue grüne Leib darunter sichtbar ward. Sie lag und krümmte sich, um ihre dünnen Füße aus der engen Beschuhung zu befreien, und brachte unter verzweifelten Mühen das Köpfchen aus dem Spalt hervor, das gleich den Füßen half, sich gegen die Hülse zu stemmen und sie wie ein enges Kleidungsstück unter Zerren und Zappeln vollends herunterzuziehen. Endlich war ein formloses Ding geboren, das sich noch betäubt in der Welt umsah, während die leere Larve mit den vorgewölbten Augen in dummer Verwunderung das neue Wesen

anzuglotzen schien. Die durchsichtigen Flügelchen waren noch gefaltet, wie aufgerollte grüne Blättchen, und schleppten im Grase. Wunderlicher Zustand! Bin wohl auch ich soeben aus einer Puppenhülle geschlüpft und muß den Gebrauch meiner neuen Glieder erst erlernen?

Es ist mir fast, als wolle ein Gedanke sich zur Klarheit durchringen, als der Anblick des gewürfelten Mannes aus der Taufkirche mich in neue Unruhe stürzt. Er ist mir nachgeschlichen und steht drüben unter den Fresken im Gespräch mit dem Custoden. Sie schielen ab und zu nach mir herüber, und jetzt zieht der Fremde gar ein Merkbuch aus der Tasche und schreibt.

Mit zwei Schritten bin ich an seiner Seite, ich frage ihn, weshalb er mich vorhin so anstarrte, ob er etwas gegen mein Hiersein einzuwenden habe; ich fühle, daß meine Augen dabei rollen.

Der Gewürfelte ist ein Mann des Friedens und antwortet mit einer Entschuldigung. Eine Ähnlichkeit hatte ihn getäuscht, ich erinnerte ihn an einen alten Bekannten.

Ein Hoffnungsstrahl ging mir auf, vielleicht daß der Gewürfelte mich kannte, vielleicht daß ich durch ihn erfahren konnte, wer ich bin.

Warum sollte ich nicht Ihr Bekannter selber sein?

Aber der Gewürfelte ward ängstlich und wich mir aus, und am Ende versicherte er, der Herr, an den ich ihn erinnert habe, sei schon vor längerer Zeit gestorben.

Dann kann ich wohl schwerlich er sein, sagte ich, den Hut lüpfend, — ich bedaure, bedaure unendlich.

Überlegen lächelnd schritt ich an den beiden vorüber, dem Ausgang zu; aber mir war nicht wohl bei der Sache.

Gestorben, sagte er? Gestorben? Es ist eine ungereimte Vorstellung, gestorben zu sein, — tausend Gedanken zucken mir durch den Kopf, die ich nicht halten kann. — Was täte ich denn hier, wenn ich gestorben wäre, und mit solcher Kraft in meinen Sehnen? — Nein, es ist klar, der Mensch weiß nichts von mir, und

wenn er etwas weiß, so will er es nicht sagen. — Ich gewann die Tür, die ich hinter mir ins Schloß drückte, und sieh, der Schlüssel stak, ich drehte ihn leise um, Triumph, der Gewürfelte war gefangen!

Jetzt durchquere ich in eiligem Lauf die Piazza, wo das grelle Licht mich wieder mit spitzen Pfeilen durchbohrt, ich laufe Spießruten die Straße hinunter, denn nirgends ist Schutz vor ihnen. Wie sie auf mich zielen von allen Seiten! Das weiße Pflaster wirft sie mir zu, von den getünchten Mauern prallen sie zurück. Überall sind die Außenläden geschlossen und die Schaufenster mit Segeltuch verhängt, der Schweiß rinnt mir in Strömen über die Stirn, aber ich halte mich nicht damit auf, ihn abzuwischen. Nur fort von diesem verhexten Pflaster, das sich an die Sohlen festkleben will, nur hinaus aus dieser Stadt des ewigen Schlafs! Ich bin auf einer Brücke, der Arno rollt hier seine trägen, gelben Wellen nach dem Meere; noch eine Straßenlänge weiter, dann ist der Bahnhof erreicht. Ein Zug steht auf dem Gleise, der zur Abfahrt pfeift, ich rufe, winke, ein Schaffner faßt mich, wirft mich in den Abteil, der Zug setzt sich in Bewegung, ich bin in Sicherheit. Jetzt erst denke ich wieder an den Gewürfelten, den ich im Camposanto eingesperrt habe. Ich weiß, ich weiß es ganz genau, daß dies ein ungeheurer Vorteil für mich ist.

Wie die weite Ebene da draußen meine Augen und meine Gedanken hinauszieht; sie läßt die Nähe des Meeres ahnen. Dies alles war einst Wasser, aber das Meer ist von den Mauern von Pisa zurückgewichen, denn die ewig lebendige Flut scheut sich vor der Berührung des weißen marmorkalter Todes — sie speit auch ihre Leichen aus. Ich schwenke den Hut nach dem schiefen Turm hinüber. Fahr wohl, Pisa, weißes Mittagsgesicht, fahr wohl, du schöne unsterbliche Leiche.

Ich bin mit mir allein, denn der Abteil bleibt leer, ich könnte auch keines Menschen Anblick ertragen. Ich wühle in meinem Gedächtnis nach einer Spur des Vergangenen, alle Gleise sind ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schüttet. Und doch muß früher schon etwas gewesen sein, ich muß wie alle Dinge einen Anfang haben, ich bin nicht aus mir selbst entstanden. Wie hätte ich sonst bisher gelebt, ja, wie käme ich zu diesem Rock, diesem Hut, diesen Stiefeln? Es muß irgendwo ein Schneider, ein Schuster leben, der mir das Maß genommen, der Bezahlung von mir empfangen hat. Diese wüßten vielleicht etwas über mich auszusagen. Irgendwo muß ich einmal gewohnt haben; noch mehr, ich muß zur Schule gegangen sein, eine Mutter muß mich geboren haben, vielleicht besitze ich Geschwister, vielleicht Weib und Kind. Wo sind sie? Und wer sind sie? Unmöglich, in meinem Gedächtnis die Antwort zu finden. Meine Gedanken fließen, fließen unaufhaltsam hinunter, ich kann nicht flußaufwärts steuern, wo die Strömung so stark ist. Was hilft es, zu raten, zu vermuten? Ich weiß nichts, nichts von mir, als daß ich auf dem Domplatz von Pisa stand, den Hut in der Hand und die Sonne auf dem Kopf, und daß es eben zwölf Uhr schlug.

Nach einem Zank mit Schaffnern und Zugführern, weil ich ohne Fahrschein mitgefahren war, stieg ich auf einem größeren Haltepunkt wieder aus. Ich war in Florenz. Eine Menschenwelle schob sich vom Bahnhof nach der Stadt, und ich ließ mich mitschieben, ohne zu überlegen. Eine Zeitlang war mir, als wäre ich einer von ihnen und hätte wie sie einen Zweck und Namen, — bis mich das Gefühl meines schauerlichen Alleinseins wie mit Krallen anfiel.

Nach langem, planlosem Umherschlendern zwischen Monumenten und Säulenreihen geriet ich durch ein Tor in die abendliche Campagna hinaus, die mich mit so seltsam vertrauten Augen ansah, als habe sie mich schon einmal näher und besser gekannt. Es war noch hell, aber von den glühenden Farben des Sonnenuntergangs waren nur ein paar kleine perlmutterschillernde Wölkchen übrig, die einsam über den Himmel zogen. Der Mond stand tief unten im Süd, bleichsüchtig und unfertig, und trank das verglimmende

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Feuer der Sonne, an dem er zusehends erglühte. Ich blieb stehen und wartete lange, — auf was, wußte ich selber nicht. Nämlich — ich glaube jetzt, daß mir in der Hypnose meine Persönlichkeit weggeblasen worden ist, denn ich habe eine Menge von Vorstellungen und Begriffen, aber nicht einen einzigen, der sich auf mich selber bezieht.

Unerwartet fand ich mich wieder in der Stadt. Als ich das Pflaster betrat, überraschte mich das Mondgesicht, das, vollgetrunken von Licht, am untersten Ende der Straße stand. Es fehlt ihm nur ein kleines Stück auf der linken Wange, morgen wird es voll sein. Was war mit mir, als es im ersten Viertel stand?

— —

Vor einem großen, erleuchteten Gasthof mache ich Halt und trete nach kurzem Besinnen ein. Ich verlange ein Zimmer, und weil ich ohne Gepäck bin, wird mir das schlechteste angewiesen. Doch das ist einerlei. Ich wasche mir Gesicht und Hände und steige in den Speisesaal hinab, wo ich mich an ein gedecktes Tischchen in der Ecke setze. Es muß der Zwang einer Gewohnheit sein, daß ich zu essen bestelle, denn ich empfinde keinen Hunger, nur einen brennenden Durst, der durch den Rotwein nicht gekühlt wird.

Auf dem leeren Nebentisch liegt eine deutsche Zeitung, um den Metallstab aufgerollt. Ich nehme sie weg, setze mich wieder in meine Ecke und mein erster Blick fällt auf die Vermischten Nachrichten unter dem Strich. Ich lese:

Ein merkwürdiger Fall macht gegenwärtig durch alle deutschen Blätter die Runde. Vor einigen Tagen begegnete man in Bremerhaven einem jungen Mann von verstörtem Aussehen, aber anscheinend den besten Ständen angehörig, der die Vorübergehenden angstvoll bat, ihm zu sagen, wer er sei. Er schien auf einer Reise begriffen, denn er trug Handtasche, Plaid und Schirm, aber er wußte nicht, wohin er wollte, denn er hatte seinen Namen und alle auf seine Person bezüglichen Tatsachen vollkommen vergessen. Einige Bürger der Stadt nahmen sich seiner an und führten ihn

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf das Polizeiamt, wo die genauesten Nachforschungen nach der Herkunft des Unglücklichen angestellt wurden, aber leider ohne Erfolg. Man nimmt an, daß er zu Schiff gekommen sei, indes konnte auf keinem der im Hafen liegenden Dampfer Auskunft über ihn erlangt werden. Auch die Durchsuchung seines Handgepäcks blieb ohne Ergebnis, denn man fand weder einen Paß noch sonstigen Ausweis, nicht einmal die Besuchskarte des Besitzers. Da man ihn in diesem Zustand nicht sich selber überlassen konnte, so hat man ihn zu weiterer Beobachtung der städtischen Irrenanstalt übergeben. Es ergeht daher an alle diejenigen, welche über die rätselhafte Persönlichkeit irgendeinen Aufschluß zu geben vermögen, die dringende Aufforderung, dem Polizeiamt von Bremerhaven Anzeige zu erstatten.

Weiter unten stand in kleiner Schrift eine Anmerkung der Schriftleitung:

Merkwürdigerweise haben wir noch einen zweiten ähnlichen Fall zu verzeichnen, für dessen Richtigkeit wir jedoch so gut wie für das oben Mitgeteilte die Verantwortung ablehnen müssen. Nach einer Zeitungsnachricht aus Paris soll sich dort Ende vorigen Monats eine ältere, verheiratete Frau von Hause entfernt haben unter dem Vorgeben, nicht zu wissen, wer sie sei. Ihrem Mann und ihren Kindern gegenübergestellt, vermochte sie dieselben nicht mehr zu erkennen und behauptete, in gänzlich verschiedene Daseinsbedingungen versetzt zu sein. Obgleich sie unter irrenärztliche Aufsicht gestellt und streng bewacht wurde, wußte sie eine Gelegenheit zur Flucht wahrzunehmen und konnte seitdem nicht mehr gefunden werden. Es scheint somit, wenn obige Berichte wahr sind, hier eine neue, den Ärzten noch nicht bekannte Form von Nervenkrankheit vorzuliegen.

Die Zeitung entsinkt meiner Hand; ich starre fassungslos. Ich bin also nicht der erste, es sind schon andere vor mir ichlos geworden. Es ist eine neue Krankheit, die in Europa zu wüten beginnt, und ich bin eines ihrer ersten Opfer. Und das Irrenhaus

steht auf der Entdeckung, die Zwangsjacke. Gut — ich werde mich zu hüten wissen. Wenn nur nicht schon die Blicke aller Anwesenden auf mich gerichtet wären — selbst die, welche mir vorher den Rücken zugekehrt hatten, drehen sich jetzt herüber, um die Wirkung des Gelesenen zu beobachten. Was wollen sie nur alle von mir? Wer hat überhaupt das verdächtige Blatt in meine Nähe geschoben? Hier ist Festigkeit und Vorsicht not, denn ich fühle, daß ich nicht eine Minute, nicht zehn Sekunden länger das Kreuzfeuer dieser Blicke ertragen könnte. Ich lege die Zeitung weg, stehe langsam auf und bewerkstellige mit sicherer Haltung meinen Rückzug durch den menschenüberfüllten Saal.

Gott sei Dank! Das wäre gelungen. Ich bin auf meinem Zimmer allein. Aber jetzt was beginnen? Wie mich bergen? Ich klingle dem Kellner und verlange Schreibzeug und Briefpapier. Unsinn, an wen soll ich denn schreiben? Aber immerhin, es gibt mir ein Ansehen vor den Leuten, ich werde also Briefe schreiben an erfundene Personen, so gewinne ich Zeit und entwaffne den Verdacht.

Der Kellner kommt zurück und legt mir mit dem Verlangten auch das Fremdenbuch vor, in das er mich bittet, Namen, Stand und Wohnsitz einzuschreiben. Dazu lächelt er mit dem falschen, tückischen Kellnerslächeln, wie Judas an jenem Abendmahl gelächelt haben mag.

Also sind sie schon auf meiner Fährte, sie sehen mich schon als ihren Feind an, die Menschen, die wohl und warm wie in einem dicken Fell in ihrem Ich geborgen sitzen. Aber wenn ich ihr Feind bin, so sollen sie mich kennenlernen. Da fliegt das Bürschchen samt dem Fremdenbuch zur Tür hinaus. Das Knirschen meiner Zähne genügt schon, mir Ruhe zu schaffen. — — — — —

Ja, und was nun? Wie wird es weiter mit mir gehen? Wird es nie wieder anders werden? Gott, o Gott, was ist mit mir geschehen?

Da kommt mir ein neuer Einfall. Ich zünde zwei Lichter an und trete damit vor den Spiegel, was ich vorhin versäumt habe. Ich

erblicke eine Physiognomie, vor der ich selbst erschrecke. Augen, die herausgetreten sind und glühen, als ob dahinter ein Feuer brenne, und zwei lange Furchen die Wangen herunter, so tief, daß man den Finger darein legen könnte und daß sie mir ein ganz altes Ansehen geben. Und doch weiß ich an der Kraft und Biegsamkeit meiner Glieder, daß ich jung bin. Welch unheimliches Gesicht! Die kurzgeschnittenen Haare starren bürstenartig empor, der Bart ist seit lange nicht geschoren. — Und das bin ich! Kann ich mir denn nirgends ausweichen? Muß ich mit diesem schrecklichen Gesicht die ganze Nacht in einem Zimmer verbringen? Nein, das ist nicht möglich, ich ersticke! — — — — — — —

Nachdem ich mit einem Faustschlag das Spiegelglas zertrümmert, bekam ich vor dem schrecklichen Gesicht Ruhe. Das Schreiben zerstreut mich jetzt, und die Worte fliegen mir von selber in die Feder, daß es eine Lust ist. Aber es kommen ihrer mehr und mehr, sie überstürzen sich, kollern durcheinander, daß ich nicht mehr folgen kann, jagen sich, hetzen sich, wechseln, wenn ich sie fassen will, tückisch den Sinn, schließen die unmöglichsten Verbindungen — es ist ein Reden wie in einer Narrenzelle.

Nein, nein, ich will, will, will es nicht dulden. Ich schlage auf den Tisch, ich trete als Herr unter sie, da geben sie Ruhe. Es werde Licht, und es ward Licht! — — — — — — — — — — — — —

Heute morgen sehen sich die Dinge ganz erträglich an. In meinem Kopf ist es jetzt hell und leer wie in einer ausgeräumten Stube, wo der vorige Mieter kein Stäubchen zurückgelassen hat. Mit einer gewissen Neugier, die aber ohne Hast ist, nehme ich aus dem zerbrochenen Spiegelglas ein größeres Stück heraus und stelle mich damit ans Fenster, um meine eigene Bekanntschaft zu machen. Ich muß mich gestern Abend getäuscht haben. Das Gesicht da vor mir im Glas ist regelmäßig und ohne Entstellung, wenn auch etwas bleich. Es kann dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt sein, vielleicht sogar jünger, wenn man die Wangenfalten für Folgen ausgestandener Strapazen nimmt, denn die Umrisse sind

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

jugendlich. Ich betrachte meine Gesichtslinien mit völlig unparteilichem Auge und so genau, als müßte ich mir selbst einen Steckbrief ausstellen; ich darf sagen, sie sind nicht unangenehm, es sind wohlgebildete, von geistigem Ausdruck belebte Züge, Nase länglich und gerade, Augen von unbestimmter Farbe, ein gut geschnittener Mund mit sehr schönen Zähnen, besondere Kennzeichen: keine. Nur die Haut ist auffallend und wie neuerlich gebräunt, und der Bart bedarf der Pflege. Die Gestalt ist über Mittelgröße und sehr geschmeidig, ich gehe im Zimmer auf und ab, werfe mich in allerlei Stellungen, belaure meine Bewegungen wie ein Detektiv, aber es fällt mir nichts auf, das zu einer besonderen Vermutung Anlaß gäbe.

Ebenso forsche ich meinen geistigen Fähigkeiten nach, ich stelle Gedächtnisproben an, ich weiß, daß zweimal zwei vier ist, ich kann die Reihenfolge der römischen Kaiser auswendig — — nein, nein, ich bin nicht krank, bin nicht wahnsinnig, es ist etwas anderes mit mir vorgegangen. Ich bin durchgebrochen durch den Boden des Ichs, durchs Gesetz der Individuation, hindurch, hinab ins reine Sein, auf den Urgrund der Dinge. Ich bin wie der, von dem die Vedas sagen: Er geht umher lachend, essend, spielend, froh mit Frauen, Wagen und Pferden, nie des angeborenen Körpers gedenkend.

Ob es ein Glück oder ein Unglück für mich ist, daß ich mein Ich verlassen habe, wie kann ich das wissen! Was ist überhaupt Glück und Unglück in meinem jetzigen Zustand! Ich bin in ein höheres Dasein versetzt, aber meine Flügel sind noch gefaltet und verklebt. — Geduld, bald lerne ich fliegen.

Es ist ja möglich, daß ich ein sehr berühmter oder ein sehr reicher und ein sehr mächtiger Mann war; aber ich kann ebensogut aus einem qualvollen Kerker ausgebrochen sein. Jetzt habe ich keine Kugel mehr am Fuß, ich bin zum Höchsten fähig geworden. Alle Geisteskräfte verzehnfacht, seitdem das Ich keinen Bruchteil mehr davon aufzehrt. Ich brauche nichts, nicht einen einzigen Gedanken

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

für persönliches Wollen, Wünschen und Fürchten. Ich bin der, der immer ist, aber nie wird, noch vergeht, der wahrhaft Seiende, weder Hinz noch Kunz, nicht Sohn des Herrn Müller oder des Herrn Meier. Die Dinge des Scheinlands sind für mich nicht mehr vorhanden. — — — — — — — — — — — — — — —

Ich muß den zerrissenen Faden wieder anknüpfen. Immer höher und heller war's geworden, da ragten mit einemmal wieder Dinge der Außenwelt herein. Erst Stimmen auf dem Gang, dann ein Klopfen an der Tür, die fast gleichzeitig aufging, und ein unbekanntes Gesicht schob sich ins Zimmer.

Wollen Sie die Güte haben, auf der Stelle mit mir zu kommen? ließ sich eine Stimme in höflichem Ton vernehmen.

Langsam kehre ich in die Scheinwelt zurück, langsam füllt sich mein Aug' mit dem Bilde des Unbekannten.

Ich mit Ihnen gehen? Wohin? Warum?

Ich habe Befehl, Sie auf die Quästur zu begleiten. Bitte, widersetzen Sie sich nicht. Sobald Sie sich ausgewiesen haben, sind Sie wieder frei.

Warum sollte ich mich widersetzen? Ist es nicht ganz gleichgültig, wo ich bin? Haben Sie nur Geduld, bis ich mich vollends angekleidet habe.

Bereitwillig steige ich mit dem Herrn in einen Wagen, der an der hinteren Tür des Gasthofs wartet. Wir fahren durch dunkle, winklige Gassen, an hohen Bauten vorbei, über sonnbeschienene Plätze, die von Menschen wimmeln. Da drängen und stoßen sie sich vorüber, redend, mit Händen fuchtelnd, schreiend, und jeder trägt einen lächerlichen kleinen Fetisch mit sich — sein eigenes Ich.

Ich muß lachen und reibe mir die Hände. Was weiß der Mensch, der in sein Ich eingesperrt ist, von einem Zustand wie dem meinigen! Wie könnte er meine reine, ichlose Erkenntnis erkennen!

Schon wieder kamen Zacken, lästige Zacken. Ich steige eine Treppe hinauf, ich trete in ein Gelaß, wo schlechte Luft ist! Ich will sogleich ein Fenster öffnen, werde aber durch einen Uniformierten

daran verhindert, der zum Wächter der schlechten Luft bestellt zu sein scheint. Die Zacken stechen und ritzen mich jetzt von allen Seiten. Es langweilt mich, das Zimmer, den Tisch, die Menschen und das Schreibzeug auf dem Tisch zu sehen. Es langweilt mich, antworten zu sollen.

Die erste Frage ist nach meinem Namen. Es wandelt mich die Lust an, den Frager seine ungeheure Lächerlichkeit fühlen zu lassen, aber ich bezwinge mich und schweige. Könnte ich ihm denn begreiflich machen, was der Mensch ohne alle Spezialisierung, der Mensch schlechtweg als solcher ist!

Wir haben Gründe, Ihren Namen wissen zu müssen.

Ich habe Gründe ihn zu verschweigen.

Es geht weiter mit Fragen, auf die ich keine Antwort habe. Meine Aufmerksamkeit ermüdet. Ich gebe wiederholte Zeichen, daß ich diese ganze Gesellschaft zu entlassen wünsche, aber sie wollen mich nicht verstehen.

Ob ich zugebe, gestern in Pisa gewesen zu sein und mich der Beobachtung eines Reisenden dadurch entzogen zu haben, daß ich ihn im Camposanto einschloß?

Ich bejahe ohne weiteres.

Ob ich auch angeben könne, wo ich den Vormittag verbracht habe?

Ich ziehe es vor, hierüber keine Angaben zu machen.

Ob ich in San Rossore gewesen sei?

Ich schweige.

Sie verschlimmern Ihre Lage, wenn Sie nicht antworten.

Ich schweige.

Endlich erhebt sich der Beamte und sagt langsam, indem er von Zeit zu Zeit in ein Papier blickt:

Vor zwei Tagen sind ein Herr und eine Dame in Pisa angekommen. Sie übernachteten im Grand Hôtel, ohne ihre Namen einzuschreiben. Gestern früh begaben sie sich nach San Rossore, von wo sie nicht zurückkamen. Gegen Mittag wurde die Dame

durch einen Gärtner im Gebüsch gefunden, tot, mit einer Kugel in der Schläfe. Der Herr ist verschwunden. Um dieselbe Zeit erschien ein Reisender, auf den die Angaben des Gastwirts passen, in der Taufkirche, er gab Zeichen großer Aufregung und wusch sich die Hände im Weihkessel. Als er sich beobachtet sah, entkam er nach dem Bahnhof und fuhr ohne Fahrschein hierher. Dieser Reisende sind Sie. Es ist also für Sie von höchster Wichtigkeit, bezüglich des Mordes in San Rossore Ihr Alibi nachzuweisen. — Ich erwidere nichts auf diese Mitteilung, all mein Besinnen ist vergeblich. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Abermals bin ich mit mir allein, gefangen wie es scheint. Mein Fenster ist vergittert, und außen geht ein Posten auf und ab. Das ist alles nicht wesentlich. Es kommt nur darauf an, daß ich ungestört meine Gedanken bilden kann. Viele heimliche Bezüge sehen mich fragend an. Tiefe Rätsel kommen und bitten um Lösung. Da ist die geheimnisvolle Farbe der Vokale, die so vieles mitteilen will von jenseits der Dinge und auf die noch kein Dichter geachtet hat. Das A ist reines Licht, Anfang aller Dinge, das Weiß, aus dem die Farben hervorbrechen. Warum sagen wir „Weiß?" Ist es nicht eine Fühllosigkeit unserer Sprache? Andere Völker drücken das Weiße durch ein A aus, und unser erster Ausruf beim Anblick einer sonnbeschienenen Marmorwand oder eines Schneefeldes ist Ah! Das E sehe ich gelblich, übergehend in rot. J ist der lichte, blaue Himmel, die Sehnsucht, der Zug ins All, aber das tiefe Abgrundblau des Meeres nähert sich dem U, und es ist abermals eine Schwäche unserer Sprache, diesen Ton blau zu nennen, wodurch etwas Flaues, Graues hineinkommt. Welch sinnliche Kraft liegt in dem englischen blue! The blue mediterranean — darin ist die ganze Tiefe des tiefblauen Mittelmeers. Das O ist schwarz, wie ein Bahrtuch, es ist alles irdische Leiden und Sterben. Aber das U ist das Samtschwarz des Abgrunds, das Nichts, der Tod, die tiefe, tiefe Kluft, die alles verschlingt. Das U ist das feierliche Requiem über einer versunkenen

Welt. — Wäre ich ein Dichter, ich würde eine Kette von Vokalen dichten, die das Unaussprechliche aussprechen sollten. — — —
Es ist ja möglich, daß ich dieses arme Weib erschossen habe, aber ob ich es getan oder ein anderer, das bleibt sich doch völlig gleich. Das alles kann mir in meiner jetzigen Stellung nicht mehr schaden. — Ich habe sie jedenfalls erschossen, denn ich bin bei allem, was geschieht, beteiligt. Und wenn sie mir auch den Kopf heruntergeschlagen, was tut's? Der Mensch an sich wird davon nicht berührt.
Unerwartet bekomme ich Besuch. Zacken, spitzige Zacken. Doch ich lasse mich nicht im Schreiben stören. Man macht mir Entschuldigungen. Es scheint, daß ich nicht der Täter bin. Aber, o Gott, wie gleichgültig ist das alles!
Man bedauert auch, daß ich im Hotel Ungelegenheiten gehabt. Es sei ein schlechter Gasthof, man würde mich gern in einen besseren begleiten. Aufgepaßt, mein Herz! Ist das Menschentier so gütig? Ich bin jetzt ganz bei der Sache. Nur meine Papiere muß ich noch zusammenpacken — so! — — — — — — — —
Das war eine lustige Fahrt, an die ich und noch einer denken werden. Sie wollten mich zu dreien begleiten, aber meine Höflichkeit ließ es nicht zu. Es war einer darunter, den sie den Herrn Doktor nannten, ein schmächtiges, blondes Männchen, das bat ich mir zur Gesellschaft aus. Wir bekomplimentierten uns hin und her, bis man mir willfahrte, und beim Einsteigen hörte ich, wie einer der Zurückbleibenden dem Kutscher die Weisung gab: Nach San Salvi! O ihr Galeerensträflinge des Ichs, nichts anderes habt ihr dem Freigewordenen zu bieten als eine Narrenzelle! — Ich unterhielt meinen Blonden so gut, daß er ganz zutraulich ward, aber als wir durch eine einsame Gegend fuhren, legte ich ihm plötzlich die Arme um den Leib, schnürte ihm mit einem Gurt, den ich leise aus dem Innern des Wagens losgetrennt hatte, die Hände zusammen und schob ihm mein Taschentuch in den Mund. Dann ließ ich sachte das Fenster herab und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schwang mich hinaus in den Graben. Der Blonde wagte keinen Widerstand. Ich hätte nur die Augen sehen mögen, die sie in San Salvi machten, als der Wagen hielt mit dem Klümpchen Unglück darin. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist ja klar, daß man einen Menschen, der kein Ich hat, in einem wohlgeordneten Polizeistaat nicht brauchen kann. Aber auch ich kann den Polizeistaat nicht mehr brauchen. — — — — —

Ich wandere und denke das Undenkbare, ich erlebe in mir alle Zeit von der Geburt des Seins aus dem Chaos bis auf diesen Tag. Ich sehe die goldgrüne Schlange der Ewigkeit um den Baum der Erkenntnis geringelt.

In ausgehöhlten Bergflanken, in triefenden, säulenreichen Grabkammern, beim Rand der Abstürze, denke ich mein Höchstes und Letztes. Die Grillen zirpen, und die Frösche quaken vom Wasser herüber. Es ist eine flötenweiche, sehnsüchtige Nacht. Die Sterne ziehen herauf, aber sie sind glanzlos und verweint, denn der Mond hat sich gefüllt und ihr Licht verschlungen. Mir ist weh und sehnsüchtig zu Mut nach den lieben Unbekannten, die ich vergessen habe. Auch das Weib aus den Cascinen von Pisa ist in der Nähe und sieht mich fragend an, aber ich kenne sie nicht; was hätte sie mir zu sagen? Es ist nur ein Rückfall, ein Heimweh, wie es den Seefahrer auf weiten Meeren ergreifen mag. Aber ich will nicht zurück ans Ufer. — Was gehen mich diese fremden Leute an? Die Sterne müssen verbleichen, wenn der Mond sich gefüllt hat. Dort steht er über dem Kirchlein auf dem Berge, voll und rund. Er ist so groß wie eine weingefüllte Bowleschüssel. Er glänzt nicht nur, er wärmt sogar, ich fühle sein warmes Licht um meine Stirne spielen. Ich bin schon durchgebrochen durchs Ich, jetzt will ich auch das Sein verlassen, ich will weiter, tiefer, ein Stockwerk tiefer.

*

Hier endete die Schrift. Ich kehrte zwei Tage später mit mehreren anderen Personen auf den Monte Ceceri zurück, um nach dem

wunderlichen Schreiber zu forschen, aber die Arbeiter, die wir in den Brüchen beschäftigt fanden, konnten keine Auskunft geben. Niemand hatte einen Menschen gesehen, auf den die Schilderung der Handschrift paßte. Ob er in unzugänglichem Geklüft sein Ende gefunden hat, ob er ziellos weiter schweift? — Zuweilen denke ich, es war vielleicht auf einen Scherz oder gar nur auf eine schriftstellerische Ubung abgesehen. Dem widerspricht aber die Spiegelschrift und der ganze Zustand des Manuskriptes. Wie dem auch sei, es fehlt mir jeder Anhaltspunkt, um auch nur die Zeit der Abfassung zu bestimmen, denn es fand sich nirgends ein Datum, und das Heftchen kann ganz gut Jahre lang zwischen den zwei Steinen gesteckt haben.

Dieser Umstand legte von vornherein alle Nachforschungen lahm. Ich habe zwar dennoch Schritte getan, um den Schleier zu lüften, aber sie blieben, wie zu denken war, erfolglos, die Lebenswege des Unbekannten waren nicht aufzuspüren, und die sonderbare Schrift, die wohl verwahrt in meinem Schreibtisch liegt, gibt mir, so oft ich sie betrachte, dasselbe Rätsel auf: Wer war er?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN